

24 450

A. Paudler
Der neue Kammweg.



21
18.

Rsb.
Eur. Dl. d. ¹¹/₈.

Rob. Cur. El d. $\frac{11}{48}$

637





In der Grundmühle.

Rsb Eur. D. d. 11
48

Der neue Kammweg

vom Jeschken zum Rosenberge.

Von

A. Paudler.

Mit 32 Initialen und einem Vollbilde von Aug. Frind in München
samt einer Kammwegkarte von H. Schwarz.

△▽△

Dritte Auflage.



Leipa 1904.

Im Selbstverlage.

lit. post.

CBGIÓŠ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167337

Kel



24450

—
 Alle Rechte vorbehalten.
 —



Buchdruckerei Johann Künstner in B. Leipzig.

Sein

Hofrat Dr. R. Roth

Hochachtungsvoll

Gewidmet.

Der Verfasser.

V o r w o r t.

Mein Buch über den neuen Kammweg habe ich einem Naturfreunde gewidmet, der durch die Gründung des Gottesgartens bei Jöhnitz wie auch durch seine Schriften die werktätige Liebe zur Natur und ihrer Schönheit in unserem Lande vielfach angeregt und mächtig gefördert hat.

Nicht zum Reisen, sondern zum Lesen ist mein Buch geschrieben. Aber es soll die Wanderlust wecken und später eine fröhliche Erinnerung an die Wandertage lebenslang wach erhalten. Daher kann mein Buch mit Recht ein Seitenstück oder eine Fortsetzung zu meinem dreibändigen Werke „Ein deutsches Buch aus Böhmen“ genannt werden. Absichtlich war ich in meinen Schilderungen recht ausführlich, weil es zumeist Gegenden betrifft, die in jenen drei Bänden nur flüchtig berührt worden waren. Insbesondere handelt es sich um einen herrlichen Teil der nordböhmischen Waldmark, und um die Dybin-Gegend, die zu den schönsten Landschaften Sachsens gehört.

Daß auch das vorliegende Buch mit dem Rosenberge abschließt, mag Vielen als belangloser Zufall erscheinen. Mir erscheint es wie eine Fügung, da der Rosenberg mir nicht bloß in meiner Knabenzeit der merkwürdigste aller Berge war, sondern auch noch jetzt eine ungemeine Freude bereitet, wenn ich seine bläuliche Glockengestalt wieder einmal zu Gesicht bekomme.

Viele haben sich durch lebenswürdige Auskünfte und andere Förderungen um mein Buch verdient gemacht, insbesondere die Herren Dr. Alf. Meiche, Dr. Alf. Moschkau, Pfarrer Scheuffler, Wegmeister V. Wetzel, Oberlehrer f. Kühnel und in erster Reihe mein Freund Dr. f. Hantschel, der in gewohnter Liebenswürdigkeit auch die Durchsicht des Druckes übernahm und an verschiedenen Stellen Berichtigungen

ermittelte, von denen einige mit Namen verzeichnet sind, damit sie immerdar ein dankbares Zeugnis geben mögen.

Viel Dank gebührt den vier Gebirgsvereinigungen, welche den Kammweg herstellten und mich in meinen Bestrebungen sehr zweckmäßig unterstützten und meinen Wünschen vollauf Rechnung trugen.

Auch die Herren J. Ohme und J. Mohr habe ich dankbar zu nennen. Letzterer hat mir nicht bloß ein Empfehlungsschreiben für die Wanderung, sondern später auch die kartographische Andeutung des Kammweges verschafft, mit deren Hilfe Herr Lehrer Hugo Schwarz die Kammwegkarte gezeichnet hat, wodurch ich einer großen Sorge ledig wurde. Doch sei bezüglich der Kammwegkarte bemerkt, daß der Kammweg von der Grundmühle bis zur Kirchgrundbrücke dem rechten Ufer des Kamnitzbaches zu folgen hat. Ferner haben wir erst in letzter Zeit erfahren, daß Herr August Otto, Fabrikant in Warnsdorf, das Kammzeichen erfunden hat. Diese Ehre soll ihm gewahrt bleiben.

Das günstige Vorurteil, das schon vor dem Erscheinen meines Buches in der Öffentlichkeit sich äußerte, ist dem Buche — ungerufen! — auch nach seinem Erscheinen bisher treu geblieben. Das beweisen die Äußerungen der öffentlichen Presse, das beweist die hoch erfreuliche, ja ganz ungewöhnliche Zahl der Abnehmer.

Die Schriften, welche ich benützt habe, sind meistens an Ort und Stelle genannt. Hervorheben möchte ich den Zittauer Gebirgsfreund, das Jahrbuch des deutschen Gebirgsvereines für das Jeschken- und Isergebirge, die Führer von Th. Schäfer und Dr. Moschkau, J. Taubmann's Sagenbuch, dem ich zahlreiche Sagen entlehnte. Eine ganz vorzügliche Unterstützung bot mir Dr. F. Hantschel's Nordböhmischer Touristenführer, der den wandernden Freund der Landschaft und ihrer Vergangenheit nie im Stiche läßt. Es ist selbstverständlich, daß auch die Mitteilungen des Nordböhmischen Erkursionsklubs für mich eine immer rieselnde, nie versiegende Quelle waren, aus welcher hunderterlei Nachrichten und insbesondere auch ungezählte Sagen geschöpft werden konnten.

Schließlich gebührt mein ganz besonderer Dank meinem Freunde, dem Zeichner, der meinen Wünschen in so vielen Beziehungen willig Rechnung trug.

Möge das Buch, an dem wir gemeinsam und so frohgemut gearbeitet haben, dem geschätzten Leser gefallen und unserem Lande und Volke ein wenig nützen! Mit diesem Wunsche sei es in die Welt gesandt.

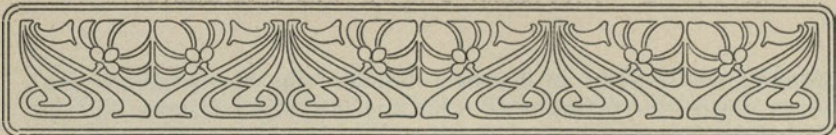
Leipa am weißen Sonntag 1904.

U. Paudler.

Es jubeln schmetternd Vogelchöre,
Am Firmament die Sonne lacht,
Es predigt Fels und Wald und Aue,
Es ruft der Lenz in seiner Pracht:
„Gebt unserm Gott die Ehre!“

Der Schöpfung Werk, des Waldes Rauschen
Verkündet seine Majestät,
Von meinen Lippen kommt's wie Jauchzen
Und aus dem Herzen wie Gebet:
„Gebt unserm Gott die Ehre!“

Udda v. Liliencron.



Einleitung.

vor etwa sieben Jahrzehnten lebte in dem „abgelegenen Dörfchen Kamnitzleiten“ bei Rosendorf eine Frau Namens „Thekla, welche nur die Wirtin einer „Dorfschenke war, aber den zu jener Zeit „viel belächelten Gedanken, daß für „die Fremden ein Weg vom Prebisch-
tore auf den Rosenberg gebaut werden „solle, nicht nur aussprach, sondern auch in einem Gesuche vor den Fürsten „in Töplitz brachte. Dieser Gedanke ist in neuerer Zeit verwirklicht worden. „Jetzt aber handelt es sich um einen noch weit größeren und folgenreicheren, „überdies freudigst zu begrüßenden Gedanken, den man bei einiger Berück- „sichtigung seiner Bedeutung nicht genug rühmen kann. Am 13. April 1902 „versammelten sich nämlich in Warnsdorf zahlreiche Vertreter von nord- „böhmischen und lausitzer Gebirgsvereinen und beschloßen einheitliche Be- „zeichnung für einen Weg, welcher vom Teschken bis zum Rosenberge immer „über die Kämme laufen und gleichsam ein Rückgrat bilden soll, an welches „sich rechts und links die übrigen Wege und Wegzeichen wie Nerven anschließen „sollen. Dieser „Kammweg“ wird über 60 km lang sein und wie gesagt ein „eigenes Zeichen besitzen, nämlich einen blauen, vierzackigen Kamm im weißen „Felde. Die Richtung ist durch folgende Namen gegeben: „Vom Teschken „über das Ausgespamm, die Moißel- und Scheuflettoppe zur Christophorus- „Kapelle, über den kleinen Kalkberg, den Spitzberg, den großen Kalkberg „zur Straße bei der Freudenhöhe, dann über den Trögelsberg und den „Spitzstein zur Ortschaft Paß. Es folgen der Pfaffenstein, die Mord- „kieser, die Tobiaseskieser, das Lückendorfer Forst- und Kuchhaus, das „Kammloch, der Hochwald, der Johannisstein, der Pflissenberg, der Raben- „stein, die Lauße, der Tollenstein, der Tannenber, Dorf Schönfeld; der „Kaltenberg, Dorf Hafel, Stadt Kamnitz, Schemmel, die Grundmühle und „der Rosenberg“. Die Kosten der Durchführung wird jeder der beteiligten „Vereine auf seinem Gebiete zu tragen haben. Mit der Überwachung

„wurde Herr J. Mohr in Kumburg betraut. Zu den beteiligten Vereinen gehören die Gebirgsvereine für das nördlichste Böhmen, für die böhmische Schweiz, für das Jeschken- und Fjeragebirge, sowie für das Zittauer Gebirge.¹⁾ Das Unternehmen, welches hier in großen Zügen angedeutet ist, dürfte, wenn wir uns nicht sehr täuschen, von einer Wichtigkeit sein wie kein anderes, welches bisher von deutschböhmischem Gebirgsvereinen in's Werk gesetzt worden ist. Der neue Weg dürfte vielleicht unser nordböhmischer „Kammsteig“ werden, freilich nicht reich an geschichtlichen Erinnerungen, da er ja eine neue Schöpfung sein soll, desto bedeutsamer als Wanderziel zahlloser Naturfreunde.“

Fast zwei Jahre sind seit der Veröffentlichung²⁾ dieser Zeilen vergangen, aber ich bin noch immer derselben Ansicht, mehr als je derselben Ansicht. Ich habe den Kammweg vom Jeschken bis zum Rosenberge nun auch selber begangen, aber ich bin und bleibe derselben Ansicht.

„Daß Kammwanderungen zu den schönsten und dankbarsten Partien zählen, werden mir wohl alle bestätigen, welche den Riesenkamm entlang gegangen sind oder vom „Stern“ bei Braunau nach der Heuscheuer, von der Königshöhe auf dem Friedrichswalder Kamm nach Josefstal wanderten.“ So schrieb K. Kramer im „Gebirgsfreund“,³⁾ indem er zwei lohnende Kammwanderungen schilderte: „Blottendorf-Bildstein“ und „Lauische-Tollenstein-Tannenbergl“, von denen die letztere mit einem Teile des „neuen Kammweges“ sich deckt und sicherlich zu den schönsten Partien unseres Vaterlandes gehört. Ein Stück des Kammsteiges in Thüringen abzulaufen, war mir immer ein großes Vergnügen, so oft ich in die Lage kam. Den Kamm des Erzgebirges entlang zu wandern, war schon vor Jahren mein lebhaftester Wunsch, und ich hab' es versucht, hätt' es wohl auch durchgeführt gewesen wäre. Und als ich die Schneekoppe bestiegen hatte, da war das Wetter so herrlich und die Stimmung so wanderlustig, daß ich viel darum gegeben hätte, wenn ich den Riesenkamm hätte entlang wandern können bis an die Fluten der Fjer. Aber mir gebrach es an der erforderlichen Zeit, was ich seither oft beklagt habe.

Der neue Kammweg vom Jeschken zum Rosenberge ist vollendet und er wird an Schönheit, Naturreiz, Abwechslung und Sagenreichtum nicht leicht irgend einem anderen Kammwege nachstehen. Aber ist er ein Bedürfnis? Wird er Besucher finden? Das fragen Viele. Nun freilich, ein Naturfreund aus Kammitz oder Wernsdorf wird vielleicht den Kammweg nie als Ganzes besuchen und ansehen wollen.⁴⁾ Er besucht bald den Tollenstein und die Lauische, bald den Tannenbergl, Kaltenbergl oder Rosenbergl, bald wieder den Hochwald oder die Jeschkenkoppe. Stückweis genießt er die herrliche Natur des Kammweggebietes, stückweis nach Zeit, Lust und Laune. Aber denken wir uns einen Berliner oder Stettiner! Sollte er wegen der Lauische bis nach Sachsen, wegen der Jeschkenkoppe oder wegen

¹⁾ Deutsche Volksztg. v. 14. April 1902. — ²⁾ Erzl., XXV, 285, 286. —

³⁾ Gebirgsf., XIII, 171. — ⁴⁾ Diese Behauptung geht viel zu weit. Gerade aus dieser Gegend kenn' ich einige Herrschaften, welche nur auf mein „Kammwegbuch“ warten, um im nächsten Sommer den Kammweg vom Anfang bis zu Ende zu begehren.

des Rosenberges bis nach Böhmen kommen? Das ist unwahrscheinlich und von ihm zuviel verlangt. Wegen einer einzelnen Höhe reist er vielleicht zum Vesuv oder zum Ätna, aber nicht zum Schwarzen Berge hinter der Tobiasstiefer. Aber wenn ihm ein Freund oder ein Buch von den Herrlichkeiten des Kammweges erzählt, die er in einer Woche oder wohl gar in einer halben Woche genießen kann, dann schließt er wohl für einige Tage seinen Schreibtisch, öffnet aber das Geldfach und vertraut sich zunächst den Flügeln des Dampfes, dann aber den Klappen des Schusters. Er wird sich nicht getäuscht fühlen. Und schließlich wird wohl auch der von Kamnitz und jener von Warnsdorf seinem Beispiele folgen. Denn wo Tauben sind, dort fliegen Tauben zu.

Die Ausflüchten, von denen ich spreche, sind umso hoffnungsreicher, weil die Naturfreunde unserem „neuen Kammwege“ geradewegs zugeführt werden. Die Hauptvorstände des deutschen und des österreichischen Riesengebirgsvereines sowie des Jeschken- und Isergebirgsvereines haben vergangenen Sommer den wichtigen Beschluß gefaßt, das blaue, vierzackige Kammzeichen auch für den „Kammweg“ vom Jeschken bis zur Schneekoppe zu verwenden. Die Bezeichnung soll vom Jeschken über Reichenberg geschehen. Weitere Kammwegstationen sind Hohenhabsburg, Rudolfstal, Friedrichswald, Königshöhe, Seibthübel, dann Bramberg, Josefstal, Tannwalder Spitzberg, Brand, Tiefenbach, Tannwald, Stephanshöhe und Wurzelzdorf. Der Reichenberger Gebirgsverein bezeichnet bis zur steinernen Brücke in Wurzelzdorf, der österreichische Riesengebirgsverein von hier bis zur Schneegrubenbaude, endlich der deutsche Riesengebirgsverein den weiteren Kammweg bis zur Schneekoppe.¹⁾

Überdies beabsichtigt der Gablonzer Gebirgsverein sich ebenfalls an der Bezeichnung des Kammweges vom Jeschken bis zur Schneekoppe zu beteiligen. Er bezeichnet den Weg vom Jeschken über den Lubokauer Berg, über den Zaberlich, über Hermannstal und Gablonz, über den Schnuppstein, über Schwarzbrunn und Mörchenstern und Tannwald bis zur Stephanshöhe, wo dieser Gablonzer Kammweg in den vom Gebirgsvereine für das Jeschken- und Isergebirge beschlossenen Kammweg einmündet.²⁾

Sehr kurzichtig müßte sein, wer die Bedeutung dieser Beschlüsse und ihrer Verwirklichung nicht zu erkennen vermöchte. Die Naturfreunde, welche den Kamm des Riesengebirges schon längst bevölkern, werden in immer erheblicherer Anzahl auch in das Isergebirge und bis zum Jeschken herüberkommen, weil ihnen über Reichenberg und Gablonz zwei preiswerte Wege zu Gebote stehen und durch den blauen Kamm bereits vertraut sind. Und wenn sie einmal auf der Jeschkenkoppe stehen, warum sollten sie es unterlassen, ihren Fuß noch weiter zu setzen und durch eine Gegend zu ziehen, die, wenn wir von den Alpen absehen, zu den landschaftlich schönsten und abwechslungsreichsten in deutschen Landen gehört? Warum? So muß ich fragen, und ich finde keine andere Antwort, als daß sie ihren Weg bis zum Rosenberge fortsetzen werden.

Es ist gewiß bemerkenswert, daß der „neue Kammweg“ vom Jeschken bis zum Rosenberge beständig durch den alten „Markwald“ führt

¹⁾ Gebirgsf., XV, 158. — ²⁾ D. Volksztg. v. 21. Okt. 1903.

der vormals mehrere Meilen breit das Böhmerland vom Fremdlande abschloß. So wandern wir gleichsam in einem Erbwald, wie man sonst von einem Erbschlüssel oder einem Erbzaune zu sprechen pflegt. Nur hier und da ist jetzt der Wald gelichtet, von Straßen durchschnitten, und es ist wohl auch ein Dörfchen oder ein Dorf zwischen den alten Markwald herein-geschoben, wie wir es an Schönfeld, Limpach und anderen Ortschaften beobachten können. Meistens sind aber die Einschiebe und Eindringlinge doch mehr einschichtiger Natur wie Freudenhöhe, Waltersdorfer Zollhaus, Kreuzbuche, Grieselmühle, Grundmühle. Daß auch einige Sommerfrischer den Kammweg nahezu berühren wie Dittersbach oder von ihm berührt werden wie Lückendorf, Innozenzendorf, Klein-Semmering, das ist nicht wunderbar, da der Markwald so Vielerlei bietet, was für den Sommerfrischer ein Gegenstand der Sehnsucht ist.

Der Markwald, der das Böhmerland von den Nachbarländern scheid, war an manchen Stellen bis fünf Meilen breit¹⁾ und gehörte in alter Zeit den Landesfürsten, welche behufs der Landesverteidigung auf seine Erhaltung sehr bedacht waren und durch manch ein Gebot diese Zier und Brustwehr des Landes zu sichern trachteten. Allein immer wieder ächzten Art und Säge inmitten der Waldmark. Vergleute, Kohlenbrenner, Glasarbeiter entholzten das Gebirgsland, und bald auch rodete der deutsche Bauer das Gehölz, und es wühlte sein Pflug, wo früher das Wurzelwerk des Urwaldes sich ausgebreitet hatte. Denn die Landesgroßen ließen sich mit großen Teilen des Markwaldes beflehnen, durch dessen Rodung und Ausbeutung sie zu großer Macht und Wohlhabenheit gelangten. So haben in Nordböhmen die Geschlechter des Hauses Marquard und die Birkengeschlechter sich des Markwaldes bemächtigt. Noch mag die Stadt Rannitz von König Ottokar gegründet worden sein, aber bald gehörte aller Wald vom Tscheken bis zur Elbe den Herren von Gabel und Länberg, von Wartenberg und von Michelsberg sowie den Birken von Dauba und Leipa samt ihren Sippen. Ubrigens waren die Verhältnisse ähnlich wie die des Erzgebirges.²⁾ Ein jungfräulicher Urwald war es gewesen, ehe die ersten Deutschen in dieses Waldgebiet mit Pflug und Art eindrangen. Denn heilig war dieser Wald, und uns ist er es noch jetzt. Die Bäume sind freilich jüngerer Herkunft, aber sie stehen an der Stelle ihrer Alvorderen, sie erzählen ererbte Kunde von den Taten unserer Stammesgenossen, sie lispeln vielleicht unter einander von den Erlebnissen, die den deutschen Völkern schon vor der großen Völkerwanderung in diesem allseits von Gebirgen umzäunten Lande beschieden waren.

Ein großer Vorzug des neuen Kammweges ist es ganz gewiß, daß er jederzeit durch kerndeutsches Gebiet führt. Es wandert sich viel fröhlicher, wenn man in jedem Einheimischen, dem man begegnet, einen sprachverwandten Volksgenossen erkennt.

Auch brauch' ich wohl nicht besonders hervorzuheben, daß der Kammweg teils den Leitmeritzer Kreis durchschneidet, dessen Naturschönheit seit Jahrhunderten gerühmt wird, und überdies jenen Teil des Bunzlauer Kreises, der dem Leitmeritzer an Naturschönheit verwandt ist. Hofer, ein

¹⁾ Sippert's Sozialgesch., I, 15. — ²⁾ Erzgebirgsztg., XXIII, 146.

Naturfreund, dessen Kenntniß der Natur und ihrer Schönheit landberühmt ist, schrieb, als er im Jahre 1793 von Budin her den Leitmeritzer Kreis betrat: „Wer würde beim Anblick dieser vortrefflichen Gegend dem Leitmeritzer Kreise nicht gern den schönen Namen des Paradieses von Böhmen einräumen? Wahrlich, es ist ein Anblick, der die Seele erhebt, den ich schon oft, aber noch nie genug genossen habe, und der allein einer Reise von vielen Meilen wert ist.“¹⁾ Und wie sehr rühmt Hofer das Auschaer Rotland! „Was der Rohl für die Gegend bei Riemes ist, das ist für die Gegend von Drum, Bleiswedel und Auscha der Kohn. Alle umliegenden Täler haben eine üppige Fruchtbarkeit an Getreide, Gemüsen, Hopfen und Obst. Besonders wird der Hopfenbau fast nirgends im Kreise so stark getrieben wie hier. Die entzückend schöne Kultur in dem herrlichen Auschaer Tale, an dessen westlicher Seite der Geltach sich prächtig erhebt, ist eine der angenehmsten Weiden für's Auge und war es besonders zu jetziger Zeit, wo alles in duftender Blüte stand.“²⁾ Derselbe Schriftsteller spricht anlässlich seiner herrlichen Schilderung der Feschenausicht auch von dem Reichtum an „schönen, malerischen Prospekten“, den die nördliche Hälfte des Bunzlauer Kreises habe.³⁾

Also in eine so reizende, in eine so herrliche Gegend, in den alten Markwald wollte ich ziehen! Aber im ersten Jahre, so lange der Kammweg noch nicht vollständig bezeichnet war, ging es nicht, gewiß nicht. War auch gesundheitlich zu solcher Reise außer der erforderlichen Verfassung. Jedoch den nächsten Winter benützte ich mit solchem Eifer zu wissenschaftlichen Vorarbeiten, daß ich bald in der Gegend, durch welche ich wandern sollte, auf der Karte wie zu Hause war und mir hundert Sagen und Geschichten im Kopfe schwirrten, die zum Kammwege gehörten. Bald erkundigte ich mich auch um die Zeit, in welcher der Kammweg von der Tobiaskiefer bis zur Feschentoppe fertig gestellt werden sollte. „Sobald es das Frühjahrswetter zuläßt“, lautete die Antwort. Und so war ich gesonnen, die Wanderschaft in den Monat Juni zu verlegen. Natürlich wollte ich nicht allein gehen, und so erkundigte ich mich bei meinem Freunde, dem Maler August Frind in München, ob er nicht Lust habe, von der Partie zu sein. Er willigte ein. Für Gefährtschaft war also gesorgt, auch dafür, daß wir die Gegend mit den Augen eines Malers betrachten würden. Und wenn wir Geeignetes fanden, dann gab es wohl auch Bilder für das „Kammweg-Buch“, das ich zu schreiben gedachte.

Allerlei Gedanken machte ich mir über die Ausrüstung. Meine Gewohnheit ist es nicht, viel zu tragen; am liebsten nichts, gar nichts. Doch das war in diesem Falle nicht zu umgehen. Einige Wäsche war unentbehrlich, ebenso ein seidenes Halstuch und ein Überzieher samt einem Fernglase. Drei Reisehandbücher konnte ich nicht missen, nämlich die Touristenführer von Dr. F. Hantschel, Dr. Alfred Mojschau und Th. Schäfer.⁴⁾ Nicht weniger unentbehrlich waren fünf Blatt Generalstabskarte und die vom Reichenberger Gebirgsvereine herausgegebene

¹⁾ Dr. Joh. Mayer: *Phyf. Aufg.* (Dresden 1794), IV, 119. 121. — ²⁾ Mayer, IV, 310. 311. — ³⁾ Mayer, IV, 309. — ⁴⁾ F. Hübler's Führer hätte ich auch nötig gehabt, aber er war mir zur Zeit nicht zur Hand.

Wegkarte, aus der ich aber, weil sie mir für den Reisegebrauch zu groß und schwer war, nur das Viertel herauschnitt, welches für unsere Kammwanderung in Betracht kam. Notwendig waren auch nebst einem Notizbuche zahlreiche Blätter mit Aufzeichnungen, die ich mir für die Reise vorbereitet hatte, sowie etliche Zigarren, wenn ich nicht unterwegs auf ganz ungewohnte Sorten ausschließlich angewiesen sein wollte. So war sehr bald nicht nur die Reisetasche, die am Riemen hing, sondern überhaupt jede Tasche in jedem Kleidungsstücke mit Reisegerät gefüllt und vollgepackt. Unwillkürlich erinnerte ich mich an den Kartographen Kreybich aus Steinschönau, der auf seinen Wanderungen durch das Böhmerland allerdings einen gewaltigen Schirm mit sich führte, der ihm Vorratsgewölbe und Bücherschrank war. Dagegen war mein Schattenspender nur ein ganz bescheidenes und recht gebrechliches Ding, das kaum der Rede wert ist. Noch weit beladener als ich war mein Gefährte, der sich in einem Rucksack reiches Zeichengerät mitgenommen hatte, wovon freilich der größere Zeichenblock gar nicht gebraucht wurde und nur ein kleiner zur Verwendung kam. Aber gebraucht oder nicht gebraucht — getragen mußte er doch werden.

Natürlich hatte ich auch eine Bahnlegitimation, aber zu meiner Freude auch einen „Kammweg-Reisepaß“, den mir die Vorstände der beteiligten Gebirgsvereine um meines Zweckes willen ausgestellt hatten. Er lautet:

„Gebirgsverein für das nördlichste Böhmen. März 1903. Wir ersuchen alle Vorstände der Ortsgruppen, dem Vorzeiger dieses, dem Herrn Professor Paudler in Leipa, welcher die Vereinsgebiete der unterfertigten Gebirgsvereine zum Zwecke der Herausgabe eines „Kammführers“ bereist, in jeder Beziehung entgegenzukommen, alle gewünschte Auskunft zu erteilen, ihm wenn nötig einen Führer mitzugeben, sowie dafür zu sorgen, daß er überall gut aufgenommen wird. Gebirgsverein f. d. nördlichste Böhmen: M. U. Dr. Johann Hille. Zentralausschuß des Gebirgsvereines für die Böhmisches Schweiz: Robert Manzer, dzt. Obmann. Verband Lusatia südläusitzischer Natur- und Gebirgsvereine: Prof. Dr. Robert Lamprecht. Hauptausschuß des deutschen Gebirgsvereines für das Teichken- und Hegergebirge, Reichenberg: Josef Beuer, dzt. Obmann.“

Ich sage auch an dieser Stelle den beteiligten Obmännern und Vereinen meinen verbindlichsten Dank und insbesondere auch Herrn J. Mohr in Rumburg, der mir dieses Empfehlungsschreiben ausgewirkt hat. Es sollte mir für alle Fälle zur Unterstützung dienen und hat mich in meiner Unternehmungslust und Seligenszuversicht sehr bestärkt, aber zum Glück war es nicht nötig, dasselbe vorzuzeigen. Überall ist man uns sehr freundlich entgegengekommen, überall hat man uns bereitwillig mit Auskünften geholfen. Aber abgesehen von der Freundlichkeit aller, mit denen wir zu verkehren hatten, und abgesehen von der Zuverlässigkeit, die uns geboten wurde, obwohl wir fast nie unsere Namen nannten, waren die Preise mäßig oder sogar sehr billig, insbesondere für die Wohnung, welche zwar meistens ein wenig beschränkt, aber doch für mäßige Anforderungen ausreichend war. Viele Bergwirte haben Wein, den wir überall recht gut fanden. Meistens war auch das Bier zu loben, besonders das

Pilsner in Lückendorf und Dittersbach, auf dem Jeschken und auf der Freudenhöhe, selbstverständlich auch in Reichenberg und B.-Kamnitz. Auch die einheimischen Biere waren meistens recht gut und trinkbar; unsere norddeutschen Freunde würden von einem „recht schönen Geschmack“ desselben gesprochen haben. In einer einzigen Wirtschaft, die ich nicht nennen will, war das Bier sehr zu tadeln, die allerletzte Reize, die es in einem Fasse gibt. Wenn ein Frosch darin schwamm, keiner von uns würde ihn gesehen haben. Doch versuchte die Kellnerin, den Fehler, den ein anderes begangen hatte, nachträglich nach Kräften wieder gut zu machen, so daß wir über die Sache Gras wachsen lassen wollen. Allein wie der Bauer nach dem Ausspruche des Dichters, so ist auch der Tourist mit seinem Magen kein Spielzeug. Daher mögen die Wirthe, welche etwa dieses Buch lesen, bei sich bedenken, daß solche Nachlässigkeit oder Rücksichtslosigkeit für ihre Wirtschaft die allererschädlichsten Folgen haben kann. Die Touristen mögen zwar einzeln in die Wirtschaft kommen, aber sie wissen unter einander sich sehr wohl zu verständigen, sie haben ihre Zusammenkünfte, ihre Vereine, ihre Zeitschriften und im Winter auch wohl ihre Reiseberichtstabende, in denen ein so nachlässiger Wirt zur gerechten Vergeltung ganz unbarmherzig durchgehehelt wird.

Wie lange mag nun die Wanderung vom Jeschken bis zum Rosenberge wohl dauern? Das ist nach den Zwecken und den Beinen der Wanderer sehr verschieden. Wir wollten Alles ziemlich gründlich nehmen und wären doch in sechs Tagen fertig geworden, wenn uns nicht am fünften und sechsten Tage ein dicker Strich durch die Rechnung gemacht worden wäre. Da wegen dieser Störungen mehrere Ergänzungen nötig wurden, so verbrauchte ich insgesamt elf Tage für den Kammweg, und mein Begleiter wird mindestens ebenso viele Tage notwendig gehabt haben, von denen aber einige ganz ausschließlich seinen Zeichnungen gewidmet waren. Und Andere? In einem Tage wird es wohl nicht leicht Jemand wagen, obwohl eine Tagesleistung von 60 km nicht unausführbar sein sollte. Unter der Großherzogin von Toskana ist ein Schnellläufer an einem Tage von Reichstadt nach Prag — nach Schaller beträgt die Entfernung 105 Meilen — und wieder zurückgelaufen und hat abends noch in Reichstadt auf einer Hochzeit getanzt. Auch Fritz Reuter¹⁾ erzählt von einem Schnellläufer, welcher in vierthalb Tagen vierzig Meilen von Mecklenburg nach Berlin und zurück lief, wozu noch kommt, daß er in Berlin eine Zeit lang auf Antwort warten mußte und nach seiner Ankunft daheim auf den Tanzboden ging. Allein ein solcher Tagläufer müßte auf dem Kammwege beständig laufen, könnte nirgends einkehren und würde von der ganzen Wanderung kaum einen Genuß haben. Aber in zwei Tagen muß der Weg von einem tüchtigen Touristen wohl zurückzulegen sein; besser und bequemer in drei oder vier Tagen. Wer jedoch ganz bequem und beschaulich wie wir des Naturgenusses sich erfreuen will, der genehmige für seine Wanderung sechs Tage oder eine volle Woche.

Ob die Wanderung vom Jeschken oder vom Rosenberge begonnen wird, das wird bis zu einem gewissen Grade vom Belieben des Wanderers

¹⁾ V, 170.

abhängen. Wer vom Rosenberge kommt, der muß die Rahtfahrt umgehen; wer also den Kammweg genau einhalten will, der muß vom Zeschken kommen. Wer mit dem mannigfaltigeren Wegteile beginnen, mit dem schattigen fortfahren und mit der höchsten Erhebung abschließen will, der beginne mit dem Rosenberge und wandere zur Koppe. Aber es werden gewiß viele, sehr viele, vielleicht die meisten den umgekehrten Weg wählen. Und sie werden gut tun. Die Wanderung vom Rosenberge zum Zeschken erscheint natürlicher, weil die größte Erhebung und ein besonders weiter Ausblick den Schluß bildet. Aber der umgekehrte Weg bietet Vorteile, die nicht unterschätzt werden dürfen. Auf der südöstlichen Weghälfte vom Zeschken bis Lückendorf ist zwar der Weg sehr reich an Schatten und allerlei Lieblichkeit, aber von Lückendorf bis zum Rosenberge wird der landschaftliche Wechsel vielmals größer, die Berge, welche erstiegen werden sollen, stoßen fast an einander und die Felsformen, welche man im Zeschkengebiete nur selten wahrnimmt oder ganz vermisst, erreichen hier eine Mannigfaltigkeit, welche verschiedentlich an das Bizarre und Groteske heranreicht.

Hier ist der Ort, mich gegen einige Vermutungen und Zumutungen zu verwahren, welche laut geworden sind, bevor ich mein Buch auch nur zu schreiben begann. Mein Buch soll und wird kein „Führer“ sein, kann es auch gar nicht sein. Ein „Führer“ soll alles bringen und beschreiben, was für die Besucher des Kammweges zu wissen und zu erfahren notwendig ist. Mein Buch wird alles erzählen, was wir bei unserer Begehung des Kammweges erlebt haben, was uns aufgefallen, was mir eingefallen ist, ohne Rücksicht auf die Frage und die Möglichkeit, ob der geneigte Leser, wenn er den Kammweg begeht, dasselbe erleben, ob ihm dasselbe auffallen und einfallen wird. Das ist der gewaltige Unterschied. Deshalb sage ich, daß ich weniger ein objektives, vielmehr ein mehr subjektives Buch schreiben will, ohne deshalb der Wahrheit irgendwie untreu zu werden.

Mein Buch wird also kein „Führer“ sein, nach welchem der Wanderer sich Schritt für Schritt richten kann. Mein Buch erzählt nicht bloß vom Kammwege, sondern auch von manchem Abwege und von verschiedenen Nebenwegen, die vielleicht dem Leser gefallen, dem Wanderer aber gleichgültig sind. Diese Seitensprünge habe ich auf der ersten Weghälfte künstlich angeflochten, aber auf der zweiten Weghälfte sind sie wurzelecht. Da ist kein Schritt beschrieben, den ich nicht wirklich gegangen bin.

Ein mehr subjektives Buch, sagt ich. Weniger zum Verstande, es soll zum Herzen sprechen. Reizen und gewinnen soll es — so ist es wenigstens mein Wunsch — für die Schönheiten des Landes und für alle die Gestalten, die den Wanderer auf unsern Bergen und in unsern Wäldern unsichtbar umschweben. Ich möchte ein Buch schreiben, nicht für die Bibliotheken, daß es dann und wann einmal hervorgesucht werde wie jene Bücher, welche in dem ehrenvollen Rufe stehen, daß sie in allen Dingen die Wahrheit enthalten, sondern für das Leben, daß der junge Mann, daß die junge Frau sich daran erfreue, daß es aber auch dem Greise, der für das Heimatland einige Empfindung hat, Anregungen zu

geben und die Erinnerungen zu würzen pflege. Das möcht' ich. Ob es mir gelingen wird, ist eine andere Frage.

Für Kinder freilich, für welche ich sonst gern zu schreiben pflegte, weil sie die dankbarsten Leser sind, kann ich dieses mein Buch nicht empfehlen, weil ich manches, was erzählt wird, nicht völlig unterdrücken wollte. Die Eltern werden selber am besten wissen, wann mein Buch und ihre Kinder für einander passen.

Wechsel des Stoffes war mir eine Hauptsache. Das Trockene, das Ernste und das Heitere habe ich wohlbedacht neben einander gestellt. Ich wollte zeigen, daß auch in diesen walddreichen Gebiete unseres Landes eine Fülle von Anregungen und Kenntnissen vergraben ist, welche den Wanderer erfreuen und erquickten kann, wenn er ihrer gewahr wird. Daher habe ich auch das immer Wiederkehrende nicht allzu häufig wiederholt. Nehmen wir die Aussichten und Rundsichten! Bei der Prüfung der verschiedenen Blicke, Rundsichten und Aussichten wird man nur zu bald finden, daß beinahe dieselben Kluppen und Berggipfel auf längere Strecken immer wieder vor unser Auge kommen, wobei allerdings hier ein Zuwachs, dort eine Abnahme zu bemerken ist. Wenn nun diese Erhebungen von unserm Auge wirklich gesehen werden, dann werden sie sich jeweilen ändern, unter einem verschiedenen Gesichtswinkel, in verschiedener Beleuchtung, Stellung und Gestalt sich darstellen, so daß der Anblick immer neu, immer sehr schön, immer wunderbar ist. Aber es versuche Jemand, diese Herrlichkeiten mit seinen bloßen Worten zu schildern! Wie arm und unzulänglich wird ihm die Sprache erscheinen gegenüber jener Mannigfaltigkeit, deren Reiz oftmals nur empfunden und genossen, aber nicht ausgesprochen und Anderen mitgeteilt werden kann. Wie arm ihm selber und wenn nicht ihm selber, so doch den Andern, so doch manchem Leser, der mit seinen Vorstellungen den feinen und für das Auge so belangreichen Unterschieden, für welche die Sprache keine Laute, für welche die Schrift keine Zeichen besitzt, nicht rasch und freudig genug zu folgen vermag. Und das bleibt doch die Hauptsache, bei Allem, was wir hören oder lesen: was der Hörer oder Leser sich vorstellt.

Weil nun die Schilderungen der Aussichten für den Schreibenden so schwierig, für den Lesenden so langweilig sind, so habe ich sie in mein Buch nur nach sehr beschränkter Auswahl aufzunehmen mich entschieden. In den „Führern“, welche die Wege beschreiben, werden auch die Aussichten beschrieben sein. Solche „Führer“ werden den Wanderer verläßlich leiten, daß er nicht vom Wege kommt, daß er nichts überfieht, was von Bedeutung zu sein scheint. Ich will Niemanden führen, mein Buch soll Niemanden vor Irrtum sichern, wenn es auch Viele vorsichtiger machen wird, aber mein Buch soll den Wanderer zur Reise verlocken, ihm unterwegs durch allerlei Gespräche die Zeit vertreiben und ihm, wenn er wieder zwischen seinen vier Pfählen sitzt, lebenslang eine Quelle von lieben Erinnerungen bleiben. Aber ein Führerbüchlein für den Kammtweg wird durch mein „Kammtweg-Buch“ keineswegs überflüssig werden.

Mein Buch soll vielerlei erzählen, und sicherlich würde vielen, welche den Kammtweg begehen, was mir unterwegs aufgefallen ist, ohne mein

Buch nicht alles aufgefallen sein. Aber ich bin auch dessen ganz gewiß, daß den meisten bei dieser Wanderung auch vieles einfallen wird, was mir nicht beikam. Und wenn das, wie ich das Vertrauen habe, der Fall sein wird, dann erst wird mein Buch den rechten Segen bringen, weil jene Gedanken vielleicht den Widerspruch wecken, der als Vater der Ideen verehrt zu werden verdient, weil sie aber ganz gewiß von Spur zu Spur, von Erinnerung zu Erinnerung, von Gedankenreihen zu Gedankenreihen führen werden. Drum mögen die Wandernden auf ihrem Wege nicht nur der zu erwartenden Speisen und Getränke gedenken, woran es auch auf dem Kammwege glücklicher Weise nicht fehlt, sondern Aug' und Ohr und Herz offen halten für die Eindrücke, die sich ihnen unterwegs aufdrängen. Dann werden sie gewiß vielerlei sehen, hören und empfinden, wovon nichts in diesem Buche steht, aber auch nichts in irgend einem „Führer“ zu lesen ist. Und gerade dieser Erfolg ist mein innigster Wunsch. Das Selbsterlebte ist es, was uns glücklich macht, was uns die Erinnerungen verschafft, an denen wir lebenslang zu zehren haben.

Ich wünschte, daß ich dem geneigten Leser einen Teil der Freude mitteilen könnte, welche ich bei unserer Wanderung empfunden habe und jetzt bei der Erinnerung noch reiner nachempfinde. Doch oft ist das Wort zu arm und zu schwach zu solcher Mitteilung. Vielleicht gelingt es besser, wenn das Wort mit dem Bilde sich verbindet, das uns als sichtbare und gleichsam als leibhaftige Erinnerung an unsere Wandertage verblieben ist.

Wir haben uns diesmal nicht für größere Abbildungen, sondern für Initialen entschieden. Solche sind von der Art, daß sie den Leser keineswegs vom Texte ablenken, aber wir hoffen, daß sie den Betrachter gleichsam zum Lesen einladen und wenn er ein wenig nachgiebig ist, auch wirklich zum Lesen verlocken werden, besonders da sie mit ihren Abschnitten im innigsten Zusammenhange stehen, auch jene, welche zur Erklärung alter Sagen dienen und öfters zu den Seitenfahrten gehören — die ich meist ohne die Begleitung des Zeichners — teils im vergangenen Sommer, teils in früheren Jahren wirklich unternommen habe. Hierbei wird sich jedoch ein Unterschied in der Darstellung bemerklich machen, weil die Beobachtungen, welche man nicht sofort niederschreibt, im Laufe der Zeit verblassen. Der Darstellung fehlt dann jener Hauch der Unmittelbarkeit, welcher wie ein Flaum auf einem Pfirsich oder auf einer jugendlichen Rosenwange liegen mag. Der geneigte Leser wird aber bald herausfinden, daß der größte und wichtigste Teil des Buches auf frischer und unmittelbarer Beobachtung beruht.

Ob ich dem Buche eine Karte, welche sehr wünschenswert wäre, begeben kann, wird von den Umständen abhängen. Ein Namenverzeichnis erspare ich mir, weil ich ein Nachschlagebuch zu schreiben durchaus nicht die Absicht hatte. Dagegen habe ich so ziemlich überall die Quellen beigegeben, damit, wer eine Einzelheit genauer zu wissen wünscht, sich an Ort und Stelle Rat holen kann. Dadurch soll das Buch allerdings einen wissenschaftlichen Wert bekommen und die Schriften selber, denen die Nachrichten entnommen sind, in den Leserkreisen bekannter machen.

Zum Motto wählte ich ein Gedichtchen von der Freifrau Adda v.

Liliencron, welches sie selbst als „eine Erinnerung von meiner letzten Reise nach Böhmen“ bezeichnet hat.¹⁾ Wer offenen Auges und unbefangenen Sinnes den Kammeveg begeht, der wird gewiß auch manchmal die Gefühle der protestantischen Schriftstellerin, die so fröhlichen Herzens in unserem Lande herumsuhr, nachzuempfinden vermögen. Ob einer in dieser oder jener Form betet, darauf mag es wohl in diesem Falle nicht ankommen. Die Herrlichkeit und Schönheit der Natur bewältigt Jeden, den Ungläubigen wie den Gläubigen, den Katholischen wie den Evangelischen.

In der Gegend von Laun lebte vor alten Zeiten unweit der Sprachgrenze ein edler Graf, welcher die Absicht hatte, dem Herrn und seiner Mutter, der glorwürdigen Jungfrau, eine Kirche mit einem Kloster zu erbauen, aber bei aller Überlegung noch nicht mit sich einig war, wie und wo er seine Absicht verwirklichen sollte. Da erschien ihm einmal des Nachts die Himmelsmutter, führte ihn in ein tiefes, aber schmales Thal, an dessen Seitenlehnen später raukenreicher Hopfen gegen Himmel schoß, und dort hat sie ihm mit einem goldenen Faden²⁾ die Maße und Grenzen des Gotteshauses und des Klosters abgesteckt. Sobald der Graf am Morgen erwacht war, ritt er hinaus, erkannte das Thal, in das ihn Maria geführt hatte, und zu seinem großen Erstaunen machte er die Wahrnehmung, daß die Grenzen, welche ihm die Himmelsmutter mit dem goldenen Faden abgemessen hatte, durch Schneelinien bezeichnet waren. Sein Entschluß stand fest. Hier wurde das Kloster mit der Kirche erbaut. Als der Bau vollendet war, nahm man ein Steinbild, dessen Kopf deutlich geformt, dessen Leib aber einem rohen Klotze ziemlich ähnlich war und zu verschiedenen Festzeiten mit grünen, weißen, blauen oder roten Prachtgewändern von edler Erzarbeit bekleidet wurde, und stellte es auf den Hochaltar. Als bald kamen Scharen von Pilgern aus deutschen und czechischen Gegenden, und ihnen wurde je nach ihrer Muttersprache in czechischer und deutscher Weise gepredigt, bis in unseren Tagen die deutschen Predigten auch in dieser Wallfahrtskirche aufgelassen wurden, worauf denn wohl auch die deutschen Wallfahrer ausgeblieben sein mögen.

So wurde von alter Sage die Gründung des Augustinerklosters Rotschow erzählt, und auch auf Bildern, welche die Gründung dieses Klosters darstellen, erkennt man deutlich den goldenen Faden oder die Schneelinien der Legende.

Wie nun bei dieser Begebenheit das Volk zwar die Schneelinien sah, aber ihre Bedeutung nicht verstand, während der Graf in der Erinnerung an den goldenen Faden der Himmelsmutter sofort die Maße und Grenzen des von ihm zu erbauenden Klosters herausfand, so schwebt auch über den Bergen von der Jeschkentoppe bis zum Rosenberge und wohl auch auf manchem anderen Gebirge Deutschböhmens ein Schleier der Verklärung, der aber von den Meisten gar nicht wahrgenommen wird, sondern nur von Einigen, welche mit den Sagen unseres Volkes bekannt

¹⁾ Ert., XXIII, 334. — ²⁾ Es ist eine bekannte Tatsache, daß unsere Volkssage zahlreiche Züge von der heidnischen Göttermutter auf die christliche Himmelsmutter übertragen hat. Daher braucht der goldene Faden nicht zu überraschen, der sonst zu den Sagen von der göttlichen „Spinnerin“ sehr gut passen würde.

und vertraut sind und dieselben unter einander zu verflechten und zu verknüpfen verstehen. Die meisten sehen im Gebirge nur Schnee und Nebel, nur Bäume und Schatten, manchmal auch Blumen und Beeren, für Manche aber ist alles lebendig und gleichsam bevölkert von Zwergen und Waldweibchen, von Berggeistern und Kobolden, von Teufeln und unermesslichen Schätzen. Wildschützen, Schmuggler und Nachtjäger samt der wilden Jagd treiben durch den Forst, und überall raunt es, flüstert es, seltsam und geheimnisvoll. Auch Menschenwerk und Menschenhickfal treten lebenswahr vor unser Auge, und manch' eine große Lehre, die längst vergessen zu sein schien, wird wieder lebendig. Es wäre mein größter Wunsch, wenn mein Buch alles, was lebenswert und lesenswert, im Herzen der Lesenden lebendig machen könnte, wenn Jeder, der mein Buch liest, bei den Linien des Schnee's sich wie jener Graf auch des goldenen Fadens und seiner Bedeutung zu erinnern vermöchte.

Wie sang doch — es war ein Trauern, es war ein Jauchzen — der jugendliche Sänger, als er dem Rosenberge den letzten Morgengruß sandte, als er von der sagenreichen Nachbarschaft des heimatlichen Markwaldes ahnungsang für immer Abschied nahm?

„Ach, Euer Anblick wecket mir des Vergang'nen Bild,

„Bevölkert alle Lüfte, belebt mir das Gefild,

„Die Sage wird zum Liede, das Lied erklingt und braust,

„Sowie der Wind bald säuselt, bald sturmeszornig faust!

„In meiner Seele klingen die Weisen, wild und weich,

„In meiner Seele singen Gestalten, braun und bleich,

„In meiner Seele hebet Gebirg und Wald und Feld,

„In meiner Seele lebet die abgestorb'ne Welt!“ —

Ich eile zum Schlusse dieser überlangen Einleitung. Trotz körperlichen Leidens, trotz mancher Beschwerde, trotz mancher Irrung und manches Unwetters schwebt doch für mich ein Schein und Schleier der Verklärung über meiner Kammwanderung. Ich werde diese Tage nie vergessen, wohl aber allezeit zu meinen schönsten Lebenstagen rechnen, deren ich ganz gewiß sehr verschiedene in unsern wie in fremden Landen durchgemacht habe. Wenn mir aber der liebe Gott Leben und Gesundheit noch eine Weile schenkt, so werde ich dem Kammweg gewiß noch neue Besuche machen, besonders dem letzten, für mich so gelegenen Teile vom Tannenberge bis zum Rosenberge.





Reichenberg.

11 Leipa war es, wo wir in der neunten Morgenstunde zusammentrafen. Eine halbe Stunde später entführte uns ein beschleunigter Personenzug der nordböhmisches Transversal-Bahn über Reichstadt, Niemes, Gabel gegen den Teschen, den wir als Ziel unserer Reise geistig und leiblich vor Sinn und Auge hatten. Seit Monaten hatten wir auf diesen Tag gehofft, auf diesen Tag uns vorbereitet. Endlich war er erschienen. Fröhlich gedachten wir der Worte des Haidaer Sängers:

früh, noch vor dem Taggeläute
 ziehn wir lachend fort in's Weite,
 Wandern ist die größte Lust.
 Hinter uns der Arbeit Spuren,
 Vor uns Freiheit, Wald und fluren,
 O wie ist man da beglückt!
 Wandern ist die höchste Wonne,
 fröhlichem Wand'rer scheint die Sonne
 Immerdar am Himmelszelt.

Doch nicht teilnahmslos fuhren wir durch die Landschaft, trotz unserer inneren Herzensfreude. Der Rannitzberg, dessen Turm nach seinem Zerfalle wieder hergestellt worden ist, befremdete uns durch eigentümliche Gestalt, die wohl als Folge teilweiser Ausholzung zu betrachten ist. Hinter Niemes erfreuten wir uns an der hübschen Silhouette des Kollberges. In der Ferne schien der Teschenrücken mit der Koppe uns freundlich zu winken. Es folgte der Tolzberg, dann das Kirchlein von Walten. Als wir schon vor Gabel uns befanden, lugte der Koll zur Linken des Tolzberges ein wenig hervor, und linker Hand von beiden Bergen hing ein dunkles Wetter am Himmel. Noch weiter links konnten wir den prächtigen Aufbau von Gabel mit seiner Kirche bewundern. Im Hintergrunde lag das Gebirge, dessen Besuch unser Reisezweck war.

In Ringelshain regnete es bereits, und die Frauen auf dem Bahnhofs- hofe begannen ihre Regenschirme aufzuspannen. Als wir gegen Schönbach kamen, regnete es noch stärker, und der Wind warf die Regentropfen- schwaden recht unheimlich durch ein offenes Fenster in den Wagen herein. Bei Kriesdorf blickten wir noch einmal in das Polzenland zurück, von welchem das Gebirge uns bald scheiden wird. Das ausgebreitete Gelände gewährt sonst mit seinen schöngeformten Hügeln und Bergfegeln einen ungemein freundlichen Anblick. Heute schwebte ein Regenschleier über der Landschaft, und die fernen Berge waren kaum noch zu unterscheiden. Wir grüßten den Limberg, den Tolzberg, den Koll, den Devin, den Silberstein und in der Ferne die Lausche, den Hochwald, den Kleis und manch einen andern lieben Bekannten und Vertrauten. So mag Odysseus die verstorbenen Helden, welche er kannte, in der nebelreichen Schattenwelt des Hades begrüßt haben.

Es wird noch dunkler, als es selbst im Hades gewesen sein kann, denn das Neuländer Jeschkentunnel hat uns aufgenommen. Als wir wieder zu Tage kamen, war auch das Wetter ein anderes: es regnete nicht und hatte auch an diesem Tage in dieser Gegend noch nicht geregnet. Hier ist, sagt' ich, nicht nur eine Wasserscheide, sondern wie es scheint, auch eine Regenscheide, eine Wetterscheide. So konnten wir denn die wahrhaft prächtigen Landschaftsbilder bei Neuland und Christophsgrund so recht vergnüglich genießen. Es folgten noch weitere Fahrten durch die unterirdische Nacht der Berge, aber auch prächtige Durchblicke auf entfernteres Gebirge, insbesondere ein herrlicher Ausblick über die Burg Hammerstein und die ganze Reize-Landschaft bis zum Fergebirge. Und schon sind wir in Karlswald, und abermals ist uns durch den Wald ein schmaler Durchblick in entferntes Gelände gewährt. Die Sonne lächelt über der Landschaft, und wir freuen uns darüber.

Aber je näher wir der Stadt Reichenberg kommen, desto dunkler und schwärzer wird der Wolkenschleier, der zu unserer Rechten über dem Jeschken hängt, so daß wir die Umrisse des Gebirges nur noch teilweise zu erkennen vermögen. Als wir endlich in Rosental ausgestiegen waren und auf der Haltestelle der elektrischen Stadtbahn des Wagens harreten, der uns in die Stadt führen sollte, da stürzte ein mächtiger Regenguß über unsere Häupter hernieder, so daß wir binnen wenigen Minuten für unsere Entdeckungsreise hinlänglich getauft waren.

Wir sind in „Böhmens Manchester“. Erwähnen wir zunächst die hervorragenderen Gebäude: Das prachtvolle Rathhaus, das in den Jahren 1888 bis 1892 an Stelle eines älteren Rathhauses erbaut wurde, das Gewerbe-Museum, das Theater, die Stadtkirche, die Kreuzkirche und das Schloß mit einem Turme und einer berühmten Schloßkapelle, deren Hochaltar ein Meisterwerk der Holzschnitzerei ist.

Die Herrschaften Reichenberg und Friedland sind nach dem Aussterben der Linie Biberstein-Sorau im Jahre 1558 durch Kauf an den Freiherrn Friedrich v. Redern gelangt. Friedrich v. Redern d. 3., Freiherr zu Friedland und Seidenberg, starb am 20. September 1562. Sein Grabmal in der Defanalkirche zu Friedland gilt als ein Meisterstück deutscher

Renaissance, wenn es auch weniger prunkvoll ist als das weit jüngere des Melchior v. Redern († 20. Sept. 1600), das erst im Jahre 1610 errichtet wurde¹⁾ und allerdings durch seine Größenverhältnisse sich hervortut. Aber das kleinere Grabmal ist das kunstvollere.

Christoph und Melchior v. Redern unternahmen im Jahre 1582 den Bau des „alten Schlosses“ in Reichenberg. Die Witwe Melchior's, Katharina v. Redern geb. Gräfin Schlick, hat alsdann zwischen den Jahren 1604 bis 1606 zum Reichenberger Schlosse eine Kapelle erbaut, welche zwar lange Zeit wenig beachtet wurde, aber die Beachtung der Kunstfreunde in hohem Grade verdient. Der Hauptaltar ist ein Meisterwerk der Kunsttischlerei und Holzschnitzkunst aus der Übergangszeit der deutschen Renaissance in die Barocke. Drei polychrome Hochreliefs bringen das letzte Abendmahl, die Kreuzigung und die Auferstehung Christi zur Darstellung. Beachtenswert ist ferner das herrschaftliche Oratorium und das allerdings minder prunkvolle Orgelchor, sowie die Kanzel, welche aber einen mehr plebejischen Charakter hat und wohl aus derselben Zeit, aber nicht aus derselben Werkstatt stammt wie das Oratorium und der Hochaltar. In der Schloßkapelle steht auch noch ein Katharinen-Altar, den Katharina v. Redern in das von ihr zu Habendorf erbaute Kirchlein gestiftet hatte, von wo ihn Graf Philipp Josef v. Clam-Gallas im Jahre 1727 in die Reichenberger Schloßkapelle übertragen ließ.²⁾

Sehr sonderbar ist es, daß die kunstliebende Stifterin einer so herrlichen Schloßkapelle von der Volksfage als eine stolze, hartherzige Frau geschildert wird, wobei freilich ihr Name öfters nicht ausdrücklich genannt wird. Übermut begleitete — nach der Sage — jeden ihrer Schritte, Verderben zermalnte den Unglücklichen, der ihr im Wege war. Auf ihren Befehl verfiel das Oberhaupt der Stadt Friedland dem Schwerte des Henkers und sechzehn der hervorragendsten Bürger erlagen dem Hungertode. Aus Eitelkeit pflegte sie nur Schuhe mit hohen Absätzen zu tragen; diese Schuhe sollen noch jetzt im Friedländer Schlosse aufbewahrt werden, gerade wie im Rathause zu Münster ein fein gearbeiteter Schuh der Gemahlin des berühmten Johannes von Leyden. Einmal ließ die gefürchtete Schloßfrau alle jungen Mädchen umbringen und badete sich in ihrem Blute, nur um schön zu werden. Auch zeigt man in der Nähe der Friedländer Schloßkapelle einen Stein, der immerfort naß bleibt. Dort hat sie ein Kind ermordet. Einst flehten vor ihr abgehärmte Frauen, an ihrer Spitze ein weißhaariger Greis: „Erbarmen, hohe Frau! Gebt uns Armen um Gottes Willen die Ernährer zurück!“ — „„Zurück, elendes Geschlecht!““ Katharina rief es, und ihr Pferd bäumte sich auf dem Steinpflaster so heftig empor, daß ein Hufeisen absprang und dem Greise die Stirn zerschmetterte. Dieses Hufeisen wurde zum ewigen Andenken an der Außenseite der Redern'schen Begräbnißstätte angebracht.³⁾

Bei Lusdorf liegt mitten im Fergebirge zwischen dem Kupferberge und der Tafelsichte der „Pferdemarkt“, ein unbewaldeter Wiesenplatz.

¹⁾ Schlesinger's Mitt., XXVI, 112. — ²⁾ Rud. Müller: Die Kapelle des gräflichen Schlosses in Reichenberg (Sonderabdruck). — ³⁾ Schlesinger's Mitt., XXVI, 112, 113.

Hier soll nach der Schlacht am weißen Berge der flüchtige Christoph v. Redern — Katharina's Sohn — seine Pferde verkauft und sich dann auf einem Waldwege gen Weißbach gewendet haben. Von hier führt ein steiler, einsamer Weg an die Landesgrenze; er heißt der „Trauersteg“. Auf diesem sollen Christoph und Katharina v. Redern in der Begleitung eines einzigen treuen Knechtes in die Verbannung und das Elend gewandert sein. Bei einem Kreuze, wo man eine herrliche Übersicht über das unten liegende Land genießt, sollen sie noch einmal im Vaterlande geraftet und dann ihre Flucht fortgesetzt haben.¹⁾

Diese Sage, die von verschiedenen Schriftstellern erwähnt wird, ist jedoch bezüglich der verwitweten Frau Katharina v. Redern durchaus irrig, weil sie, wie neuerer Zeit nachgewiesen wurde, schon im März 1618 in Reichenberg verschied, worauf ihre Leiche nach Friedland geführt wurde, um in der Familiengruft beigesetzt zu werden. Sie kam aber, weil ihr Sohn Christoph abwesend war und im Lager des Winterkönigs sich befand, vorläufig nur in ein Sondergrab, wo sie dann wegen des allgemeinen Umsturzes im Böhmerlande auch verblieben ist. Das bestätigt im Wesentlichen auch eine Glockeninschrift in Neundorf, welche besagt, daß Christoph v. Redern im Jahre 1619 zum Gedächtnis seiner gottseligen Frau Mutter, der Stifterin dieses Gotteshauses, jene Glocke durch Georg Wildt in Zittau habe gießen lassen.²⁾

Bedeutend älter nach der Entstehung, nach der Anwesenheit jedoch bedeutend jünger als die oben geschilderten Kunstschätze der Schloßkapelle, aber jedesfalls sehr erwähnenswert ist ein Heilthum, dessen Reichenberger Existenz nicht mehr in das evangelische Zeitalter der Frau Katharina v. Redern zurückreicht, sondern aus einer katholischen Zeit stammt, in welcher die Gegenreformation im Böhmerlande längst vollendet war und ein glaubenseifriger, opferfreudiger Geist die Söhne und Enkelöhne, die Töchter und Enkeltöchter jener bedauernswerten Landesfinder beherrschte, die einst nur mit schwerem Herzen von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten waren, weil sie lieber den Glauben als das Vaterland hatten dahin geben wollen. Dieses Heilthum ist die „Schmerzhaftige Muttergottes“ in der Reichenberger Kreuzkirche, ein kostbares Schnitzwerk, das im Jahre 1506 entstand und ursprünglich in einer Kirche Londons sich befand, bis es zur Zeit des vom Könige Heinrich VIII. erregten Bildersturmes (1538) mit anderen Statuen, Bildern und Kreuzifixen aus der Kirche hinaus und in die Themse geworfen wurde, wo ein seinem Glauben treu gebliebener Kaufmann das Bildwerk aufsuchte und in seinem Hause verbarg. Im Jahre 1658 erhielt der junge Graf Franz v. Gallas, welcher auf seiner Länderreise auch nach London gekommen war, das wertvolle Bildnis zum Geschenk und brachte es zunächst in die Friedländer Schloßkapelle, von wo es auf einen Seitenaltar der Haindorfer Wallfahrtskirche kam und endlich im Jahre 1698 auf dem Hochaltare der von demselben Grafen erbauten Kreuzkirche in Reichenberg zur Aufstellung gelangte. Dieses Schnitzwerk besteht aus Zedernholz, trägt frühgothischen

¹⁾ F. Thomas: Schlesinger's Mitt. XXVI, 218. — ²⁾ Rud. Müller: D. Volkszeitung vom 9. März 1897.

Charakter und darf als ein wahres Meisterwerk betrachtet werden. Maria sitzt unter dem Kreuze, auf ihrem Schoße ruht ihr toter Sohn. Die Meisterschaft der Gestaltung liegt nicht allein in der schönen Linienführung, sondern vornehmlich in der Durchbildung der Einzelteile, im edelgeformten und ausdrucksvollen Antlitz der Mutter, wie in dem formrichtig ausgeführten Leichnam des Sohnes, dessen sterbend zur Seite gesunkenes Haupt ergreifend wahr gefornit ist. Das Gebilde ist 65 cm hoch und 44 cm breit. Die Färbung des Antlitzes der Gottesmutter sowie des Leichnams Jesu ist eine vorzügliche. Der Mantel Maria's ist vergoldet, das innere Futter rot bemalt, der Halschleier ist weiß, das Untergewand grün-blau. Der Wert und die Schönheit dieses vier Jahrhunderte alten Kunstwerkes wurde erst vor einem Jahrzehnte erkannt, als es anlässlich der Renovation der Kreuzkirche von den genähten Kleidern, mit denen es je nach den Festzeiten des Kirchenjahres bedeckt zu werden pflegte, vollständig befreit wurde. Professor Rud. Müller, der sich um die Kenntnis und Würdigung unserer heimischen Kunstwerke große Verdienste erworben hat, widmete auch der „Schmerzhaften Muttergottes“ der Kreuzkirche einen Teil seiner Bemühungen. Auch Baron Helfert in Wien schrieb am 19. Juli 1892, „die Statue sei ein Gegenstand von besonderer Wichtigkeit“ und verdiene somit die Veröffentlichung in den „Mitteilungen der Zentralkommission“. ¹⁾

Reichenberg besitzt eine wundervolle Umgebung. „Auch Reichenberg, Schloß Friedland liegen heiter“. So heißt es mit Recht in Schiller's „Wallenstein“. Das herrliche Stadtwäldchen ist eine Schöpfung des verdienstvollen Vereines der Naturfreunde, der im Jahre 1848 entstand und den 14. Jänner 1849 als seinen Gründungstag betrachtet. ²⁾ Die Hohenhabsburg, auch Heinrichswarte genannt, welche Baron Heinrich v. Liebig unweit des Stadtwäldchens und Volksgartens am Abhange des Schmiedsteins durch den Nürnberger Architekten Josef Schmitz erbauen ließ, ist am 1. September 1901 der Öffentlichkeit übergeben worden. Aus dem Volksgarten führt der „Faulenzervweg“, übrigens auch ein Fahrweg von der Harzdorfer Schweizervilla in 15 bis 25 Minuten zu diesem sehenswerten „Ausichtsturm“. Man überschreitet den Burggraben auf einer Brücke und gelangt durch ein großes Tor in den von hohen Mauern mit den üblichen Gucklöchern umgebenen Burghof. Das Erdgeschloß enthält eine Vorhalle, den Turmkeller, die Küche und ein Schlafzimmer, der Oberstock aber eine geräumige Turmhalle mit einem Wehrgange und ein Jagdzimmer mit einem durch ein steiles Dach gekröntes Erker. Aus der Turmhalle führt eine Holztreppe zu den oberen Turmgeschossen. Die „Winterausicht“ ist ringsum mit Doppelfenstern versehen, der um ein Stockwerk höher gelegene „Sommerausblick“ gewährt durch große und freie Öffnungen eine ungehinderte Aussicht in die Ferne. Die Rundschau vom Turme ist prächtig. Man sieht den ganzen Teichenzug vom Kaisersteine bis zum Kalkberg, das Reipetal, den Katharinberger Kamm mit dem Hohenberge (740 m), den Harzdorfer Kamm. Besonders schön ist der Blick auf Reichenberg mit seinen Türmen und öffentlichen Pracht-

¹⁾ Prof. Rud. Müller: D. Volkszeitung, 1892, Nr. 195; Reichenbg. Ztg. v. 24. Juli 1892. — ²⁾ Erz.-Bl. XIII, 76; Tour.-Ztg. I, 85, 86.

gebäuden. Die Siebenhäuser und die Volksgartenwirtschaft sind teilweise durch den Wald verdeckt. Dagegen sind die malerisch verstreuten Dörfer der Reichenberger Umgebung recht wohl sichtbar, auch der Aussichtsturm „Siegmundshöhe“ bei Habendorf. Bei klarer Luft kann man auch das „Laufitzer Bergland mit der Stadt Zittau in Augenschein nehmen.“¹⁾

Im Reichenberger Bahnhofe hat uns Herr Inspektor Julius Batter, der humorvolle Verfasser der „Leipaer Erinnerungen“, der die Gedichte „Unterm Taschken“ in Reichenberger Mundart veröffentlicht hat, ein Stündchen Gesellschaft geleistet, wobei über Dies und Das, über Literarisches und Anderes gesprochen wurde. Wie herrlich, wie ergreifend schildert Julius Batter dessen, der in der Fremde sich ein neues Heim errungen, insgeheim noch immer rege Sehnsucht nach dem Heimatdörfchen, nach dem Vaterhause!

Was ich erstrebt, mit Gott ist's jezt errungen.
Die Fremde ist schon längst nicht fremd mir mehr;
Ein neu behaglich Heim ist dort erstanden,
Dort hab' mein Weib, mein liebes, ich gefunden,
Ist mir der Kinder frohe Schar erblüht,
Des Schaffens starke Bande knüpfen enge
Mich längst an das, was fremd ich einst genannt. -- --
Und manchmal doch, in stillen Feiertunden,
Wenn scheidend sich der Tag zur Rüste neigt,
Wenn über Tal und Berg die Schatten gleiten,
Das Aveglöcklein klingt vom Kirchturm drüben,
Dann steigt herauf aus längstvergang'nen Tagen
Das alte, liebe Heim der Kinderzeit:
Das Dörfchen mit der schmucklos kleinen Kirche,
Die Pfarre mit den weinumrankten Fenstern,
Das Schulhaus unter alten Apfelbäumen,
Und du und du, geliebtes Vaterhaus,
Du Stätte, wo das Mutteraug' mir lachte,
Wo ich der Kindheit ersten Schritt gewagt,
Du altehrwürd'ges, strohbedachtes Heim,
Mit deinen Siebeln, heimelnd dunklen Stuben,
Den Böden, Kammern, wo so schön sich's spielte.²⁾

Wie vielen, die fern ihrer Heimat ihr Brot erwerben und sich eine Stellung errungen haben, mögen Deine Worte, Freund, zum tiefsten Herzen sprechen. Möge es Dir vergönnt sein, noch viele Jahre in Deiner Vaterstadt zu leben und zu schaffen!

Vom Liebe zu den Tönen ist nur ein Schritt. Es verdient bemerkt zu werden, daß vom 24. bis zum 26. September 1800 Hayd'n's „Schöpfung“, welche erst im Jahre 1798 entstanden war, in Reichenberg dreimal hinter einander zur Aufführung kam. Die Anregung hatte der Chorregent Anton Pietisch (1779—1806) gegeben. Die Arbeiten zur Durchführung hatten der Stadtkaplan F. Salomon und der kunstliebende Kaufmann Emanuel Kauer übernommen.³⁾

Wenn vom geistigen Leben in Reichenberg die Rede ist, dann dürfen Zeitungen und Zeitschriften nicht vergessen werden. In Reichenberg erscheinen zwei Tagesblätter, nämlich die „Reichenberger Zeitung“, die ich

¹⁾ F. Hübler's Jahrbuch XII, 59, 60; Gebg'sf. XIII, 152. — ²⁾ Exf.-Bl., XIV, 28. — ³⁾ D. Volksztg. v. 4. Novb. 1900.

mit meinen Freunden schon im Jahre 1864 zu lesen begann, und seit zwei Jahrzehnten auch die „Deutsche Volkszeitung“, außerdem die „Freie Schulzeitung“, eine Jugendzeitschrift unter dem Namen „Oesterreichs deutsche Jugend“ und die Vereinszeitschriften oder Jahrbücher des Vereines der Naturfreunde und des Deutschen Gebirgsvereines für das Teschen- und Negergebirge. Diese Liste ist natürlich nicht vollständig, aber es sind doch jene Blätter, welche uns gewöhnlich zu Gesichte kommen. Den „Freigeist“ haben wir nur dann und wann einmal gelesen, mitunter auch eine Fachzeitschrift. Aber schon die vorstehende Übersicht dürfte genügen, um die Behauptung zu beweisen, daß Reichenberg einen großen Einfluß auf das geistige Leben in Deutschböhmen ausübt. Die Wirkung des Lesens ist nicht immer augenblicklich wahrnehmbar, aber sie gleicht der Wirkung des Wassers, Tropfen um Tropfen höhlen den Stein.

Nach der Trennung von unserem Dichterfreunde vervollständigte ich mein Reisegerät, und nun ging es zu meinem alten Freunde Professor Rud. Müller. Er war über Winter kränklich gewesen und noch nicht völlig hergestellt, aber für seine hohen Jahre doch überraschend rüstig, und ich sprach die Hoffnung aus, daß wir ihn recht bald wieder in Leipa sehen würden, wo er uns so oft besucht und seine kunstgeschichtlichen Forschungen mit uns besprochen hat. Ohne seine freundschaftliche Dankschreiben würde wohl die Leipaer Kreuzkirche für immer von der Erde verschwunden sein. Dessen gedacht' ich, endlich mußten wir aber doch von dem traulichen Familienkreise Abschied nehmen.

Es war ursprünglich meine Absicht gewesen, bei dieser Gelegenheit auch die „Habsburgwarte“¹⁾ zu besuchen. Doch ich war außer Stande, diese Absicht zu verwirklichen. Die Umstände, welche meine Wanderzeit auf eine Woche einschränkten, nötigten mich, mit meiner Zeit haushälterisch umzugehen.

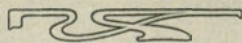
Doch ehe wir von Reichenberg scheiden, wollen wir einem begeisterten Reichenberger, den wir soeben besuchten, Herrn Professor Rud. Müller, das Wort lassen. Er schrieb uns vor etwa sieben oder acht Jahren: „Reichenberg, die uralte Tuchmacherstadt, ist seit einem halben Jahrhundert in der äußeren Gestalt fast zur Unkenntlichkeit verändert worden. Es geschah durch den modernen Motor, den Dampf, dem zu Ehren stattliche Hallen und hochaufragende Gebäudegruppen mit Riesenschloten in kaum zählbarer Menge errichtet wurden. Nicht unberücksichtigt blieben hierbei jene Momente der fortschreitenden Zivilisation, die aus dem innersten Wesen der Humanität erwachsenden Stätten, in welchen frische Jugend

¹⁾ Einige Wochen später fuhrn wir selbviert abermals nach Reichenberg und hier unverweilt in den Volksgarten, wo wir mit Essen und Trinken, Preis und Einrichtung ungemein zufrieden waren, obwohl wir zu einer Tagesstunde eintrafen, in welcher der Garten gästleer stand. Nicht weniger befriedigte uns die Hohenhabsburg durch Bauart und Einrichtung, Aussicht und Umzicht. Auf dem Rückwege wollten wir noch die ansehnlichsten Bauwerke von Reichenberg besichtigen. Aber kaum waren wir in den Volksgarten gelangt, so brach ein heftiges Gewitter los, und der Regen goß in Strömen, auch in dem Augenblicke, in welchem wir von einem Wagen der Elektrischen auf einen andern überstiegen. Und richtig, unweit der Bahnstation Rosental wurde eine von meinen Begleiterinnen gewahrt, daß sie ihre wertvolle Brosche verloren hatte. Und sie blieb verloren. Aber das freundliche Andenken an unseren Besuch der Hohenhabsburg werden wir nicht verlieren.

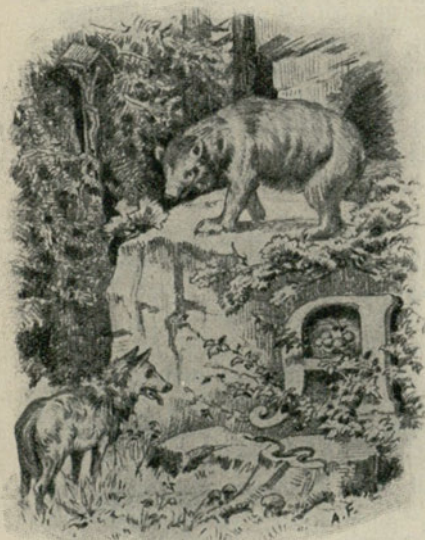
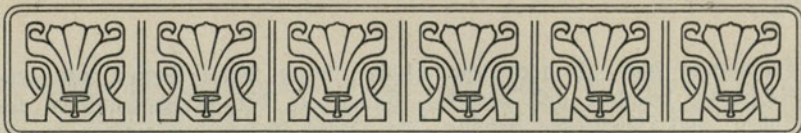
für den Kampf um's Dasein belehrt und gestählt, in welchen das bekümmerte Alter gepflegt und dem Kranken eine Zuflucht gewährt wird. Die von Bergen und Wäldern umgürtete, von lieblichen Auen und wohlbestellten Saatfeldern und zierlichen Gärten umfriedete Stadt darf im Hinblick auf die in ihr herrschende Betriebsamkeit wohl als Bienenstock Österreichs bezeichnet werden. Doch für dieses arbeitsame Völkchen hat Mutter Natur auch durch zahlreiche Stätten der Erholung gesorgt. Wo hinaus er auch schreitet, wer Erfrischung und Rast sucht, ob in den prächtig gedeihenden Kaiser Josef-Park, in das Stadtwäldchen, in die traulichen Anlagen am Wege nach Harzdorf, in den Königsbusch und nach Katharinberg oder in die Talgelände von Christophsgrund, nach Engelsberg, Krasau, Neundorf, Einsiedel oder weiter nach Rappenu, Haindorf, Lieberda oder nach Gablonz und Tannwald oder zum Besuche der alten Schlösser Friedland, Grafenstein, Lämberg — allenthalben und immer wieder wird er sich sagen müssen: Schön ist unsere Heimat und wert, treu-deutsch erhalten zu werden.“

Zu allen diesen Vorzügen haben die Reichenberger das Beste nicht vergessen. Sie haben für gutes Trinkwasser gesorgt. Die Reichenberger Wasserleitung wird aus den am Nordabhange des Jeschkengebirges entspringenden Quellen gespeist, weshalb die Stadt vom Herrschaftsbesitzer, dem Grafen Clam-Gallas, sechs Quellen für 140.000 Gulden angekauft hat. Zur Hebung des Wassers aus diesen allzutief gelegenen Quellen wird die Wasserkraft der Reize unterhalb der Ruine Hammerstein benützt. Dieses Betriebswasser wird durch einen Stollen unter dem Hammerstein in das Turbinenhaus geleitet. Zwei Turbinen, jede mit einem elektrischen Regenerator, treiben das Pumpwerk in Machendorf und Eckersbach. Die Rohrleitung von den Quellen bis zur Stadt hat eine Länge von 818 km, das Stadtröhrenz sogar 48 km. Der Hochbehälter besitzt einen Fassungsraum von 1500 Kubikmeter. Dieses Wasserwerk vermag 69 Sekundenliter zu liefern. Vorläufig aber wurden nur 474 Sekundenliter in die Leitung einbezogen. Dennoch kommen bei dem gegenwärtigen Stande der Bevölkerung täglich 125 Liter auf den Einwohner.¹⁾ Die Kosten beliefen sich auf ungefähr 1.700.000 K.²⁾ Der erste Spatenstich zu dieser Wasserleitung geschah am 26. August 1901. Am 21. August 1902 wurde das erste Wasser aus der Rehornquelle in das Hauptrohr eingeleitet und bei der Rosentaler Brücke durch den Leerlauf in die Reize abgelassen.³⁾ Endlich am 21. Dezember 1902 wurde die Reichenberger Wasserleitung festlich eröffnet.⁴⁾ So ist nach langjährigen und kostspieligen Versuchen und Vorarbeiten das ersehnte Werk endlich zur Vollendung gelangt.

Außer dem reichlichen und gesunden Wasser fehlt es in Reichenberg auch nicht an anderen Getränken, die aus Malz und Hopfen gebräut wurden. Ich fühle mich aber nicht berufen, in solcher Beziehung den Berichterstatter zu machen und melde an bessere Trinker die Berufung an.



¹⁾ Gebirgsfreund, XV, 13. — ²⁾ Leitn. Ztg. v. 24. Dez. 1902. — ³⁾ D. Volksztg. v. 22. Aug. 1902. — ⁴⁾ Reichenbg. Ztg. v. 21. Dez. 1902.



Zum Ausgespann.

uf dem Marktplatze trat ich zu einem
Zweispänner und fragte, ob er uns
auf den Feschen zum Ausgespann
fahren wolle. Der Kosselenter bejahte
die Frage. Und ob man dort über-
nachten könne? Er bejahte es auch.
Noch fragte ich nach dem Preise, dann

stiegen wir ein. Das Wetter war günstig, der Weg sehr angenehm, und
der Kutscher, ein Reichenberger Kind, gab aus freien Stücken mancherlei
Aufklärung, wußte Allerlei zu erzählen und Vielerlei zu zeigen.

Unterwegs ist mir ein Kalkofen aufgefallen, der uns, glaub' ich,
links blieb. Die alten Häuser, die wir zu Gesicht bekamen, waren nicht
zahlreich. Die meisten Häuser waren neu, sehr viele ebenerdig, aber mit
einem Überbau oder Erkerstübchen oberhalb der Haustüre. Solche Erker-
stübchen über der Haustüre, welche in meiner Heimat eine Seltenheit sind,
scheinen in der Reichenberger Gegend sehr beliebt und wohl auch schon
seit sehr langer Zeit üblich zu sein. Wenigstens erzählt der verstorbene
Prior Posselt von einem ähnlichen Stübchen auf der Hausbühne, in dem
seine Ahne (Urgroßmutter), welche 95 Jahre alt wurde, gewohnt habe.
Dieses Haus stand in Berzdorf, wo Prior Posselt am 26. März 1809
geboren war.¹⁾ Ich möchte es wohl sehen, ob es meiner Vorstellung
entsprechen mag, allein Berzdorf bleibt uns weit rechts liegen. Um so
lebhafter schwebt mir das Bild meines Lehrers und Vorgesetzten vor der
Seele. Er war lieb und gut und charakterfest wie selten einer. Die
Wildheit war ihm zur zweiten Natur geworden. Nie hat er aber, bei aller
Güte, seine Grundsätze verleugnet. Und sie hielten bei ihm Stand bis
zu jener Stunde, in welcher die Stützen des ganzen Seins gleichsam im
Feuer geprüft werden, bis zur Stunde des Sterbens. In lebhaftester

¹⁾ Prior Posselt, p. 3 f.

Erinnerung hab' ich noch jene Abende, wenn Prior Poffelt aus dem Reichsrathe heimkam und von den Dingen in der Reichshauptstadt als Augen- und Ohrenzeuge erzählte. Bei solcher Gelegenheit meldete er mir Grüße vom Hofrat Beer. Ich war sehr verwundert, denn ich hatte keine Ahnung, wie ich zu diesen Grüßen kam. Später hat sich die Sache allerdings aufgeklärt. Hofrat Beer veröffentlichte nämlich in den Schriften der Wiener Akademie ein starkbändiges Werk, worin Maria Theresia's Fürsorge für das wirtschaftliche Leben in ihrem Staate attemmäßig dargelegt wurde. Zu diesem Werke hatte er auch meine Schrift über den Grafen Josef Rinsky, Herrn auf Bürgstein und Schwoyka, angezogen und mit einigen freundlichen Worten besprochen. Das mochte der Anlaß zu jenen Grüßen gewesen sein.

Hofrat Dr. Herm. Hallwich hat nachgewiesen, daß Wallenstein in seinem Herzogtum Friedland den Grund zur Entwicklung mannigfacher Industriezweige gelegt hat, wodurch Reichenberg, Leipa und andere Städte namhaft gefördert wurden. Auf diesem Grunde ist also in besseren Zeiten fortgebaut worden. Namentlich Maria Theresia und Josef II. waren unermüdet, die Manufaktur nicht nur anzuregen, sondern auch zur Entwicklung und Blüte zu bringen, namentlich aber gegen den Hochdruck ausländischer Wareneinfuhr zu unterstützen. Beide haben diese vielfältige Fürsorge nicht etwa ausschließlich den Staatsmännern überlassen, sondern oftmals und vielmals die Angelegenheit auch persönlich betrieben. Die industrielle Blüte des Reisetales wie des übrigen Deutschböhmerlandes und daß Reichenberg gegenwärtig als Metropole Deutschböhmens betrachtet wird — auf solche Quellen ist das wirtschaftliche Leben, das wir im Lande haben, zurückzuführen.

Wie weit mich doch die Einbildungskraft fortgerissen hat! Wollen wir ihre Tätigkeit lieber dem Ziele unserer Fahrt zuwenden. Es blieb mir Zeit, mich an so Manches zu erinnern, was ich seit Jahren über den Feschen gelesen habe. „Das Feschengebirge“, sagt ein älterer Schriftsteller, „beginnt bei dem Gabler Paß, erstreckt sich fast 5 Meilen (40 km) lang in sö. Richtung als ein etwa 1½ Meilen (12 km) breiter Gebirgszug und hängt bei dem Schwarzbrunnberge mit dem hohen Fsergebirge zusammen, von dem es sonst durch das Reisetal getrennt ist. Es bildet die Wasserscheide zwischen der Nordsee und der Ostsee.“¹⁾ Vom Hochstädter Gebirge wird der Feschen durch die Kamenitz geschieden und im Süden durch die Fser begrenzt, während er südwestlich steil in die Ebene abfällt, ebenso im Norden gegen die Reize hin. Anfänglich ist der Feschen noch ziemlich niedrig und gestaltet sich in seinem nordwestlichen Ende zu einem niedrigen Gebirge, welches aus einzelnen Gipfeln gruppenförmig sich zusammensetzt, dann aber läuft der Rücken in ziemlicher Höhe ununterbrochen fort, jedoch so, daß sich noch einige Kuppen über denselben erheben, unter denen der Feschen oder die Feschentoppe als höchster Punkt bekannt ist.“²⁾ Das Feschengebirge im engeren Sinne reicht vom Burghiner Tale (Hermannstal-Liebenau) nicht weit über den Paß hinaus.³⁾ Prof. F. Hübler⁴⁾ vergleicht das Feschengebirge einer zweizinkigen Gabel, da sich

1) Som. II, 228. — 2) Som. II, 289. — 3) Hübler X, 3. — 4) Hübler X, 3, 4.

das Gebirge am Auerhahnjattel in zwei Züge spaltet, von denen der östlichere zwar kürzer, aber mehr gegliedert ist und über den Schwarzen Berg (816 m), die Vogelsteine, die Sauplattche, den Dreiklasterberg (762 m), den Brandstein (667 m), dessen Nordostabhang den buchenreichen Rehberg bildet, bis zum Langenberge (707 m), sich erstreckt. Durch die Einsenkung des Neuländer und Christophsgrunder Tales getrennt, führt der westlichere Gebirgszug, welcher den zweiten Gabelzinken bildet, und dem wir auf unserer Wanderung folgen wollen, über die Moißelkoppe, den Dänstein, die Scheußlerkoppe, den Kleinen Kalkberg, den Spitzberg, den großen Kalkberg und den Schwammberg zum Trögelsberge, worauf auch dieser Zug mit dem Passer Kamm bei Paß und bei Ober-Spittelgrund am Rande der Lausitzer Niederung abschließt, weshalb wohl auch der alte Fahrweg über den Sattel des Passerammes als nördliche Grenze des Jeschkengebirges bezeichnet worden ist.¹⁾ Vom Passer Kamm bis zum Elbesandsteingebirge am Kamnitzbache unterscheidet Hübler das Zittauer Gebirge, das von Paß bis zur Lausche reicht, dann das Kreibitzer und das Rumburg-Hainspacher Gebirge. Man betrachtete früher diese Gebirge als Teile oder Ausschnitte des „Lausitzer Gebirges“.²⁾ Der Griff der obenwähnten zweizinkigen Gabel reicht vom Burschiner Tale bis zum Jeschken, der gleichsam den Knopf bildet.³⁾

Den größten Teil des Jeschkengebirges bildet grobkörniger Granit. Die Koppe besteht aus Quarzschiefer. Auch gibt es im Jeschkengebirge viele Lager von Kalkstein, welche als Kalk ausgebeutet werden.⁴⁾ Kalksteine, aus denen Kalk gebrannt wird und die auch als Bausteine verwendet werden, kommen im Jeschkengebirge von Kriesdorf bis Pantrag vor. Dieselben nehmen auch einen schönen Schliß an und könnten als schwarzer Marmor gelten.⁵⁾ In den Kalken am Jeschken und bei Christophsgrund wird außer Ton nicht selten auch Schwefelkies gefunden, der das Gestein für Baumaterial minder eignet.⁶⁾

Achat- und Chalzedonkugeln sowie Quarzdrusen sind in den Mandelsteinen sehr häufig.⁷⁾ Eine Kalksteininterhöhle befindet sich im Kalksteinbruche bei Padauchen. Reich an Mineralien ist auch der Kuzlochfelsen und der Jeschkenabhang bei Prosetsch, wo Achatkugeln mit Karneolen und Amethystkrystallen häufig gefunden werden.⁸⁾ Vom Kuzloch am Fuße des Jeschkenberges sagt Schaller:⁹⁾ „Allda fand man vor Zeiten viele Zaspissteine, welche kleinen Eiszapfen gleichen und sehr schwer abzubrechen waren. Man hatte viele derselben nach England geschickt, als Graf Joh. Wenzel Gallas kaiserlicher Gesandter in London war.“

Ein Vorsprung auf der W. Michaer Seite des Jeschken heißt „Raschen“. Dasselbst gibt es, sagt Sommer,¹⁰⁾ viele Achate und Karneole, welche durch Verwitterung des Gesteines in die Dammerde und dann in die Bäche gelangen. Diese Achatgeschiebe wurden früher sorgsam ausgesucht und ausgenützt.

Was den Namen „Jeschken“ betrifft, so behauptet Valbin: „Im Bunzlauer Kreise nennt man einen Berg Gesstiera d. i. Eidechse. Er

1) Hübler X, 7. — 2) Hübler X, 3. — 3) Hübler X, 3. — 4) Som., II, 290. — 5) J. Wurm: Gxf. V, 190. — 6) J. Wurm: Gxf. V, 189. — 7) Som. II, 290. — 8) Gxf. XI, 239. — 9) IV, 250, 251. — 10) Som. II, 240.

zeigt durchaus Ähnlichkeit mit einer Eidechse, welche gestreckt liegt, und die übrigen Felsen entsprechen weit und breit in der Art, daß man selbst wider Willen die Gestalt und Ähnlichkeit erkennt.“¹⁾ Diese Namensdeutung Balbin's ist natürlicher Weise unrichtig. Prof. F. Hübler, welcher früher auf das abh. Wort ask verwiesen hat, meinte später: „Doch dürfte die slawische Ableitung von jesenik (Etschengebirge) die wahrscheinlichste, weil natürlichste sein, umsomehr, da auch das mährische „Gesente“ von demselben Worte (gesenik) abgeleitet wird.“²⁾

In alten Zeiten mag der Teschen ungemein wald- und wildreich gewesen sein. Balbin³⁾ erzählt geradezu Märchenhaftes: „Es ist eine alte Ansicht der Nachbarschaft, daß auf diesem Berge wunderbare und seltsame Dinge gefunden werden. Auch glauben sie, daß dieser Berg alle übrigen im Böhmerlande überrage. Am Ende des Berges springt aus verborgenen Höhlungen mit großem Ungestüm eine Süßwasserquelle hervor oder sollte man es lieber einen Fluß nennen. Während aber diese Quelle früher ohne ein regelmäßiges Bett über den Abhang sich ergoß, haben die von B. Leipa das Wasser neuerlich gefaßt und ihm durch die Felsen einen Weg gebahnt und so das Gewässer zu ihrer Stadt geleitet. Dieses Wasser ist immer rein und klar. Im Winter gefriert es nicht, im Sommer ist es eiskalt. Auch ist es unschädlich und schadet dem Kopfe nicht, wenn es auch im Übermaße getrunken wird. Schließlich behaupten alte Leute, daß man bisweilen in diesem Wasser Goldsand gefunden habe.“ Der Mineraloge Neuf hat das Teschengebirge, welches er 8 Stunden lang und 1½ Stunden breit rechnet, von Grafenstein und Reichenberg, von B. Nicha und Klein-Stal aus wiederholt besucht, übrigens führte im 18. Jahrhunderte bei Paß ein wichtiger Handelsweg über den Teschen. Diesem Wege sind später verschiedene Straßen und neuerlich auch eine Eisenbahn gefolgt, so daß zwischen dem Polzenlande und dem Reizetale zu jeder Jahreszeit ein reger Verkehr herrscht. Überhaupt haben sich die Verkehrsverhältnisse auf dem Teschen im Laufe der Zeit so günstig verändert, daß Baron Liebig im Sommer 1902 mit einem Automobil vom Reichenberger Bahnhofe aus in 51 Minuten die Teschentoppe erklimmte.⁴⁾ Hierbei darf man wohl an den „Kleisreiter“ erinnern, nämlich an den Röhrsdorfer Kühnel, welcher in stockfinsterner Nacht mit einem Laternenträger auf den Gipfel des Kleis hinauftritt, wie es schon vorher der Röhrsdorfer Richter Palme getan hatte, der Nachts auf seinem Schimmel einen solchen haltsbrecherischen Ritt auf den Kleis unternahm.⁵⁾ Wohl auch an den Grafen Kauniz, der in seiner Jugend auf den Kahlstein bei Mückenhan geritten sein soll, was Dr. Caj. Wazel allerdings bezweifelt hat.⁶⁾ Noch im 15. Jahrhunderte, sagt K. Schiller,⁷⁾ waren die Wälder bei B. Nicha für unbewaffnete Wanderer stets gefahrvoll, weil reizende Tiere, wie Bären und Wölfe, hier hausten. Am 16. Mai 1679 wurde unter dem Teschen ein Bär von ungewöhnlicher Größe erlegt, der letzte seines Geschlechtes in diesem ganzen Gebirge.⁸⁾ Die Aus-

¹⁾ Balbin's Miscell. I, 30. — ²⁾ Hübler's Jahrbuch, X, 2. — ³⁾ Miscell. I, 30. — ⁴⁾ II, 178. — ⁵⁾ Gebirgsfreund, XIV, 110. — ⁶⁾ Erf., XVII, 81. — ⁷⁾ Erf., II, 85, 86. — ⁸⁾ B. Nicha, p. 105. — ⁹⁾ Schaller, IV, 250, 251.

rottung der Wölfe erfolgte noch später. Im Riesengebirge¹⁾ wurde der letzte Bär am 16. September 1729, im Hzergebirge 1736, im Böhmerwalde aber erst am 14. November 1860 erlegt. Hier hatte am 14. März 1779 ein siebzehnjähriger Jägerjunge bei den Stachauer Häusern im Gebiete der kgl. Freibauern eine alte Bärin geschossen, welche 300 böhm. Pfund wog, 40 Seidel Schmalz gab und eine schöne Decke hatte, überdies aber auch zwei junge Bären, welche ungefähr sechs Wochen alt waren, lebendig bekommen. Das war freilich ein Fang! Noch im Jahre 1806 sah der Botaniker Opitz im Schlosse zu Hohenelbe die Abbildungen von vier Bären, von denen der letzte 1726 im Gebirge erlegt worden war.²⁾ Von den Bären des Böhmerwaldes, die im 17. Jahrhunderte noch sehr zahlreich gewesen sein müssen, weiß Balbin³⁾ Verschiedenes zu erzählen. Er sagt, es gebe in unseren Wäldern verschiedene Arten von Bären. Er habe solche gesehen, die bei Krummau geboren waren und den polnischen an Größe nichts nachgaben, aber auch kleinere, welche nur wenig größer waren als englische Hunde. Das Fell eines solchen Bären, der zu Rosenberg hinter Krummau erlegt wurde, habe er selbst zum Geschenke bekommen. Auch habe im Jahre 1651 ein Ritter v. Kolschreitter, der von Geburt aus stumm war, auf der Jagd ein Bärennest gefunden, worin zwei Bären schliefen. Er nahm die Jungen, stieg schnell zu Pferde und ritt davon. Da kam die Bärin, und wiewohl der Ritter durch die Schnelligkeit seines Pferdes entkam, folgte ihm doch die Bärin bis zu den Mauern der Stadt, wie einige Wanderer es erzählten. Balbin selber aber hat den Ritter einreiten sehen, wie er mit lautloser Geberde dem Volke die jungen Bären zeigte, die nicht größer als Katzen waren. Diese Bären spielten nachher vor dem Tore des Krummauer Schlosses, wie es Balbin nach dem Augenschein ausdrücklich bezeugt. Wie der Bär, so ist auch der Luchs ein Raubtier, dessen Andenten wegen seiner Scharfsichtigkeit sich bei unserer Bevölkerung in Sprichwort und Redensart noch gut erhalten hat. Der Luchs gehörte jedesfalls zu dem gefürchtetsten Raubzeug unserer Vorzeit. Balbin⁴⁾ sah einen Luchs, der in den weitschichtigen Wäldern bei Lipnik, auf der Herrschaft Benatek, gefangen worden war. Wiewohl dieser in Ketten lag, versuchte er doch, auf die Besucher zu springen und konnte nur durch Hunger gebändigt werden, doch leckte er seinem Wärter die Hand.

In den Wäldern von Harbatitz, welche dem Jesuitenloster zu Klattau gehörten, hatte ein Luchs Junge geworfen und bald in seiner Nachbarschaft eine solche Wildbode geschaffen, daß weit und breit weder Reh noch Häslein, weder Eber noch Vogel, weder Auerhahn noch Waldhuhn gefunden wurde. Endlich, als ein Wanderer den Luchs erkannt hatte, wurde er von einem Jäger lange verfolgt und endlich glücklich erlegt, worauf man dann auch der jungen Luchse vollmächtig wurde.⁵⁾ Der

¹⁾ Nach dem „Wanderer“ (XIX, 15) wurde am 4. Sept. 1756 im Petersdorfer Reviere bei dem „Bräuerhanstein“ vom Jägerburtschen Hans ein Bär erschossen. — ²⁾ Exl., XI, 313; XXVI, 407. — ³⁾ Miscell., I, 134. — ⁴⁾ Miscell., I, 141; Schaller, IV, 103. — ⁵⁾ Balbin, der sein Werk im Jahre 1679 veröffentlichte, hatte auch einen Waldmenschen, der lange Zeit in der Wildnis gelebt hatte und 1650 gefangen worden war, mit eigenen Augen gesehen und über Verschiedenes gefragt. Miscell. I, 138.

letzte Luchs in der böhmisch-sächsischen Schweiz wurde am 3. April 1743 im Ziegenrunde bei der Kirnischtschenke durch einen Selbstschuß erlegt.¹⁾

Bezüglich der Wolfsjagd spielten die Wolfsgruben ehemals eine große Rolle. Es muß deren im ganzen Lande sehr viele gegeben haben. Und sie waren nicht ungefährlich, weder für die Menschen noch für die Tiere. Bekannt ist die Geschichte von dem alten Lautenschläger, der im 14. Jahrhunderte vom Güntersdorfer Richter aus Binsdorf bestellt worden war. Dieser fiel des Nachts „beim roten Hübel“ in eine Wolfsgrube, und als er darin einen Wolf fand, so begann er aus Furcht die Laute zu schlagen, bis es endlich Tag wurde. Da ward er endlich nach langem Schreien aus der Grube gezogen, aber der Wolf hing ihm am Rücken und ließ nicht los, bis man ihn erschlug.²⁾ Das war eine angenehme Nacht für den Lautenschläger! Der geneigte Leser wird sich aber erinnern, daß er diese selbe Geschichte schon zehnmahl gelesen hat, da sie sich bald in Ungarn, bald in Polen, bald in Rußland, bald irgendwo bei Berlin zugetragen haben soll. Mir ist jedoch kein älterer Wolfsgrubenfall dieser Art bekannt als der unsere, den der Chronist in das Jahr 1385 verlegt, allerdings nicht mit voller Sicherheit. Der Grubenwolf, der sich durch Gesang und Spiel begütigen läßt und zweifelsohne ein sehr naher Verwandter der Seeschlange ist, hat demnach bereits ein sehr ehrwürdiges Alter erreicht und besitzt ein überaus zähes Leben, das vielleicht auch noch manchen Zukunftswinter überdauern wird.

Noch gefährlicher als für die Menschen waren die Wolfsgruben für das Wild, weshalb auch der Landtag sich wiederholt mit diesem Gegenstande zu befassen hatte. Im Jahre 1681 beschloß der Landtag, daß die dem Wilde schädlichen Wolfsgruben im ganzen Königreiche binnen vier Wochen zugeworfen und nicht wieder eröffnet, umsoweniger neue gemacht werden sollten. Denn es war in den Wolfsgruben oftmals nicht bloß Wild, sondern auch mancher Mensch verunglückt, weshalb die Wolfsgruben bei 500 Schock M. verboten waren. Dennoch wurde später (1713) angenommen, daß die Wolfsgrube in sehr großen oder gebirgigen oder von Straßen wenig durchzogenen Wildbahnen sowie in geschlossenen Wolfsgärten belassen werden durfte. Es sollte aber nur ein einziger Zugang sein, und zwar so niedrig, daß Hochwild nicht eindringen könne. Dabei sollte ein Kennzeichen gesetzt und im Lande verlaublich werden. Endlich mußten diese Gruben nach Zahl und Lage den Kreishauptleuten und Statthaltern gemeldet werden.³⁾ Wir werden uns also nicht wundern dürfen, wenn Schaller⁴⁾ noch im Jahre 1786 von Oberlichtenwalde zu melden weiß: „Die häufigen Wolfsgruben in dieser Gegend dienen zur Anzeige, daß hier vor Zeiten viele Wölfe gefangen wurden.“

Am 6. Juli 1766 wurde noch eine Wölfin bei Bogtsbach geschossen. Im Jahre 1783 ist in den Wäldern der Herrschaft Protivin ein Wolf erlegt worden, der 105 Pfund an Gewicht hielt und sowohl wegen seiner Größe als auch wegen der Seltenheit bewundert wurde.⁵⁾ Im Winter 1817 wurde im Sjergebirge ein Wolf noch gespürt, aber nicht erlegt. Seit 1845

¹⁾ Gf., XXIII, 204. — ²⁾ Schlegel's Chronik, p. 24. — ³⁾ Weingarten's Codex p. 463, 707. — ⁴⁾ IV, 244. — ⁵⁾ Gf., XI, 312.

sind die Wölfe auch in der Laufitzer Heide verschwunden.¹⁾ Nach Zeitungsnachrichten sind Mitte Oktober 1903 in Sachsen zwei Wölfe erlegt worden, nämlich der erste in Massanei bei Waldheim, der zweite am Harrasfelsen bei Frankenberg. Letzterer hatte sich schon mehrere Tage in der Gegend herumgetrieben, sich aber dabei als sehr scheu und feig gezeigt.²⁾

Schließlich sei noch bemerkt, daß nach einem Schriftstücke im B.-Kammitzer Stadtarchive die große Glocke geläutet wurde, wenn eine Wolfsjagd stattfinden sollte, worauf die in der Gemeinde sich ohne Säumen auf dem Markte zu versammeln hatten. Wer selbst nicht kommen konnte, der hatte einen tüchtigen Ersatzmann zu schicken.³⁾

Der Merkwürdigkeit wegen sei noch erwähnt, daß bei Frauenstein im benachbarten Sachsen noch 1715 ein Vielfraß erlegt worden ist, dergleichen im Jahre 1718. Beide waren höchstwahrscheinlich aus Lithauen bis nach Sachsen verschlagen worden. Dagegen wird es bezweifelt, daß es 1746 in Sachsen noch Elche gegeben hat.⁴⁾

Das Jeschkengebirge ist reich an Sagen, von denen wir manche zu erzählen haben werden. Sie vermögen die Wanderung durch Wald und Gebirge gleichsam zu würzen, sie vermögen die Gegend zu verklären, sie sind das Salz zu allem, was wir von einer Gegend wissen.

In der Gegend der Jeschkentoppe — so erzählte einer meiner ehemaligen Schüler⁵⁾ — befindet sich eine Höhle, die ganz gewiß von Zwergen bewohnt wurde, welche einen Schatz hüteten, der aber nur zu einer gewissen Stunde an einem gewissen Tage von einem Sonntagskinde gehoben werden kann.

Wie jeder größere Berg einen Geist besitzt, der auf ihm sein Unwesen treibt — ich erinnere an Rübezahl im Riesengebirge, an Hörnel auf dem Trichberge bei Kreibitz sowie auch an den Bodhorngeist bei Marienbad — so besitzt auch der Jeschke seinen „Jeschkegeist“. Mehrere Sagen vom „Jeschkegeist“ und vom vorwitzigen Schneiderlein knüpfen sich an einen Felsen, der auf der rechten Seite des Jeschkens wie ein Zahn hervorragt.⁶⁾

Sehr schön ist auch die Sage von den drei Teufeln, welche vor Zeiten auf dem Jeschkengebirge wohnten. Zu diesen kam einmal ein fremder Reiter und sprach: „Wer von Euch dreien ist der Schnellste?“ Der Erste sprach: „Ich bin so schnell wie die Kugel aus dem Rohre.“ Der Zweite sprach: „Ich besitze die Schnelligkeit des Sturmwindes und vermag den Boden so schnell zu pflastern, als Dein Roß im wildesten Ritte ihn aufwirft.“ Doch der Ritter konnte keinen von beiden brauchen. Da sprach der Dritte: „Wie der Gedanke, so schnell bin ich.“ — „Mit Dir will ich wetten. Es gilt meine Seele,“ sagte der Ritter, „Morgen, wenn die Turmuhr unten im Tale die elfte Stunde verkündet, reite ich vom Fuße des Berges aus durch Dörfer und Städte. Du aber baust eine hundert Ellen hohe Mauer, und wenn Du mich, sobald der erste

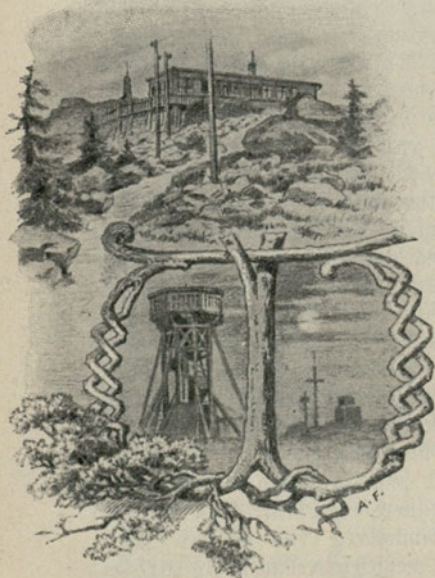
¹⁾ Reichenbg. Ztg. v. 27. Okt. 1903. — ²⁾ Boh. v. 28. Okt. 1903. — ³⁾ Erz., XI, 324. — ⁴⁾ Erz., XXIV, 413. — ⁵⁾ st. gymn. Ad. Demuth aus Reichenberg. — ⁶⁾ st. gymn. J. Schnabel; Teufelsmauer p. 26.

Hahn kräht, eingeholt hast, so habe ich die Wette verloren!“ Und so geschah es. Am nächsten Tage begann zur ersten Stunde der Mitt und der Mauerbau. Um drei Viertel auf zwölf war die Mauer schon mehrere Meilen lang, aber der Reiter dem Teufel noch immer bedeutend voraus. Doch der Teufel baute immer weiter. Da auf einmal sah er den Reiter dicht vor sich, wie er sein müdes Roß zu neuem Mitt antrieb. So rief er ihm höhnisch zu: „Ist Dein Gaul müde, so wart' ein wenig, ich will ihn schon zum gehen bringen!“ In demselben Augenblicke krähte im Dorfe der Haushahn. „Ha, so hat mich also mein Glück betrogen!“ So rief der Teufel bei dem Hahnenschrei und schleuderte die gewaltigen Felsstücke zu Boden, daß sie sich zu einem riesigen Berge aufstürzten. Darauf ist der Ritter wieder aus dieser Gegend gezogen, und auch die drei Teufel sind vom Feschken verschwunden. Nur die „Teufelsmauer“ zwischen dem Feschken und dem Bösig ist geblieben.¹⁾

Über den Sagen waren wir nahe zum Auerhahnfattel gekommen. Wir überlegten bereits, was wir essen, was wir trinken, wie wir uns stärken sollten, bevor wir die Koppe ersteigen wollten. Plötzlich blieb der Wagen stehen. „Wir sind da,“ sagte der Kutscher. — „Aber, wo ist denn das Wirtshaus?“ — „Da gibt es kein Wirtshaus, wohl aber den Aufstieg zum Feschken.“ — Verblüfft betrachtete ich den großen, dicken, pfeilerartigen Wegzeichenstein, der vor den Köpfen der Pferde stand. Das ging mir wider den Strich. Ich hatte bisher immer in dem Wahne gelebt, hier müsse ein Wirtshaus stehen. Stets hatte ich vom Buschkarl, vom letzten Pfennig, vom Auerhahnfattel und vom Ausgespann gelesen, mir aber darüber nicht recht klug werden können. Auch war ich vor vielen Jahren schon einmal auf dem Feschken gewesen, damals war es aber so neblig, daß ich von dem Wirtshause sicherlich nichts gesehen hätte, selbst wenn eines dagewesen wäre. So hatte ich denn immer dem Irrtume mich hingegeben, daß im Ausgespann ein Wirtshaus sein müsse. Jetzt aber erfuhr ich, daß diese Stelle ihren Namen davon erhalten hat, weil die Fuhrleute den Vorspann, mit dem sie bergan fuhren, hieselbst ausspannen ließen. Bei uns würde man eine solche Stelle „beim Hemmschuh“ heißen. Hier hieß es „Ausgespann“ und war kein Wirtshaus. Das war zum Lachen. Ich lachte wirklich, und ich war seelensfroh, daß wir das erste Abenteuer erlebt hatten. Nun, Zweispänner, fahre wohl! Von hier an reisen wir auf Schusters Rappen!



¹⁾ Teufelsmauer p. 18, 19; Th. Gutter: Familienfreund, I, 48.



Auf der Jeschkenkoppe.

ir nahmen unser Gepäck und klotzen mühsam zur Jeschkenkoppe empor, wenn uns auch der Weg manch einen Schweißtropfen kostete. Ich bin es nicht gewohnt, auf Reisen mit Gepäck mich zu beladen, aber diesmal ging es nicht anders. Karten, Bücher, Aufzeichnungen, Fernglas, Wäsche, Oberkleid — diese Dinge mögen einzeln ganz leicht sein, aber in ihrer Gesamtheit beschweren sie, wer des Tragens wenig gewohnt ist. Nichtsdestoweniger hatte mich das Mißverständnis mit dem „Ausgespann“ so belustigt, daß ich sehr vergnügt meine Bürde trug. Freilich, je heiterer die Seele gestimmt war, desto trüber gestaltete sich der Himmel. Es wird wieder Regen geben.

Endlich waren wir oben und suchten in der Bergwirtschaft die erwünschte Erholung. Ein Glas heißer Kaffee und ein Butterbrot können unter Umständen Wunder tun. Unterdessen hatte sich der Nebel sehr ausgebreitet, und wir mußten unsere Erquickung mit einem großen Teil der Aussicht bezahlen, welche während unseres Essens und Trinkens immer beschränkter geworden war. Die Koppe ist oben ziemlich geräumig und am Rande von ansehnlichen Felsbildungen gesäumt. Auch liegen auf den Seitenlehnen des Berges mächtige Felsblöcke, ganz geeignet, für schöne Sagen die irdische Unterlage zu bilden.

Auf der Koppe befinden sich außer der Wirtschaft, welche in einer mäßigen Vertiefung liegt und dadurch vor Wind und Wetter besser geschützt ist, als die Höhe des Berges es erwarten läßt, ein hölzerner Aussichtsturm, ein Obelisk, der als „Kohansstein“ bezeichnet wird, auch ein Kreuzifix, ferner ein Würfel, auf dem ein kleinerer Steinwürfel ruht. Hier liest man: Operatio astr. trigon. imperante Francisco Josepho I. Die Jahreszahl ist bereits ziemlich verwittert. Neben einer wohlverwahrten

und mit Eisen beschlagenen Hütte war ein Herr aus Reichenberg mit einem großen Ferrohr beschäftigt. Er brachte später Fernglas und Stativ in die Wirtschaft, schien auch auf dem Berge recht gut bekannt zu sein, dennoch konnten wir nicht erfahren, welcher einen besonderen Zweck er verfolgte. Die Feschkens-Einsiedler schienen es selbst nicht zu wissen. Überall sah man Blitzableiter, auch auf dem Kreuze und dem Obelisken. Noch sei ein von Steinen umsäumter Bergvorsprung erwähnt, welcher Feuer- und Ruffspuren aufwies. Das mag wohl der Ort sein, wo die Sonnenwend- und andere Höhenfeuer angezündet werden.

Wie wir bald hören werden, wird die Feschkentoppe (1010 *m*) nicht nur viel besucht, sondern auch viel gerühmt. Mancher besteigt sie jeden Sommer, mancher auch im Winter, viele vielmals. So groß ist die Liebe zu ihr. Doch beruht ihr Vorzug keineswegs in einer außergewöhnlichen Seehöhe. Denn hierin wird sie nicht nur von der Schneekoppe (1603 *m*) und anderen Gipfeln des Riesengebirges, sondern auch von den höchsten Erhebungen des Erzgebirges (Keilberg 1244 *m*) und des Böhmerwaldes, ja sogar auch des nahegelegenen Sfergebirges übertroffen, namentlich von der Tafelfichte (1122 *m*), dem Sieghübel (1120 *m*), dem Taubenhäus (1069 *m*). Auch die Große Vogelkoppe zählt 1017 *m*. Aber die Feschkentoppe ist doch die höchste Erhebung zwischen dem Erzgebirge und dem Sfergebirge, denn sie überragt den Gelsch (725 *m*), den Kaltenberg (731 *m*), den Kleisberg (755 *m*), auch den Tannenbergl (770 *m*), den Hochwald (748 *m*) und die Lausche (791 *m*), ja sogar den Graupner Mückenturm (808 *m*) und den gefeierten Donnersberg (Willesehauer 835 *m*) ganz erheblich. Noch niedriger ist der Schneeberg (721 *m*) bei Bodenbach, der Rollberg (694 *m*) bei Niemes, der vielgefeierte Rosenberg (618 *m*) und der durch Geschichte, Kunst und Sage verherrlichte Bösig (605 *m*). Beliebt uns aber ein Vergleich mit den berühmtesten Bergen des deutschen Nordens, so wird die Feschkentoppe nur vom Brocken (1142 *m*) überragt, dessen Rundschau zwar ungeheuer weit reicht, weil er das ebene Land vor sich hat, aber eben deshalb an malerischer Schönheit mit der des Feschkens sich nicht vergleichen läßt. Der Inselberg, wie die höchste Erhebung Thüringens nach den Emsen (Ameisen) benannt wird, zählt nur 914 *m*. Der vielbesuchte Kyffhäuser (455 *m*), in dessen Berginnern allerdings Kaiser Rothbart sich bergen soll, überbietet an Seehöhe selbst den Leipaer Spitzberg (445 *m*) nur ganz unbedeutend.

Der Vorzug, dessen die Feschkentoppe sich erfreut, ist also weniger von ihrer Seehöhe abhängig, als von ihrer herrlichen Aussicht, welche wiederum durch die glückliche Lage des Berges bedingt ist. Im NO liegt die Reichenberger Senke mit ihren zahllosen Menschenansiedlungen und ihren außergewöhnlich zahlreichen Industriebetrieben, dagegen im SW das Polzenland mit seinen Niederungen und Erhebungen. Überall, wohin der Blick des Bergbesuchers sich richtet, gewahrt man Berge und Hügel und Gipfel und Kuppen und allerlei Berglehnen und mancherlei Felsgestaltungen: bis auf die letzteren alles besät mit Feld und Wald und Auen und Menschengebäu. Und zwischendurch leuchtet wohl auch ein blinkender Teich, in dem die Sonne des Tages sich spiegelt und des Nachts der

Mond sich selber entgegenlacht. Darum ist die Aussicht vom Jeschken so schön, darum ist sie so sehr geliebt und gelobt, wie es durch Wort und Schrift tausendfach bezeugt wird.

Wahrscheinlich nicht der allererste Beurtheiler der Jeschken-Aussicht, aber gewiß einer von den ersten Beurteilern und vielleicht unter allen der feinfühligste für Naturschönheiten war Dr. Hojer, dessen Urtheil umsomehr in's Gewicht fällt, weil er die Aussicht vom Jeschken sogar über die Aussicht der von ihm so sehr bevorzugten Schneekoppe erhob, da er doch einen ansehnlichen Theil seines Lebens der Erforschung des Riesengebirges widmete und ganz gewiß den Lieblingsgegenstand seiner Studien nicht ohne die triftigsten Gründe durch einen andern Berg beeinträchtigen lassen konnte. Er besuchte die Jeschkenkoppe im Frühlinge 1794 und schrieb ¹⁾ darüber: „Ich brachte fast eine ganze Stunde auf dieser Höhe zu, und das, was ich in dieser kurzen Zeit sah und fühlte, wird mir unvergänglich bleiben. Die Aussicht vom Jeschken bei einer Witterung, wie die heutige war, ist über allen Ausdruck groß, erhaben und entzückend, entzückender selbst, als die in ihrer Art einzige von der Schneekoppe.“ ²⁾ Denn wenn vor der übermäßigen Höhe dieser letzteren die in der Tiefe liegenden Gegenstände fast verschwinden und undeutlich werden, so genießt man selbige auf dem Jeschkenberge mit größerer Reinheit und in der herrlichsten Übersicht. Und dennoch wie klein und ohnmächtig ward nun Alles auf diesem erhabenen Standorte, was vom Thal aus groß und gewaltig schien! Berge ebneten sich von hier aus nur als flache Hügel, und wenn der Verstand des Menschen beim Anblick einer großen Felsmasse vor der Stärke erbebt, mit welcher die Natur dieselben durch Fluten und Erderschütterungen aufzutürmen vermochte, so liegt man hier vor der Allmacht im-Staube, die gewißlich nur einen Wellenschlag jenes unermesslichen Ozeans, der diesen Erdball einst umfloß, bedurfte, um ganze Gebirgsketten aus der Tiefe zu heben. In dieser letzteren Hinsicht glaub' ich sogar, daß, wenn diese Höhe bewohnbar wäre, man nicht leicht einen herrlicheren Platz zum Studio der Geologie finden könnte als den Jeschkenberg. Denn nur an wenig Orten wird man im Stande sein, eine so große Menge von Gebirgen aller Art nach ihren verschiedenen Richtungen, Verhältnissen, Ausdehnungen, Umrissen und allen übrigen äußeren Charakteren zu übersehen als hier. So häufig aber die Wallfahrten nach diesem erhabenen Altar der Natur von den umliegenden Bewohnern und besonders von Neichenberg aus seit undenklichen Zeiten gesehen, so scheint doch, daß noch niemand diese Absicht bei seiner Wanderung gehabt habe, sondern alle nur der schönen Aussicht wegen hinaufgeklettert sind. Wäre das Steigen über die letzte Kuppe nicht gar so mühsam und gefährlich, so würde vielleicht der Jeschkenberg längst ebenso wie der Zobtenberg in Schlesien, der jenem vielleicht ebenso an Schönheit der Aussicht, wie an Höhe noch weichen muß, von Dichtern und Prosaisien besungen und verherrlicht worden sein. Aber im Grunde ist's wohl bloß die Größe der Szene, die des Menschen unwürdiges Lob hier schweigen heißt. Ich

¹⁾ Mayer's Phys. Anst., IV, 305—307. — ²⁾ Hojer sagt: etc., wobei er wohl an andere Berge des Riesengebirges gedacht hat, vielleicht an die Sturmhaube und das hohe Rad.

wenigstens würde diesen Berg zehnmal besteigen und tagelang auf seinem Gipfel verweilen können, ohne daß ich noch das auszudrücken vermöchte, was das Auge sieht und der Geist hier denkt. Wer sich von einem Bilde, in welchem man beinahe vier der schönsten Kreise von Böhmen, den ganzen Bunzlauer, einen großen Teil des Leitmeritzer, Bidschower und Kaurzimer Kreises, die halbe Lausitz, dann von einer Seite die ganze erhabene nahe Kette des Riesengebirges mit aller Zweigen, die es nach Böhmen schiebt, von der andern Seite aber die überaus schönen, malerischen, gewölbten und gespitzten Formen der nördlichen und westlichen Mittelgebirge, die mannigfaltigen Ruinen alter Schlösser auf ihren Gipfeln, die blauen Wälder und das hellere Ackerland an ihren Seiten, dann die hundertfältigen Krümmungen der Flüsse und Bäche durch Wiesen und fruchtbare Täler, so viele spiegelnde Seen im Sonnenglanze und das kaum bemerkbare Häufergewühl großer und volkreicher Wohnplätze, die gleich Steinhaufen unter den Füßen hingestreut sind: wer sich von einem solchen Bilde, wo man tausend Gegenstände dieser Art einzeln und vervielfältigt auf einer Fläche, deren Grenzen das Auge nicht erreicht, sozusagen mit einem Blick übersehen kann, einen deutlichen Begriff machen will, muß selbst kommen und Zeuge davon werden.“

Franz Ambros Reuß¹⁾ sagt in seiner Geographie des Bunzlauer Kreises, welche im Jahre 1797 gedruckt wurde: „Die Kuppe des Jeschens hat an sich eine Höhe von etwa 100 Klaftern, ist kugelförmig, doch von SO gegen NW etwas in die Länge gezogen, jedoch so, daß sie an der Ostseite die größte Höhe erreicht. Sie fällt von allen Seiten sehr steil ab und ist daher schwer ersteigbar und die steil abgestürzten Abhänge bedecken unzählige Bruchstücke der Gebirgsart. Sie ist fahl, und nur hier und da bemerkt man etwas von einem niedrigen Strauchwerke. Der Gipfel ist etwas abgeplattet und mit einem steinernen Kreuze versehen.“²⁾ Reuß fährt dann fort: „Wegen dieser ansehnlichen Höhe, an welcher er die meisten Berge dieses Kreises übertrifft, gewährt der Jeschken bei heiterer Witterung eine vortreffliche Aussicht. Man überieht von seinem Gipfel den ganzen Gebirgszug, den ich unter dem Namen „Jeschengebirge“ begreife, ferner mit einem Blicke auf der Südseite das ganze Regelgebirge, die ganze Trappformation des südwestlichen und südöstlichen Teiles des Bunzlauer Kreises, einen Teil des Leitmeritzer, Bidschower und Kaurzimer Kreises und selbst etwas von der Lausitz. An der Nordseite ist die Aussicht weniger ausgedehnt; denn sie wird teils von dem höheren Isergebirge, teils von der ganzen Kette des Riesengebirges begrenzt. Doch da es weniger meine Absicht ist, eine malerische Beschreibung von Böhmen zu liefern, so überlasse ich dieses Geschäft dem Zeichner der schönen Natur, der auf diesen Bergen, wenn er die Mühe des Ersteigens nicht scheut, gewiß seine Rechnung finden wird. Ich, der ich mehr in mineralogischer Hinsicht reiste, gehe zu der Beschreibung der Gebirgsart über, welche diese Kuppe zusammensetzt; ich kann aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß wir noch einst so glücklich sein möchten, eine Voyage pittoresque durch

¹⁾ II, 196. — ²⁾ Die Höhe des Berges bestimmte Hofer auf 484 Klafter über dem Spiegel der Nordsee.

Böhmen, wozu man in diesem Lande so reichhaltigen Stoff findet, zu erhalten.“

Ein neuerer Bewunderer ¹⁾ sagt: „Der Jeschken ist der Rigi Nordböhmens und trotzdem er der Schneekoppe an Höhe bedeutend nachsteht, so ist die Aussicht von demselben laut vielfacher Urteile viel interessanter. Professor F. Hübler schreibt darüber: Vergleicht man die Koppenausicht mit der des Jeschken, so hat erstere wohl ein größeres Gesichtsfeld, ²⁾ allein die Aussicht vom letzteren ist lohnender und in gewisser Hinsicht schöner, indem einerseits die gegen W sich erhebenden spitzen Basalt- und Klingsteinfegeln einen eigentümlichen Reiz gewähren, während andererseits gegen N unmittelbar am Fuße des Jeschken das dichtbevölkerte Reizetal mit seinen zahlreichen Ortschaften ausgebreitet ist, mit welchem keines der Riesengebirgstäler wetteifern kann, und das dahinter sich erhebende Siergebirge als würdigen Hintergrund und vollkommenen Abschluß das noch höhere Riesengebirge aufweist, einen Abschluß, welcher der Aussicht von der Schneekoppe eben fehlt. Hier liegt alles gleichmäßig tief zu Füßen des Jeschauerz, die Berggipfel und Kämme kommen nicht zur Geltung, weil sie alle viel niedriger sind und als wellenförmige Erhebungen erscheinen, und so wirkt diese Gleichförmigkeit der Bodenerhebung ermüdend.“ Letztere Bemerkung ist sehr richtig und gilt auch für den Brocken und andere Hochberge, welche in einer Ebene liegen. Wieder ein anderer Schriftsteller ³⁾ versichert: „Den berühmtesten Aussichtspunkten des deutschen Mittelgebirges kann sich der Jeschken getrost an die Seite stellen. Der Rundblick wird sogar von Kennern hin und wieder dem der Schneekoppe vorgezogen. Unser Jeschken ist ein kleiner Gaisberg, er ist leicht zu besteigen und gewährt eine herrliche Rundschau.“

Hier mögen noch die Worte von Julius Gierschick ⁴⁾ stehen: „Der Jeschkegipfel ist einer der hervorragendsten Aussichtspunkte Deutschböhmens, seine Rundschau unvergleichlich. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Besucher dieses schönen Berges.“

Endlich sei hier noch ein mir seinerzeit überlassenes und für ein größeres Werk verwendetes Urteil von Professor Rud. Müller verzeichnet: „Im ganzen Lande gibt es außer dem Riesengebirge keinen Aussichtspunkt mit einem so weit erstreckten, mannigfachen und schönen Rundbilde wie am Jeschken. Überdies läßt sich der Aufstieg ohne übergroße Anstrengung von der Stadt aus in zwei Stunden bewerkstelligen. Schon vom Vorraume der Koppengewirtschaft bietet sich ein herrliches Bild. Im Halbkreise östlich von der Schneekoppe an bis nordwestlich zur Landskrone liegt vor unseren Augen ein wunderbares Geflecht von Tal und Höhenzügen, aus dessen Zwischenräumen unzählige kleinere und größere Bergfegeln gleich Rosetten vorpringen. Die nächstliegende Halbmulde, von Sichrow bis Seifersdorf sich erstreckend, zeigt auf inselartigen Abgrenzungen eine Fülle von Ortschaften. Besonders hübsch erscheinen Böhm.-Müch, Dorf Hammer mit seinem gleichnamigen, großen, spiegelblanken Teiche und das entlang der Jeschkenstraße sich hinziehende, obstbaumreiche Kriesdorf. Wenn wir

¹⁾ Tour.-Btg., I, 197. — ²⁾ $d = 212 : 113 \text{ km.}$ — ³⁾ F. Majek: Tour.-Btg., I, 123. — ⁴⁾ Leitmeritzer Gau, p. 184.

in südlicher Richtung ausblicken, so winkten gleich alten Bekannten der Bösig, der Koll und andere Höhen, wieder überragt von den Linien des Böhmer- und des bairischen Waldes. Das Rundbild zu ergänzen, bedarf es weiter nur weniger Schritte auf die gegen N steil abfallende Plattform, wo das große Kreuz steht, um wieder von den über das schmucke Zittau gezogenen Hügelwellen im Zuge von N nach O die Kette des Lausitzer und des Sargebirges in geschlossener Gliederung bis zur Schneefoppe verfolgen zu können. Den Talgrund füllen dieserseits als Flanken des dicht zusammengedrängten Reichenberg die nach den nördlichen Höhenzügen bis in die Waldeinschnitte zerstreuten Dörfer mit ihren fast durchweg hellfarbigen Häuschen, ein Anblick, der mir unwillkürlich die Äußerung einer Freundin in Erinnerung brachte, es sehe aus, als hätten die Weihnachtsengel gelegentlich ihren Vorrat an Schachteln mit Häuschen ganz launenhaft ausgestreut, den Rest davon aber auf einen Punkt zusammengeworfen: also erschiene ihr Reichenberg mit seinen umliegenden Ortschaften entstanden. Der 1876 auf der Plattform errichtete Aussichtsturm gewährt schließlich noch eine ununterbrochene Rundsicht, die jedoch wegen des auf der Höhe meist herrschenden scharfen Windes nur selten behaglich zu genießen ist.“

Der Feschkentoppe hat man schon frühzeitig große Beachtung geschenkt. So meldet Schaller¹⁾: „Oben auf dem geräumigen leeren Platz ist ein von Stein gehauenes Kreuz, welches der Reichenberger Amtsverwalter Melchior Lorenz 1737 errichten ließ.“ Das steinerne Kreuz wurde auch von Neuß verzeichnet. Später stand auf dem Feschkent auch eine „Lärmstange“. Prior Pössel hatte sie noch gesehen. „Sie stand zwischen der Koppe und der jetzigen Straße und war, wie die Leute erzählten, mit Pech geteert und mit Berg umwickelt. Sie stand noch um 1820, war aber damals ganz schwarz. Als junger Student ist Pössel unweit derselben vorübergegangen. Die Leute sagten, daß sie wegen Napoleon angelegt worden sei.“²⁾

Zur Zeit der Reichenberger Arbeiterunruhen (1844) begann H. Hasler aus Hanichen auf dem Feschkent einen Lebensmittelverkauf. Förster Hebelt von Oberpassek erbaute 3 Jahre später eine Schutzhütte, welche aber schon 1848 abbrannte. Es folgte dann eine Reishütte, die allmählich vergrößert wurde, und 1852 gab es schon ein Fremdenbuch. Nach einer Zeitungsnachricht bekam der Feschkent über Bemühen der Frau Hasler, welche ihrem Wirtsgeschäfte gegen 25 Jahre oblag, im Jahre 1860 eine Wirtschaft, die den Besuchern Unterkunft gewährte. Aber nach Hübler's Jahrbuche wurde 1868 das noch bestehende Häuschen erbaut.³⁾ In der Bergwirtschaft sagte man uns (Juni 1903), daß der Feschkent seit 53 Jahren im Sommer und seit 1883 auch im Winter bewohnt sei. Im Frühjahr 1876 wurde von einigen Feschkentfreunden ein Aussichtsgestühl aufgestellt. Zur Jahreswende 1885/1886 wurde auf dem Feschkent eine Silvesterfeier abgehalten. An einem Zännermontage im Winter 1886 zählte man auf dem Feschkent gegen 800 Besucher, der Wirt blieb den ganzen Winter auf dem Berge. Am 23. November 1887 berichtete der

¹⁾ IV, 250. — ²⁾ Prior Pössel, p. 4. — ³⁾ Hübler's Jahrb., X, 48–50; Erg., XXIII, 409. —

Gebirgsverein über die Anlage der Feschkerveranda und des neuen Feschkeweges. Im Jahre 1888 wurde auf der Feschkenkoppe ein Ball abgehalten. Im Jahre 1889 wurde vom Gebirgsvereine statt des Aussichtsgestüzes ein 6 m hoher Aussichtsturm errichtet. Im selben Jahre bekam der Feschen zum Aussichtsturm ein Teleskop.¹⁾ Im Winter 1901 hat die Feschkenkoppe nach Ausweis des Fremdenbuches vom Neujahr bis zum 18. März über 600 Besucher gezählt. Zu einem großen Feschkenkoppenhause besteht seit den Achtzigerjahren der Plan, ein vollständiges Projekt aber seit 1893.²⁾ Nun, gut Ding will Weile haben. Aber es gibt Leute, die es erleben werden.

Was den Aufstieg zur Koppe betrifft, der bei einer so großen Besucherzahl gewiß seine Bedeutung hat, so kann man, wie wir es getan haben, bis unter die Koppe fahren, da über den Auerhahnjattel eine gute Straße führt, die „Feschenstraße“. Während ihres Baues wurde 1866 auf der Kammhöhe — also eben dort, wo wir die „Wirtschaft“ vergebens gesucht hatten — vom Bauunternehmer ein Bretterhaus mit Gastwirtschaft errichtet.³⁾ Vom „Ausgespann“ gelangt man in einer halben Stunde auf den Feschkengipfel. Fußgänger erreichen auf einem sehr bequemen Wege über Karolinsfeld den Berggipfel in zwei Stunden.⁴⁾ Als sehr lohnend gilt der Kammweg von Langenbruck auf den Feschen. „Von der gegen S ausgebreiteten, fast endlosen Ebene weg, welche sich zuletzt mit dem Horizonte zu verschmelzen scheint, wird der Wanderer seine Blicke mit Wohlgefallen nach den nordseitigen Bergereihen und Tälern schweifen lassen, wo sich Ort an Ort in beständigem Aufschwunge immer mehr an einander schließt als Zeichen redlichen deutschen Betriebsfleißes. Auf der einen Seite also beständige Ruhe und Einförmigkeit, auf der anderen ein reges, pulsierendes Leben. Das sind zwei Gegensätze, die dem Wanderer auf dem Feschenkamme vor allen anderen auffallen und ihm in dauernder Erinnerung bleiben.“ So schreibt ein Schilderer im Gablonzer Tagblatt vom 21. September 1902, erzählt aber auch von drei tschechischen Gasthäusern am Raschen, in Proschwitz und Kühnei, sowie von verbotenen Wegen, denen ein ruheliebender Wanderer gern ausweicht. Dagegen lobt er die Schankwirtschaft „zum Niesenfaß“ am Zaberlichberge, dem südöstlichen Ende des Kammes.

Der Kammweg von Christophsgrund über Neuland⁵⁾ auf den Feschen hat immer als lohnend gegolten, war aber früher für Fremde nicht sehr ratsam, weil man sich leicht verirren konnte.⁶⁾ Jetzt ist er durch das blaue Kammzeichen selbst für den Allerfremdesten vollkommen sicher und verläßlich. Seit der Eröffnung der Transversalbahn muß nun auch der Aufstieg von Kriesdorf weit mehr als früher in Rechnung gezogen werden.

Doch kommen wir zu uns auf den Berg zurück. Der nebelige Dunst beeinträchtigte den Ausblick. Doch macht der blinkende Hammerteich, hinter dem wir den Röll, den Wilsch und etwas rechts davon den

¹⁾ Tour.-Ztg., I, 25, 49, 71; III, 37, 168; Dr. Hantschel's Tour.-Z., p. 568. — Der hölzerne Feschenturm ist am 29. November 1903 wegen Baufälligkeit abgetragen worden. D. Volksztg. v. 30. Novbr. 1903. — ²⁾ Gebirgsf., XIII, 93. — ³⁾ Hübler's Jahrbuch, X, 49. — ⁴⁾ Tour.-Ztg., I, 123. — ⁵⁾ Tour.-Ztg., I, 123.

Rohberg, den Gletsch und den Millesehauer unterscheiden, mit seinem silbervallenden Glanze einen mächtigen Eindruck. Am Himmel hängen düstere Wolken und unter diesen eine Art Wolkenguirlanden, zwischen denen der fahlgelbe Abendhimmel hervorschimmert, mit welchem die hinter dem Gewölke verborgene Sonne für diesen Tag von uns Abschied nimmt. Das Zimmer, in welchem wir übernachteten, war sehr schmal und beengt, aber ich habe darin ganz vortrefflich geschlafen. Auch hatte ich einen Traum, der mir sehr gut gefiel. Es waren auf dem Berge junge Leute, welche eine schriftliche Prüfung aus dem deutschen Stil machen mußten. So bekam ich durch ihre Arbeiten 24 prächtige Mariensagen und eine Menge anderer Sachen, die dem Freunde der Volkskunde eine Freude sind. Der Traum war allerdings nicht wahr, aber wahr ist es doch, daß der Teschen zu einem ungemein sagenreichen Gebiete gehört. Felsen, Teiche, Berge und Dörfer sind hier von herrlichen Sagen umraut und verklärt. Zu den schönsten dieser Sagen gehören der „Holzmacher“ und der „Nachtjäger“.

„Riesenbäume standen vor alter Zeit im Teschen.“ So erzählte ein Achtzigjähriger in Dschitz. „Jetzt gibt es keine Bäume mehr, sondern nur Bäumchen. Mit Sägen und Äxten schritten wir nach der Schwarzmehlsuppe in die Berge. Der Schnee lag im Walde noch ellenhoch. Aber die Birken steckten schon ihre frischgrünen Fähnchen heraus und die Lerchen sangen, die Drosseln und Amseln schlugen, daß es eine Freude war. Nun ging es an die Arbeit, Riesenstämme erlagen unserer Art und Säge. Wenn nun ein Stamm fiel, da sagte mein Vater: „Flor, da schau her, daß Du's lernst!“ Und jedesmal hieb er, während der Stamm niederstürzte, mit seiner Art drei Kreuzchen in die Schnittfläche des Stockes. „„Was soll das, Vater?““ — „Die drei Kreuzchen? Schande, daß Du das noch nicht weißt! In Deinen Jahren hab' ich es längst gewußt. Die drei Kreuzchen sind für die Waldweibchen, daß sie nicht erschrecken und nicht aus dem Lande gehen. Wenn der Wald saust und braust, daß die Äste brechen, wenn es überall gäfft und bellt, wenn der Nachtjäger durch den Forst jagt, dann ängstigen sich die lieben Waldweiblein zum Gotterbarmen. Finden sie nun einen Stock mit den drei Kreuzchen, so springen sie hurtig und wohlgenut hinauf, sie sind dann in Sicherheit und haben vor dem Nachtjäger nichts mehr zu fürchten.“ Aber die dichten Forste sind verschwunden, der Wald wurde abgetrieben, und seitdem ist der Teschen verödet. Auch die Waldweibchen sind alle ausgewandert. Sie zogen am Teschen gegen Kriesdorf und Zittau. „Wir kommen nicht mehr in dieses Land, bis es wieder kommt in Fürstens Hand.“ So sagten sie zum Abschied und sind seither nicht mehr wiedergekommen.“¹⁾

Vom Nachtjäger weiß man verschiedene Stücklein zu erzählen. So mußte einmal Bienertbauers Sessel von Johannestal nach Drausendorf gehen. Es war stockfinstere Nacht, und er fürchtete sich sehr. Denn er mußte bei der „schwarzen Pfütze“ vorbei, die in jenem Rieserwalde liegt, welcher sich von Johannestal bis Drausendorf ausbreitet und bis zum Teschen sich hinanzieht. Sessel hatte aber einen

¹⁾ J. Taubmann: Märchen u. Sagen, p. 23—25.

Kameraden, der ihm sehr zugetan war, ein starker, baumlanger Kerl, der sich vor keinem Teufel gefürchtet hatte. Diesen nahm er zum Begleiter. Als sie mit einander durch den Wald gingen und dem verrufenen Platze näher kommen, da flüsterte Sessel: „Siehst Du nicht den Nachjäger samt seinen Hunden mit den Feueraugen? Sieh doch, wie er aussieht!“ Und es kam richtig ein grüner, wilder Jägersmann, dessen schwarze Rabenhaare wie ein Wasserfall über sein bleiches Gesicht herabgingen. Hinter den Haaren aber funkelten zwei Augen hervor wie Blitze in einer finsternen Gewitternacht. „Komm, treten wir hier hinter die dicke Kiefer, damit der Kerl Platz hat!“ So rief der stämmige Kamerad, und so taten sie auch. Und schon kam der Unhold mit seiner sichertreffenden Flinte näher und donnerte die Beiden an: „Laßt mich in Frieden und geht Ihr Euere Wege!“ Ein Blitz zuckte, ein Donner rollte und ganz betäubt schlotterten die Beiden von dannen.¹⁾

Doch Traum und Sage bildeten nicht die einzige Unterhaltung in dieser Feschkennacht. Der kräftige Regen, der prasselnd an das Fenster schlug, erzeugte schlimme Ahnungen und versprach uns einen „Bodentag“, wie einst die Schnitter sagten, welche aus Nordböhmen nach Sachsen „auf den Schnitt“ gingen. Ich befürchtete also, daß wir vielleicht einen ganzen Tag auf der Feschkoppe bleiben müßten, und wußte nur nicht, wie mein Begleiter Beschäftigung finden würde. Für mich wollt' ich mich kümmern, aber der Zeichner verlangt gutes Licht. Zuletzt nahm ich mir vor, daß ich mit ihm nötigen Falles „Mühle ziehen“ wollte. Das Gerät ist bald hergestellt, wenn man einen Tisch und ein Stück Kreide hat. Mit der Kreide zieht man die bedeutungsvollen Linien, und mit einem Messer schneidet man aus einem Birkenrütchen die schwarzen, aus einer Fackel oder einigen Zündhölzern die weißen Hölzchen, welche statt der „Steine“ dienen. Solch' ein Spiel vertreibt die Zeit und ich habe auf den Dörfern Leute gekannt, welche es ausgezeichnet spielten. Schon während des Aussetzens der Steine eine Mühle zu bauen oder den weniger geübten Gegner einzusperrn, daß er sich schon nach wenigen Zügen ergeben muß, das ist für solch' einen Dorfspieler ein Hochgenuß.

Der Morgen gestaltete sich viel besser, als es in der Nacht zu erwarten gewesen war. Doch war Alles, was wir um den Berg hätten sehen sollen, in einen silbergrauen, undurchdringlichen* Schleier gehüllt. Ich erinnerte mich an eine Schilderung, die ich vor Jahr und Tag gelesen hatte. Der Feschk, so hieß es, hatte sich seiner Haube entledigt, so daß er dem Beobachter in Reichenberg sich rein und klar zeigte. Zeitweilig aber flogen vor dem Feschk in westlicher Richtung weiße, durchsichtige Schleier vorüber, auf welche die für den Beobachter bereits untergegangene Sonne den Feschkenschatten warf. Der obere, unbeschattete Teil der vorbeisiehenden Wolken erschien goldig bestrahlt. So zeigte sich nun über dem wirklichen Feschk sein dunkles Schattenbild in dunklen Umrissen, aber von goldglänzenden Wolken umgeben. Dieses Bild dauerte einige Augenblicke, verschwand mit dem Wolkenzuge und wiederholte sich im nächsten Augenblicke, so daß man über dem Feschk in wechselnder Höhe manchmal eine

¹⁾ J. Taubmann, p. 76.

zweite und mitunter auch eine dritte Feschkoppe sehen konnte. Die prächtige Naturerscheinung währte eine halbe Stunde.¹⁾

So treibt der Feschen, so treiben auch Kollkathel und Gelschkäthe mit den Menschen im Tale ihr neckendes Spiel. Da wird dort oben gar Manches gekocht. Auch das Brockengespenst zeigt sich unterweilen, nicht bloß auf der Schneekoppe, sondern auch auf der Feschkoppe.²⁾ So standen an einem Sonntagmorgen im Juli 1890 fünf Personen auf dem Feschen-Aussichtsturme. Der Wind jagte weiße Nebelschleier über den Berg. Als nun in der sechsten Stunde abermals ein Wolkengeschiebe das Koppchenhaus erreichte, da erblickte jeder urplötzlich auf der Nebelwand sein eigenes Schattenbild. Dem Kopfschatten fehlten die Farbenringe, doch war jedes Nebelbild von einem glänzenden Farbenkreise und dieser selbst von einem zweiten, größeren, matteren Farbenkreise umgeben. Die Farben des letzteren erschienen in umgekehrter Ordnung. Den Mittelpunkt bildete der Schatten des Beobachters, unterhalb zeigte sich noch ein Teil des Turmbrüstungsschattens. Auch konnte jeder nur den eigenen Schatten deutlich sehen. Hob einer den Arm, so schien sich das Abbild gegen die Fingerspitzen zu vergrößern. Die Erscheinung währte mit Unterbrechungen eine halbe Stunde, dagegen ohne Unterbrechung höchstens 30 Sekunden. Die Schärfe des Bildes änderte sich, je nachdem der Nebel dünner oder dichter wurde und die zeitweise durch Nebelfetzen verhüllte Sonne mehr oder weniger hindurch strahlen konnte.

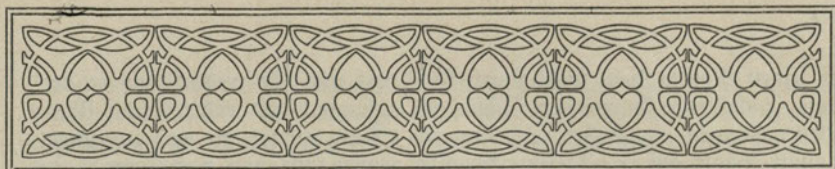
Ein merkwürdiger Fall von Luftspiegelung wurde im Winter 1897 auf der Lausche beobachtet. Um den Berg lagerte dichter Nebel, nur die Spitze war frei und von der Sonne beschienen. Auf dem Nebelmeere in der Richtung nach dem Sonnenberge zeigte sich durch längere Zeit ein regenbogenartiger Kreis in senkrechter Stellung, über welchem sich das Lausche-Plateau deutlich abspiegelte.³⁾

Solcher Erscheinungen gedachten wir, aber auch des Reichenberger Herrn, der gestern trotz des rauhen Wetters so gar eifrig mit seinem Fernrohre sich beschäftigt hatte. Wahrhaftig, wir hätten geglaubt, daß er an einer Feschen-Rundsicht arbeitete, wenn nicht eine solche bereits vorhanden und rühmlich bekannt wäre.

Wir zahlten. Ich bin zwar kein Freund von Büchsenfleisch, aber sonst war das Essen gut, das Getränk trefflich, das Bett zufriedenstellend, der Preis mäßig. Wir konnten mit der Feschenmutter zufrieden sein. Vater Feschen, lebe wohl!



¹⁾ Reichenbg. Ztg. v. 27. Dezbr. 1901. — ²⁾ Zf., XIII, 70, 340; XV, 266. — ³⁾ Zf., XX, 182.



Am Jeschkenbach.

Unser Abstieg von der Jeschkenkoppe war trotz des vorausgegangenen Regens recht angenehm, mit Ausnahme einer Stelle, wo der Weg recht mürr und schlüpfrig war. Den Stein beim „Ausgespann“ haben wir uns diesmal besser angesehen. Es ist ein fünfseitiges Prisma mit Inschriften, die nach dem Jeschken, nach Christophsgrund, Kries-

dorf, Reichenberg und Machendorf, nach B. Nicha, Dschitz und dem Hammer- teiche verweisen. Die Wegzeichen sind sehr passend gewählt, beispielsweise ein blauer Punkt in weißem Felde führt nach Kriesdorf, ein blaues Rechteck auf einer weißen Scheibe nach Dschitz. Besonders schön und deutlich ist überall der blaue Kamm mit seinen vier Zinken.

Ich sollte jetzt in meiner Beschreibung die Kammwanderung fortsetzen, allein die Gegend, welche südlich vom Jeschken liegt, ist in weiteren Kreisen so wenig bekannt und bietet dabei doch so vielerlei Reiz, daß es mir verziehen werden möge, wenn ich hier und in der Folge einige Wanderungen einflechte, welche teils vor, teils nach der Kammwanderung durchgeführt wurden, aber schon ursprünglich mit dem „Ausgespann“ in Verbindung gebracht waren. Der Plan mußte ein wenig geändert werden, als wir am „Ausgespann“ kein Wirtshaus fanden. Wir wählen also zunächst den Weg am Jeschkenbache.

Auf der Kreybich'schen Karte ist den Bächen und Wässerchen eine große Aufmerksamkeit erwiesen worden. Minder leicht kann man unter den unzähligen Einzelheiten der neueren Karten die Bachläufe und Wasseradern herausfinden. Und doch gehören die Gewässer zu den Erquickungen der Wanderschaft.

Der Jeschkenbach entspringt wie der Berzdorfer Bach unweit des Auerhahnjattels¹⁾ am westlichen Gehänge des Jeschkengebirges, von dem

¹⁾ Hübler's Jahrbuch, XI, 8, 12.

er seinen Namen lieh, fließt durch Kriesdorf und Seifersdorf, wo er den vom Fuchsberge kommenden Schönbach aufnimmt und richtet durch Überschwemmungen oft großen Schaden an. Auch nimmt er mehrere ungenannte Bäche auf.¹⁾ Diesem Gewässer wollen wir nun nachgehen.

Folgen wir den Serpentinaen der Zeschkenstraße, so gelangen wir zum „Buschkarl“, unweit dessen von der B. Nicha-Reichenberger Zeschkenstraße eine Bezirksstraße sich trennt, welche dem Laufe des Zeschkenbaches sich anschließt. Wir benützen die letztere und gelangen zunächst nach Kriesdorf, einem großen Bauerndorfe, das sich fast über zwei Wegstunden erstreckt. Der Ort besaß sieben Mühlen. Früher gab es hier Bergbau auf Eisenerze; auch auf Kohle wurde gemutet.

In einer Herrschaftsbeschreibung vom Jahre 1678 heißt es über Kriesdorf: „Liegt an und unter dem großen Berge, Zeschken genannt, und ist ein sehr wilder, bergiger, kalter und rauher Ort. Die Winterwitterung endet gar langsam im Frühjahr und fängt sehr zeitig im Herbst wieder an. Das Beste, was erbaut wird, ist Hafer und Flachs, der aber wegen frühen Schnees oft kaum vom Felde gebracht werden kann. Einige nähren sich kümmerlich mit Getreidefuhrern, die anderen mit Rockenspinnen.“²⁾

Am 26. März 1775 wurde der Kriesdorfer Pfarrer von den aufständischen Bauern, die über B. Nicha und Dicksitz anrückten, übel mißhandelt. Die Rasenden, welche an Pfarrhäusern und Schlössern, Seelsorgern und Edelleuten sowie an den herrschaftlichen Beamten ihren Hohn und Mutwillen ausübten und viele Tausende an Werten vernichteten, gelangten bis Reichstadt, wo sie am Schloßhofe zusammengetrieben, abgefaßt und nach Bunzlau zur Bestrafung abgeführt wurden. Dort gab es mehr Hiebe als zu essen. Auch sind in jenen Jahren manche aus den Anführern der zusammengerotteten Bauern hingerichtet worden.

Am 1. September 1813 kam es in Kriesdorf zu einem Gefechte zwischen den Polen und den bei Drausendorf lagernden Oesterreichern.

In Kriesdorf lebte einmal ein Bauer, der mit den Buschweibchen in seinem Walde auf gutem Fuße stand. In seinem Getreide wuchsen rote Mohnblüten und blaue Kornblumen, weiße Binden und violetter Raden, aber er mochte darüber nicht schimpfen, wie seine Nachbarn es taten. Sein Weib freilich ärgerte sich über das vermaledeite „Ziegenbein“ (Kornblume) und das unnützige Geblümel. Nun sollte es an das Schneiden des Getreides gehen. „Wie werden wir auch heuer fertig werden?“ So seufzte der Bauer, und als die Hitze zu groß wurde, legte er sich in den Schatten des nahen Waldes zu einem Mittagsschläfchen. Da raschelte das Laub, und ein Zwerglein fragte schüchtern: „Bauer, wir feiern morgen unser Erntefest und haben noch keine Kränze! Würdest Du uns wohl die Blümlein in Deinem Getreide pflücken lassen?“ — „„In Gottes Namen,““ sagte der Bauer, „„die Kornraden, das Ziegenbein und das andere Geblümel könnt Ihr in Gottes Namen alles pflücken.““ — Das Zwerglein raschelte davon, in der Nacht aber begann es sich auf dem Felde zu regen und zu bewegen. Die Silberficheln der Zwerge

¹⁾ Com., II, 274, 275, 280; Dr. Hantschel's Heimatsk., p. 24. — ²⁾ Hübler's Jahrb., XI, 59.

funkelten und Halm fiel um Halm, Andere legten die Strohseile, Andere banden die Garben, noch Andere lasen das Geblümel aus den Gelegen oder Schwaden. Etliche trugen die Garben zusammen und stellten Puppen auf, Andere trugen das Geblümel in den Wald. Am Morgen rief der Bauer sein Gesinde: „Morgenstunde hat Gold im Munde!“ Mit Sicheln und Sensen zogen sie auf das Feld, aber sie erkannten mit Staunen, daß alles Korn bereits gemäht und in Puppen gesetzt war. Und wie sauber die Garben aussahen! Da war weder Ziegenbein noch sonstiges Geblümel zu sehen. „Kefel,“ sagte der Bauer, „die Buschweibchen haben heute Nacht einmal aufgeräumt!“¹⁾

Bevor wir Kriesdorf verlassen, werfen wir noch einen Blick auf die nahen „Rabensteine“, wie die gegen Mitternacht gelegenen Sandsteingebilde genannt werden. Und ehe wir es merken, sind wir in Seifersdorf, welches nach Namen und Lägerplan urdeutsch ist. Der Name kommt vom deutschen Personennamen „Siegfried“. Die Häuser und Höfe aber säumen weithin die beiden Ufer des Zeschkenbaches, wie es bei den deutschen Dorfanlagen der älteren Zeit üblich war. Auch Seifersdorf hatte vier Mühlen. Von dem ehemaligen Hammerwerke stammt noch der Name „Hammerhütten“ in der Nähe des Meierhofes.

Ehedem gab es in Seifersdorf eine Holzkirche, an deren statt im Jahre 1672 die jetzige Pfarrkirche erbaut wurde. Das Bild „Maria als Königin der Engel“ malte Jos. Quaißer (1776–1850), der in Seifersdorf geboren war. Auch hier schädigten die rebellischen Bauern im Jahre 1775 das Pfarrhaus. Am 29. Juni, 9. Juli und 11. Juli 1809 gab es ein denkwürdiges Schadenhochwasser. Ein Kind in Nr. 113 flüchtete am 9. Juli vor der Flut auf das Gemäuer des Ofens; dieses stürzte ein, und das Kind fiel in den Ofen; dort wurde es gerettet, doch die kranke Wöchnerin fand mit dem kleineren Kinde im Wasser den Tod. Am ärgsten war die Flut am 11. Juli, weshalb alljährlich an diesem Tage ein Gelöbnißfest zum ewigen Andenken gefeiert wird.²⁾ Nördlich von Seifersdorf liegt der Lodeberg (461 *m*) und der Hagelsberg (383 *m*), im Süden der basaltische Silberstein (508 *m*).

Unterhalb des Pfarrortes Seifersdorf verlassen wir unweit des Nikelsberges (404 *m*) den Zeschkenbach und ziehen am Hennersdorfer Bache weiter, der seinen Namen vom Pfarrorte Hennersdorf hat. Hennersdorf ist ein sehr alter Ort, in welchem ein „Hennersdorf“ mit einem „Dubnitz“ verschmolzen ist, also eine deutsche mit einer slawischen Gründung. Es könnten also die Dörfer beider Sprachen eine Zeit lang neben einander bestanden haben, bis endlich das slawische Ortschaften von der deutschen Gemeinde endgiltig aufgesogen wurde. Anders gestalteten sich die Dinge, wenn ein slawisches Dorf nach deutschem Rechte umgestaltet wurde. Da konnte es geschehen, daß der Grundherr die unfreien Dorfbewohner slawischen Geblütes vertrieb³⁾, und daß ein Unternehmer (locator) die nun leer gewordenen Gründe nach deutschem Brauch und Recht besiedelte und die Gelder, welche er von den Ansiedlern bekam, dem Grundherrn überwies, selber aber eine Hube samt verschiedenen Gerechtigkeiten

¹⁾ J. Taubmann, p. 14–16. — ²⁾ Tour.-Ztg., III, 195. — ³⁾ Lippert, I, 132.

behielt. Das war der Kretscham, der Schulzenhof oder das alte Gericht.

Die Hemmersdorfer Pfarrkirche soll im Besitze wertvoller Messgewänder sein. Im Jahre 1409 hat es sich zugetragen, daß Nikolaus, der Altarist des Fronleichnamsaltares in Wartenberg, den Pfarrer Johannes von Hemmersdorf erschlug, weshalb er seiner Stelle entsetzt und diese einem Bewerber Namens Ambrosius verliehen wurde (1. Aug. 1409). Über die Nachfolge in Hemmersdorf erhob sich zwischen dem Johann v. Koll, Herrn auf Wartenberg, und dem Niko gen. Pomierzitz v. Pomierzitz ein Streit, der endlich am 26. Juni 1409 glücklich beigelegt wurde.¹⁾

Verlässlich ist die Meldung, daß die Hemmersdorfer Ökonomen seit langer Zeit den Ruf besonderer Fortschrittlichkeit genießen, welcher einem besonders tüchtigen Lehrer älterer Zeit zu verdanken sein soll.

Bei Wartenberg vereinigen sich der Hemmersdorfer Bach und der Seschenbach mit der Polzen, welche über Neuland und Nehwasser gegen Niemes sich wendet. Den Namen „Niemes“ glauben wir als urdeutsch erklären und von Nymandis (Neumanns) ableiten zu sollen, wobei Budweins (Budweis), Salmans (Sollmus), Hewleins (Höflitz) zweckmäßig zu vergleichen wären.²⁾

Von Wartenberg führt unser Weg nach Hammer, das von einem ehemaligen Eisenhammer seinen Namen hat, jetzt sich aber zu einer wohlbesuchten Sommerfrische entwickelt. Ein Hügel mit einer Kapelle ist beachtenswert. Der Hügel befindet sich unweit der Mühle, und man muß über hundert Stufen emporsteigen, ehe man zu der Kapelle gelangt, die im Jahre 1832 nach gothischer Art erbaut worden ist. Die Aussicht ist bei schönem Wetter gewiß reizend zu nennen. Das ist aber der „Kalvarienberg“. Übrigens ist auch die Försterei der Beachtung wert, da sie mit ihren mächtigen Strebepfeilern an den Ecken einem kleinen Meierhose gleicht.

Eine Fahrt auf dem Hammerteiche verdient größtes Lob, besonders zur Zeit der Teichrofen, von denen so schöne Sagen erzählt und in umfangreichen Dichtungen besungen werden. Wer Zeit hat, der besuche die Burgruine Devin, welche reich ist an geschichtlichen Erinnerungen aller Art. Als Balbin³⁾ um das Jahr 1670 die Burg besuchte, erzählte ihm eine Küchenmagd, welche in der Burg gedient hatte, daß der Devin noch zur Zeit der Väter bewohnt gewesen sei und daß die Besitzer daselbst Alchemie getrieben und Gold zu machen versucht hätten. Hoffentlich ist diese Nachricht richtiger als die Angabe, daß der Burgbrunnen über tausend Ellen tief war. Solches zu erzählen und zu glauben, muß die Magd sehr unwissend und Balbin sehr leichtgläubig gewesen sein, was allerdings aus seinen eigenen Erzählungen mit hinlänglicher Sicherheit gefolgert werden kann. Karl Masanez v. Frimburg, der Besitzer der Burg Devin, gründete im Jahre 1604 ein Schloß in Niemes, wohin er seine Residenz verlegte, worauf das Deviner Schloß einging und zu einem Schutthaufen wurde.⁴⁾ Doch behauptet auch eine Nachricht, daß der Devin durch die Schweden

¹⁾ Emser, L. C. VI, 266, 270. — ²⁾ Erf., XXV, 388. — ³⁾ Miscell., III, 89. —

⁴⁾ Erf., VI, 308.

zerstört worden sei. Wahrscheinlich sind beide Nachrichten richtig und auch recht wohl mit einander vereinbar.

Auf dem Spitzberge, der durch einen Sattel mit dem Devin verbunden ist, sind noch alte Schanzen und Eisengruben nachzuweisen. Für den Johannessturm in Zittau hat Meister Peter Greym, Hammermeister auf dem neuen Hammer unter dem Deben (Devin) nach einem Modell von Meister Thomas Stangen aus dem besten, beständigsten Eisen geschmiedet und am 28. Mai 1553 für zwei solche Eisenstangen drei Taler bekommen.¹⁾ Vom Hammerschmiede F. Ehrlich wird erzählt, daß er in der Hammerschmiede auf der Deviner Wiese gearbeitet habe. 1784 arbeitete er als Erzpocher in der Schmiede zu Hammer.

Freunden der vaterländischen Kunst wird es angenehm zu hören sein, daß das Stammhaus der berühmten Max-Familie sich in Hammer (Nr. 10) befindet. Von hier ist Anton Max, der Ahne der Bildhauer Josef und Emanuel Max, sowie des Malers Gabriel Max im Jahre 1753 zur Spiegelfabrik nach Bürgstein überfiedelt, wo man das jüngere Stammhaus der Künstler Max noch jetzt neben dem alten Berkenschlosse sehen kann.²⁾

Von Hammer führt uns die Straße nach „Audishorn“ mit seinem uralten, urdeutschen und dabei sehr schönen Namen, in welchem der Personennamen „Utigis“ (Witigis) stecken dürfte. Das Gut Audishorn war durch sehr lange Zeit im Besitze der Plekta v. Audishorn, deren vielverzweigte Familie in der Geschichte hiesiger Gegend oft genannt wird. In der Kreuzwoche und um Pfingsten 1441 zogen die Sechsstädter vor den Devin, wobei man großen Schaden tat, besonders am Getreide, das diese Zeit gar wohl stand. Damals wurden Dschitz und Audishorn (Utigishorn) verbrannt und gar vernichtet.³⁾

Zwischen Audishorn und Merzdorf liegt die „Lauschke“, ein Örtchen⁴⁾ mit einer Hammerschmiede. In dieser Gegend erzählt man von einem Verurteilten, der sich unmittelbar vor seiner Hinrichtung noch einmal das Wort erbat. Er erhielt es und sagte, wenn man ihm sein Leben schenke, so wisse er einen Ort, wo man nur einen Steinwurf weit einen Damm zu bauen brauche, so bekomme man einen großen Teich. Die Begier nach Teichen war zu jener Zeit sehr groß. So entstand, wie es heißt, der Zedlischer Teich und der Verurteilte behielt sein Leben und seine Freiheit.⁵⁾

Es folgt Merzdorf, in dessen Nähe der Mühlberg (392 m) sich erhebt. Merzdorf, das noch jetzt einen herrschaftlichen Meierhof besitzt, war ehemals ein selbständiges Gut, welches im Jahre 1658 mit der Herrschaft Niemes vereinigt wurde.

Von Merzdorf führt ein altbegangener Weg auf die „goldene Höhe“. Von der „goldenen Höhe“ kam einmal ein munteres Zwerglein nach Kunnersdorf zur Schmiede herab und sagte: „Meister Schmied, macht mir einmal ein Hufeisen, zwei Zoll lang und zwei Zoll breit!“ Die Gesellen

¹⁾ Erf., XXVI, 375. — ²⁾ Schlesinger's Mitt., XV, 89, 90; XXIII, 284—290. — ³⁾ Erf., I, 45. — ⁴⁾ Ortsteil von Hammer, samt Papiermühle und Mahlmühle (Hammerschmiede, ehemals Eisenhammer). Erf.-Klub, I, 46; XXVI, 267. — ⁵⁾ Erzählung von Herrn H. A. Walter (1898).

lachten: „Euer Pferdchen muß nicht größer sein als ein Hase!“ Doch der Meister sprach ernstes Gesichtes: „Wann willst Du das Eisen haben? Kannst auf das Ding gleich warten!“ Da frug das Zwerglein: „Was soll es kosten?“ — „Zwei gute Gröschel,“ antwortete der Meister. Darauf der Zwerg: „Hier hast Du zwei gute Gröschel, und wenn das Eisen fertig ist, so leg es vor Deine Schmiede in das Blindfenster hinaus!“ — „Auch recht,“ sagte der Schmied, und das Zwerglein ging fort. Und wie das Eisen fertig war, legte der Meister es dorthin, wohin das Zwerglein es haben wollte. In der Nacht holte sich das Zwerglein sein Eisen und fand Gefallen daran. „Ich muß dem Schmiede auch eine Freude machen.“ So sprach es, und so geschah es auch. Als der Schmied des andern Tages seine zwei Gröschel aus der Tasche zog, da waren es keine Gröschel, sondern spanfunkelneue Dukaten.¹⁾

Von der goldenen Höhe führt uns unser Weg zum Drausendorfer Meierhofe, und immer an der Bezirksgrenze entlang auf dem Wiesenwege geht es weiter und fort bis zum Gasthause beim Buschkarl unterhalb des Feschkensattels. Das ist der alte Fußweg nach Reichenberg, den einst unzählige Menschen gegangen sein mögen. Und wir freuen uns, daß wir diesen Weg auch einmal gegangen sind.

Bei dieser Gelegenheit sei der „Diebsweg“ erwähnt, der, den Ortschaften möglichst ausweichend, zwischen Teichen und Mooren, durch Wald und Gestrüpp von Leipa nach Reichenberg führte. Dieser Weg ging hinter dem „Herzog von Reichstadt“ aus Leipa hinaus, hinter den Altleipaer Gärten weg, rechts an den Altleipaer Teichen vorüber, bei der Lettenbrücke hinter Dobern fort, bei Herfort's Hause in Dobern durch, bei der Kapelle und links vom Weinberge zur Reichstädter Schloßmauer, zur Grundschenke bei dem Kamnitzer Grunde, auf der Grenze der Kamnitzer und Wellnitzer Bauerngründe nach Grünau, durch den Jungferbach gegen das Smirdakdörfel und hinter Wartenberg vorüber nach Reichenberg. Auch eine „Diebsstraße“ soll von Aufzig bis Reichenberg gegangen sein. Sie führte aus Wolfersdorf gegen Manisch, rechts bei Josefsdorf vorüber, gegen die Lammelschenke, weiter gegen Wellniz auf Vogelbauers Gute hinaus, zwischen Brims und Lindenau, dann gegen Kunnersdorf und weiter gegen Reichenberg.²⁾

Von unserem Feschkensbach-Ausfluge sind wir glücklich wieder beim „Ausgespann“ angelangt, aber wir wollen noch einmal gen Süden ziehen, ehe wir den „Rammweg“ fortsetzen, der uns ja doch nicht entgehen wird.



¹⁾ J. Taubmann: Märchen u. Sagen, p. 37. — ²⁾ Erf., XXII, 250.



Um den Hammerteich.



Die nächste Wanderung führte abermals in die Ebene abwärts, aber diesmal nicht in das Tal des Zeschkenbaches, sondern weiter auf der Straße, welche am Fuße des Zeschkengebirges gegen B. Mícha sich hinwindet. Bei Oberpasset befindet sich an der schön und hoch dahinziehenden Kriesdorf-Míchaer Straße das wunderschön gelegene und prächtig hergerichtete Forsthaus des Fürsten Rohan, ein Jagdhaus mit einem schmucken Fürstenzimmer. Im Garten dieses Forsthauses prangen prächtige Koniferen und fremdartige Laubhölzer, auch Edelobst-

gehölz. Gegenüber der Eingangstüre des Jagdhauses, in welchem im Jahre 1882 das Kronprinzenpaar wohnte, gibt es eine herrliche Steingruppe aus pittoreskem Kalkgestein und aus verschiedenfarbigen Quarzstücken, aus roten, gelben und weißen, an deren Außenseite prächtige Krystalle sitzen, die vor der Sonne in glänzenden Farben spielen. Ein murmelndes Bächlein, das vom Berge kommt, rieselt vorüber, und um das Steingebilde, welches hier und da mit Schwefelsüchte bedeckt ist, wuchern fette Dachwurz und buschiges Farnkraut. Im Hohlraume der Steingruppe aber steht eine Bank mit der Aufschrift: „Kronprinzessin-Stephanie-Bank“. ¹⁾ Ich weiß doch nicht, warum mir bei dieser Schilderung gerade die Brunnengrotte im Sternhose aus Stifter's „Nachsommer“ einfällt und immer wieder einfällt. ²⁾ Denn die Einzelheiten sind sehr verschieden.

Durch czechische Ortschaften, unter denen Swietlay bemerkenswert ist, weil sich daselbst in vorhussitischer Zeit ein Johanniterstift befunden haben soll, erreichen wir Alt-Mícha und dann die Stadt B. Mícha, deren Bewohner mitten in slawischer Umgebung ihr Deutschtum wacker verteidigen. Vor den Hussitenkriegen gehörte B. Mícha den Johannitern, welche hier eine Kommende besaßen, in der sie ziemlich zahlreich wohnten. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß die Johanniter „Mícha“ (Eiche) gründeten und benannten. In späterer Zeit kam B. Mícha an die Herren v. Wartenberg

¹⁾ Tour.-Ztg., I, 164. — ²⁾ Stifter's Werke, p. 874, 931.

und blieb in ihren Händen, bis Adam v. Wartenberg nach der Schlacht bei Mühlhausen am 7. Juli 1547 die Herrschaften Kleinfal, Rohosek, Friedstein und B. Nicha mit mehr als hundert Ortschaften zur Strafe für seine Unbotmäßigkeit an Ferdinand I. abtreten mußte, welcher nach fünf Jahren die Herrschaft B. Nicha-Friedstein an Johann v. Oppersdorf verkaufte, der 1569 auch Dschitz erwarb. Um das Jahr 1600 veräußerten die Gebrüder v. Oppersdorf ihre Herrschaft Nicha-Friedstein an Sigmund Smirzitz v. Smirzitz. Unter den zahlreichen Gütererwerbungen Wallenstein's war auch die Herrschaft B. Nicha. Er besaß und vereinigte 50 Herrschaften, zu denen er nachher noch 9 erwarb, zu einem Fürstentum. Am 13. Juni 1625 wurde Wallenstein zum „Herzoge von Friedland“ und sein Fürstentum am 4. Jänner 1627 zum „Herzogtum Friedland“ erhoben. In dem Landtage, welchen er für sein Herzogtum begründen wollte, sollten die Städte Gitschin, Friedland, Leipa, Arnau, Turnau, B. Nicha, Weißwasser und Reichenberg als „fürstliche Städte“ Sitz und Stimme haben. In den ersten Stand gehörten der Propst zu Gitschin, der Karthäuser-Prior zu Walditz, sowie die Prioren der Augustiner (Leipa und Weißwasser) und Kapuziner, deren Klöster im Friedländischen sich befanden, auch die mit der Aufsicht betrauten Dechante, welche wir jetzt „Vikäre“ nennen würden. Den zweiten Stand bildeten die dem Herzog mit Lehenspflicht verwandten Herren und Ritter, an deren Spitze die Prinzen von Friedland stehen sollten. Dieser Plan kam aber nicht zur Durchführung, weil mit dem Tode des Herzogs, das am 25. Feber 1634 zu Eger endete, auch seine Besitzungen verloren gingen. Die Herrschaften B. Nicha und Friedstein bekam der Kroaten-General Solani (5. Juli 1636). Dessen Tochter Regina hat diese Herrschaften dem Kloster der Augustinerinnen zu St. Jakob in Wien als Mitgift eingebracht (14. Mai 1653). Am 6. August 1836 kam die Religionsfondsherrschaft B. Nicha-Friedstein, welche im Jahre 1782 nach der Aufhebung des Klosters St. Jakob eingezogen worden war, durch Meistgebot an den Fürsten Kamill v. Rohan.¹⁾

Balbin²⁾ wußte von der Burg B. Nicha das Märchen zu erzählen, sie besitze einen mit ungeheueren Kosten in den Felsen ausgehauenen Gang, durch welchen man unterirdisch bis zur Burg „Nabenä“³⁾ gelangen könne. Diefem Märchen hat der Burgenforscher Aug. Sedláček ein Ende gemacht.

Schon im Jahre 1764 wurde der Weber Jakob Nigal in B. Nicha von der gräflich Polza'schen Fabrik in Kosmanos⁴⁾ als Faktor angestellt, und bis 1771 beschäftigte er gegen 40 Weber, mußte aber schließlich Jahre lang im Schuldgefängnis verweilen.

Vierzig Jahre später wurde in B. Nicha eine Kattun- und Leinwanddruckfabrik errichtet, welche 1832 gegen 120 Personen beschäftigte. Im Jahre 1843 kam Franz Schmitt aus Braunau nach B. Nicha, erwarb die Sluka'schen Fabriksrealitäten und brachte seine Fabrik innerhalb

¹⁾ Schiller's B. Nicha, p. 15—47. — ²⁾ Miscell., III, 88. — ³⁾ Über das fabelhafte „Nabenä“ oder „Nabence“ ist Cz. Klub, IX, 107, zu vergleichen. — ⁴⁾ Über die Polza'sche Kattunfabrik in Kosmanos und ihr Verhältnis zur Bürgsteiner vgl. Paudler's Graf J. Kinsky, p. 22—24.

einiger Jahrzehnte zu dem größten Ansehen, dessen die Firma sich noch immer erfreut. Außer der Fabrik in B. Mícha besitzt die Firma auch große Niederlassungen in Semil und Hřtá. Die in Dřířz errichtete Franzerei beschäftigte hundert Frauenspersonen. Franz Ritter v. Schmitt, der am 24. Juli 1816 zu Braunau geboren war, starb am 25. April 1883. Wer über die Schmitt'sche Fabrik und die mit ihr in Verbindung stehenden Anstalten, Vereinigungen und Wohlfahrts-einrichtungen ausführlichere Nachrichten wünscht, dem sei Karl Schiller's Buch über B. Mícha (B. Mícha 1894) zur Kenntnissnahme empfohlen.

Indem wir die Stadt wieder verlassen, führt uns die Straße über Alt-Mícha zunächst nach dem Dorfe Kessel. Das ist eine ganz merkwürdige Ortschaft. Oberhalb der Schmiede in Kessel steht auf dem Hofraume des Gehöftes Nr. 26 eine uralte, mit Heiligenbildern geschmückte Linde, wie es in Nordböhmen keine mehr gibt. Von fünf Männern ist sie kaum zu umklammern; auch steht sie auf einem Sechsfuß, der von ihren offen und hohl liegenden Wurzeln gebildet wird. Der Bauer benützt diese Hohlräume als Viehställe. Zwölf Erwachsene haben in der Höhlung Raum, und einmal haben dreißig Schulkinder darin Platz und Unterkunft gefunden.¹⁾

Unterhalb des Gehöftes, zu welchem die Riesenlinde gehört, befindet sich ein Brunnen, in welchem eine goldene Henne mit goldenen Küchlein verborgen sein soll. Im Gehöfte selbst wohnte „Grünkäppel“, ein Zwerg, von dem allerlei Wunderdinge erzählt werden. Insbesondere hat er einmal des Nachts die Scheune aufgeräumt, das Stroh in Schütten gebunden, das Korn gesiebt und eingesackt. Als der Bauer mit seinen Leuten in die Scheuer kam, standen die Säcke im hintersten Eck der Tenne, und die Scheuer selbst war ganz leer und sauber. „Das war's Grünkäppel,“ sagten die Leute.²⁾

Auch eine „Pestfrage“ weiß man in Kessel. Es war fürchterlich heiß, kein Wölkchen am Himmel. Da kam ein Reiter auf einem weißen Pferde und sah nach allen Seiten. Auf einmal sah er ein blaues Wölkchen. Das war die Pest. Sofort gab er seinem Schimmel die Sporen, daß ihm die Weichen bluteten. Auch ließ er seinen Mantel fallen, und das Wölkchen zog in den Mantel. Die Leute aber, die den Mantel fanden und berührten, diese bekamen die Pest und fielen um wie die Fliegen. So ist der ganze Ort ausgestorben bis auf einen Hirtenjungen, der die Dudelsackpfeife blies.³⁾

Die Kessler, welche hart an der Sprachgrenze wohnen, mögen immer gut deutsch gesinnt gewesen sein, auch für ihre Muttersprache manchen harten Strauß auszufechten gehabt haben. So erklärt es sich, daß ein Bauer in Kessel (Nr. 2) seine Seele dem Teufel verschrieb, wenn er in einer Nacht, bis der Hahn krähe, zwischen den Deutschen und den Tschechen eine lange Mauer baue. Doch zuletzt bekam der Bauer in der Nacht eine gewaltige Angst und erzählte die Sache seinem Weibe. Diese ging sofort zum Hühnervolke und rief vernehmlich: „Kikeriki! Kikeriki!“, worauf der Haushahn erwachte und den gewohnten Morgenruf erschallen ließ, so daß

¹⁾ Gzt., XX, 180; XXII, 38. — ²⁾ Gzt., XXII, 38—41. — ³⁾ Gzt., XXII, 41.

bald alle Hähne im Dorfe der Reihe nach antworteten. Das erbitterte den Teufel, der den Schlüsselstein noch in der Hand hielt, und er warf ihn fort. Lange Zeit lag dieser Stein an der Straße zwischen Kessel und B.-Micha, wo ihn mein Gewährsman noch selbst gesehen hat. Doch wie Andere erzählen, warf der Teufel mit seinen Gefährten alles Gestein, das sie für den Mauerbau noch in Bereitschaft hatten, über einen Haufen. Und so entstand der Horkaberg, von welchem noch später die Rede sein soll. Die Mauer aber, welche der Teufel mit seinen Gefährten gebaut hatte, bekam den Namen „Teufelsmauer“. Und so heißt sie noch jetzt.

Von Kessel kommen wir nach Dschitz. Dieses ist ein uraltes Städtchen, das ehemals seine eigene Gerichtsbarkeit ausübte und noch jetzt schriftliche Überlieferungen besitzt, welche einen höchst anregenden Einblick in den vormaligen Rechtsgang gestatten, wie man beispielsweise einen entlebten Menschen „erhebt“ und den „Täter ächtet“. ¹⁾ Das Städtchen wurde auch mit mehreren Jahrmärkten und einem Samstags-*Wochenmarkte* begnadet, doch ist der letztere außer Übung gekommen und zu Gunsten der Stadt B.-Micha aufgegeben ²⁾ worden (9. Juli 1792).

In Dschitz ist der ehemals vielgenannte Ästhetiker Ant. Müller geboren worden, dessen Wort vor etwa zwei Dritteljahrhunderten in ganz Böhmen eine fast unumwiderprochene Geltung besaß. ³⁾

Zur Kirche in Dschitz ließ Karl v. Viberstein am 8. April 1565 den Grund graben. Selbiger Herr verkaufte am 15. Oktober 1569 Dschitz mit Drausendorf, Kessel und Rührtal für 11.000 Schock an Hans v. Oppersdorf auf B.-Micha, besaß aber auch die Herrschaft Devin nebst Neustrahnhof bei Jungbunzlau, wo er den 27. April 1593 starb, worauf er am 13. Mai in der Kirche zu Dschitz begraben wurde, allwo sein Grabmal noch zu sehen ist. Der Kirchturm wurde 1619 erbaut. Kirche und Turm verdienen es wohl, daß wir einen Augenblick bei ihnen verweilen. Denn Prof. Rud. Müller hat erstere als „eines der beachtenswertesten Denkmäler des Leipaer Bezirkes, ja Nordböhmens“ bezeichnet. ⁴⁾ In den Schwedenkriegen hat Dschitz von den Feinden viel zu leiden gehabt und insbesondere, als durch die Soldateska im Jahre 1642 das Städtchen niedergebrannt worden war, eine Kränkung seines Wochenmarktsrechtes erfahren, das die von Micha an sich zu ziehen trachteten. ⁵⁾

Ich erinnere mich noch sehr wohl an die Zeit, als wir das erste Mal nach Dschitz kamen und in der Rathauswirtschaft nichts als einen kalten Schweinsbraten zu essen bekamen. Aber einige Jahre später fanden wir freundliche Aufnahme „beim blauen Anton“ und begannen von hier aus unsere Untersuchungen der „Teufelsmauer“, von denen wohl später noch Einiges angeführt werden mag.

Von Dschitz gelangen wir nach Kunnersdorf, welches neuerer Zeit durch ein Moorbad bekannt geworden ist. Eine Einkehr wird nicht schaden. Krassa ist ein altes Bauerndorf, welches ehemals ein eigenes Gut bildete und durch lange Zeit der Familie v. Schleinitz gehörte. Noch jetzt besteht

¹⁾ Exl., VI, 183—189. — ²⁾ Exl., XXIII, 63. — ³⁾ Teufelsmauer, p. 17. — ⁴⁾ Exl., XXIII, 84. — ⁵⁾ Exl., XXIII, 59, 60.

hier ein herrschaftlicher Meierhof. In der Nähe liegt der Krassaberg (543 m), an welchem im 16. Jahrhundert auf Eisenstein gegraben wurde.

Vom Krassaberge wandern wir zum Dewiner Forsthaus und zum Kunze- teiche, von wo uns ein Waldweg den großen Teich entlang nach Hammer bringt. Wo jetzt in Hammer die Brettsäge steht, dort befand sich ehemals der Zainhammer. Daher liegt noch jetzt neben der Brettsäge sehr viel Schlacke, welche sich aus der Zeit des Eisenwerkes erhalten hat. Am Dürrberge bei Hammer hat man anlässlich des Baues von drei oder vier neuen Häusern Gerippe von Toten ausgegraben. Man glaubt daher, daß dort vor Zeiten ein Treffen stattfand, vielleicht zu einer Zeit, in welcher die Burg Dewin noch bewohnt war.¹⁾

Von Hammer gelangen wir über Rudishorn zum Spitzberge (497 m), dann zum Silbersteine (508 m), der über Seifersdorf, Gabel, Dschiz, Wartenberg, sowie über das Mittel- und Erzgebirge eine schöne Aussicht bietet. Eine Höhle im Gestein hat viele Sagen veranlaßt. Hier stehe wenigstens eine Sage vom Wassermann im Hammersee.

Die Wasser murmelten und der Mond beleuchtete mit bleichem Scheine die verfallenen Steinmauern der Dewin-Ruine. Der Spiegel des wunder- schönen Hammersees erglänzte, und des Himmels Bild mit den abertausend Sternen wogte und schaukelte in den feuchten Wellen. Dabei ertönte ein wunder- holdes Singen und Sagen, mächtig ergreifend und sinnberückend durch die Ruhe der Einsamkeit. Sinnend, aber mutterseelenallein steht ein Jüngling am Strande des Teiches und lauscht sehnsüchtig den süßen Klängen, die aus der Tiefe des Wassers kommen und ihm tief in die Seele dringen. Sieh da! Es kommt eine Meerfrau näher und näher geschwebt und reicht ihm die Hand und spricht: „Ich liebe Dich, Menschenkind, und will Dich in meines Vaters Schloß führen, wo meine holden Schwestern wohnen und sich gleich mir nach Dir sehnen.“ Und das feuchte Weib zog den Jüngling in die Flut hinein und dann zwanzig Stufen hinunter. Und sie klopfte mit einem Stäbchen an eine mit funkelnden Edelsteinen besetzte Thür. Es funkelten die Rubinen und die Diamanten, und die glatten Wände des Saales waren wie der Estrich und die Decke aus geschliffenem Krystall. Da lagen Teppiche von golddurchwirkter Seide, da standen auch geräumige Himmelbetten. In einem zweiten, aber noch schöneren Gemache saßen in einem Kreise wundervolle Meerweiber mit schneeweißen Busen und marmor- bleichen Gesichtern, und sie strahlten mit goldenen Rämmen das golden blizende Haar, das in Locken über den alabasterweißen Nacken hernieder- wallte. Angst, Liebe, Furcht, Sehnsucht zogen zu gleicher Zeit durch die Seele des Jünglings, und krampfhaft griff er nach seiner Brust, in der sein Herz mächtig klopfte und wallte. Da erfaßte ihn eine wunderbare Sehnsucht nach dem geliebten Monde der Oberwelt und nach dem Ge- blüme der grünen Erdenwiesen. Und er floh, eilig, immer weiter, immer eiliger. „Was schaffst Du in meinem Schlosse?“ So schrie die Stimme des Wassermannes. Der Jüngling, ohne zu antworten, griff wieder nach seiner Brust. Das graue Männchen aber mit dem roten Barte und dem roten Haar und dem hellroten Käpplein rief abermals: „Was tust Du in

¹⁾ Mündlich aus Hammer.



meinem Schlosse?“ Dabei blitzten zwei teuflische Augen drohend aus dem dicken Kopfe des Wassermännleins. Aber der Jüngling war keines Wortes mächtig, doch hätte niemand seine Hand, die noch immer fest auf der Brust lag, von dort wegreißen können. „Glender,“ schrie der Wassermann, „wenn Du nicht Dorant und Dosten¹⁾ hättest, so kämst Du mir nimmermehr aus dem Wasser! Aber hüte Dich, jemals in meine Klauen zu kommen!“ Mit diesen Worten stieß der Wassermann den Jüngling zur Tür hinaus, und bald spien die Wellen den Jüngling lebend an's Land. Die Meerweiber aber zerrauten ihr goldenes Haar und weinten bitterlich. So wenigstens hat es der gerettete Jüngling aus dem Wasser zu hören geglaubt.²⁾

Hierher setzen wir noch einen Wassermanns-Gesang von Ferd. Thomas :

Die Sonne schießt vom Himmelszelt
Gar heiße Strahlen jetzt auf's Feld,
Daß, wer nur kann, im Schatten bleibt
Und sich allda die Zeit vertreibt.

Nun zieht, wie's immer Sitte war,
Auch heute eine Kinderschar
Des Dorfes hin zum kühlen Wald,
Wo es so lustig hallt und schallt.

Doch halt, was seh'n sie dort am Teich?
Sie werden plötzlich still und bleich;
Das ist gewiß der Wassermann,
Der sie wohl gar verderben kann.

Er hat ein weiß-grün Kleid am Leib
Und wiegt sich wie zum Zeitvertreib
Soeben lustig hin und her,
Grad wie's erzählt wird in der Mär.

Den Kindern wird gleich angst und bang,
Doch zaudern sie zum Glück nicht lang;
Sie achten weder Weg noch Steg
Und rennen schreckerfüllt hinweg.

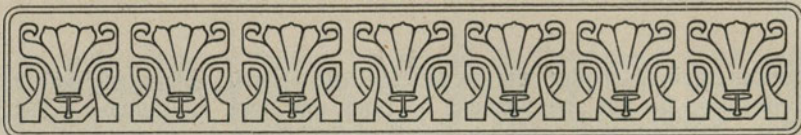
So kommen sie im Dorfe an,
Erzählen von dem Wassermann,
Und bleiben einmal fest dabei,
Daß er's gewiß gewesen sei.

Wer aber selbst zum Teiche geht,
Sieht, daß dort eine Birke steht,
Die sich bei jedem leisen Wind
Beweget hin und her geschwind.

Und nun vom Silbersteine weiter nach Seifersdorf. Von hier wandern wir durch das Kriesdorfer Thal auf bekannter Straße nach dem Beschen zurück, nach dem Auerhahnsattel und dem „Ausgespann“.



¹⁾ Hier liegt wohl eine Andeutung, daß diese Sage in einen Sagentkreis gehört, worin „Dorant und Dosten“ eine besondere Rolle spielen. Ich habe ein altes Büchlein. Es ist klein, umfaßt nur wenige Blätter, hat mich aber doch zwölf Reichsmark gekostet, so daß das „Kammweg-Buch“ ganz entschieden viel billiger kommt. In der „gründlichen Heilung der Rauberei“, besonders wenn es sich um die Mannheit oder um die Liebesraferei handelt, werden „Dosten“ und „edler Daurant“ oft genannt. So heißt es einmal: „St. Johanniskraut, drei Hände voll; Dosten, zwei Hände voll; edler Daurant, kleiner Daurant, gemeiner Daurant, zweierlei Wiederthron, von jedem eine Hand voll.“ Ein anderer Rat schließt: „Und endlich trage er St. Johanniskraut, Dostenwurzel und den edlen Daurant an dem Halse. So vergehen ihm die bösen Gedanken und wird gesund.“ — ²⁾ J. Taubmann, p. 56—59.



Neuland.



ach diesen Ausflügen in das Ober-Polzenland stehen wir wieder am „Ausgespann“. Gleich hinter dem Ausgespann biegt ein Seitenweg nach Kriesdorf ab. Hier steht ein dürerer, knorriger Baum mit einem einzigen Aste, an welchem eine „Schmerz-hafte Muttergottes“ hängt, darunter ein großer Kranz aus Preiselbeerkraut und Papierrosen. Mein Begleiter zeichnete Baum und Bild, wobei er sich durch einen ganz leisen Sprühregen keineswegs in seinem Geschäfte stören ließ.

Nun ging es weiter. Wald ist häufig, und es ist meistens Jungwald. Der Weg führte an mehreren kleineren Kuppen vorüber zur Moißelskoppe (750 m), die oberhalb eines Holzschlages lag und auch in Dr. Hantschel's Touristenführer¹⁾ nur als „gesehen“ erwähnt wird. Dort hatten wir Aus-sicht in ein Tal mit Häusern. Schon zuvor hatte sich der Weg nach Christophsgrund vom Kammwege abgezweigt. Hinter der Moißelskoppe können wir in das Neuländer Tal Einsicht nehmen, wir sehen den Viadukt und das zweite Tunnel, kommen in die oberen Häuser des Dorfes und steigen bis zum Sattel, wo die Straße über den Berg setzt und Neuland mit Kriesdorf verbindet. Hier also, wo ein Weg von Drausendorf über Kriesdorf und Bitsche's Kapelle heraufkommt, reichen die Häuser des aus-gedehnten Dorfes Neuland bis an den Kamm. Ein Wässerchen rinnt hernieder, verbindet sich mit einem anderen, das von SO kommt, und gleitet und hüpfet und springt dann weiter nach Christophsgrund und Eckers-bach. An den Quellgewässern dieses Baches also liegt Neuland, an Gestalt der zweigabigen Wünschelrute ähnlich. Wegen seiner wunderbaren Lage am Ausgange des großen Sechsentunnels ist es in den letzten Jahren wohl bekannt und viel genannt worden.

Da während der Bahnfahrt wohl recht gut und bequem ein Tunnel, dagegen ein Viadukt gewöhnlich recht schlecht und unbequem beobachtet

¹⁾ Tour.-F., p. 394.

werden kann, so wollen wir an dieser Stelle beiderlei Sehenswürdigkeiten besprechen, die sich bei Neuland so rasch und reich an einander reihen. Das „Feschkentunnel“ zwischen Kriesdorf und Neuland, zu welchem nach Überwindung bedeutender Schwierigkeiten am 6. April 1900 der Ausflußstein gelegt wurde, mißt in der Länge 822 *m*. Bald nach der Ausfahrt aus dem Feschkentunnel wird mittels eines 202 *m* langen Viaduktes, der 11 größere und 3 kleinere Öffnungen besitzt und zu den hervorragendsten Hochbauten der nordböhmischen Transversalbahn gehört, das Neuländer Tal überbrückt. Gleich hinter der Station Neuland gähnt das „Jäger-tunnel“ oder „Jägerhaustunnel“ (40 *m*), dem sofort ein 127 *m* langer Viadukt mit 10 Öffnungen sich anschließt. Dem „Jägerhausviadukt“ folgt nach kurzer Zeit das „Christophsgrunder Tunnel“ (48 *m*). Später führt die Bahn über den 51 *m* langen und 21 *m* hohen „Höllengrund-Viadukt“ zum „Rehberg-Tunnel“ (329 *m*), welches den Rehberg, einen Ausläufer des Dreiklafterberges, durchbohrt. Noch folgt in der Nähe von Karlswald das „Burggrafen-Tunnel“ (32 *m*) und der „Burggrafen-Viadukt“ (76 *m*). Beide haben ihren Namen von der „Burggrafenwiese“, welche wohl mit der unterhalb gelegenen Burg Hammerstein einen geschichtlichen Zusammenhang hat. Demnach gibt es auf einer verhältnismäßig kurzen Bahnstrecke (7,6 *km*) nicht weniger als 4 Viadukte und 5 Tunnels zu beobachten, welche in der Gesamtlänge 1727 *m* ergeben.¹⁾

Zur Vergleichung seien noch einige andere Tunnels aus Böhmen genannt. Das Spitzberg-Tunnel bei Eisenstein ist 1747 *m* lang und daher eines der längsten Tunnels in Osterreich; seine Bauzeit erforderte 2 1/2 Jahre. Das Tunnel bei Siczrow (Radimowitz), eines der längsten und großartigsten in Böhmen, mißt 636 *m*, das benachbarte bei Sedlowitz nur 75 *m*, das in Leitmeritz 300 *m* und das Biskaberg-Tunnel bei Prag 304 *m*. Bei Semil gibt es fünf Tunnels; davon mißt das Tunnel bei Lischney oder Eisenbrod 460 *m*, das bei Rakaus, über dem die Ruine Bbiroh sich erhebt, hat eine Länge von 216 *m*. Das Scharfstein-Tunnel (358·3 *m*) bei Bensjen ist bekannt; es durchbricht einen mächtigen Basaltfelsen. Die beiden Tunnels bei Bodenbach (Weiher) sind nur klein, gehören aber zu den ältesten in Böhmen. Ich war noch ein kleiner Knabe, als es gebaut wurde, und erinnere mich dessen noch sehr gut; den Leuten, welche davon erzählten, schien es ein Wunderwerk zu sein. Noch älter war das Tunnel bei B.-Trübau, wohl das älteste Bahntunnel in Böhmen, das aber schon längst durch Verlegung der Bahn außer Dienst gestellt worden ist. Am 18. August 1901 wurde das „Böslauer Tunnel“ der Lokalbahn Tannwald-Grüntal durchschlagen.²⁾ Dieses Tunnel ist 932 *m* lang und führt durch Urgestein (Granitit). Dieselbe Lokalbahn besitzt noch drei Tunnels von 70, 170 und 250 *m* Länge.³⁾

Das Dorf Neuland, das sich, wie bereits erwähnt, gabelförmig an den Ursprungsadern des Ekersbaches bis auf den Feschkentrücken empor-

¹⁾ Hübler's Jahrb., X, 18, 19; Jul. Gierisch: Leitn. Gau, p. 186. — ²⁾ Boh. v. 20. Aug. 1901. — ³⁾ Einen ausführlichen Festbericht brachte die D. Volksztg. v. 19. Aug. 1901. Vgl. Dr. Hantschel's Tour.-Z., p. 642, 647.

zieht, reicht mit seiner Existenz bis in das 16. Jahrhundert zurück, und seine Bewohner haben sich laut einer Aufnahme von 1678 samt denen aus Christophsgrund durch Holzschlagen und Aschenbrennen ernährt. Der Name „Neuland“ kommt in Böhmen häufig vor, doch ist außer dem Kriesdorfer Neuland noch das Neuland bei Aufcha durch Hochlage ausgezeichnet, und die zwei Türme der Neuländer Kirche sind weit bekannt, auch als Bezeichnung einer gewissen Kegelform, die den Kegelschiebern nicht als erwünscht gilt, so daß sie bei dem Rufe „Neuland“ gewöhnlich ein recht verdrießliches Gesicht machen.

Folgen wir dem Neuländer Bache, der den Namen „Eckersbach“ führt, abwärts zu Tale, so kommen wir nach Christophsgrund, welches zwischen dem Brandstein (667 m) und dem Kirchberge (532 m) gelegen ist. Vom letzteren streicht in nördlicher Richtung ein Höhenzug, der im Langeberge (707 m) eine ansehnliche Höhe erreicht.

Das Pfardorf Christophsgrund ist, wie Fr. Maschek und andere versichern¹⁾, namentlich zur Zeit der „Baumbüte“ sehr besucht, und da in den Laubwäldern der edle Waldmeister wächst, so pflegen sich die Ausflügler sehr gewöhnlich einen fröhlichen Maitrank zu bereiten. Das malerische Tal, in welchem Christophsgrund liegt, wird auch „Holundergrund“ oder „Clam'sche Schweiz“ genannt. Die Baumbüte der Obstgärten und Holunderbüsche, der köstliche Waldmeister, sowie der Reichtum an Insekten machen dieses herrliche Tal zu einem bevorzugten Wanderziele nicht nur für Touristen und Naturfreunde, sondern auch für Botaniker und Entomologen.

Die Gebirgskämme, welche das Holundertal umrahmen, gewähren schöne Fernsichten: vom Schaffnerberge nach dem Bösig und dem Koll, von der Brandkoppe nach Reichenberg, dem Hier- und Riesengebirge, vom Kaltenberge nach Pantraz und Freudenhöhe, endlich vom Langeberge nach Engelsberg, Kraxau und in die sächsische Lausitz. Das Alter von Christophsgrund läßt sich erforschen. Im Jahre 1518 wird weder Christophsgrund noch Neuland erwähnt. Die ersten Bewohner mögen wohl Bergleute und Kohlenbrenner gewesen sein. Ein herrschaftlicher Eisenhammer wird 1581 erwähnt. In einer Urkunde dieses Jahres wird das Dorf als „neu aufgebaut“ bezeichnet, und es ist offenbar nach dem hl. Christoph benannt, da es früherer Zeit St. Christophori Grund hieß.²⁾ *

Der Bergbau zu Christophsgrund mag bis 1750 betrieben worden sein. Man findet noch jetzt verfallene Schächte und in zwei Seitentälern (Beche und Kesselgraben) auch zwei Stollen. Der Mineraloge Neuf³⁾ beschrieb einen Kalksteinbruch am Westabhange des Woizer Berges bei dem Eingange in den Christophsgrund. „Der Kalkstein, dessen Mächtigkeit hier 1½ Lachter betragen mag, wird hier gebrannt. Der Ofen ist unmittelbar an dem Bruche selbst erbaut. Er faßt 50 Fäßchen, das Faß hat zwei Scheffel. Für Brecher- und Brennerlohn werden vom Eigentümer 10 Gulden gezahlt. Der Holzbedarf zu einem Brande wurde mir auf 20 Klafter $\frac{3}{4}$ elliges Holz angegeben, wovon die Klafter auf 1 fl. 30 kr. (3 K 15 h) zu stehen kommt. Der Verkaufspreis eines Fäßchens ge-

¹⁾ Tour.-Zg., I, 122. — ²⁾ Hübler's Jahrb., XI, 55, 56. — ³⁾ Neuf, II, 184.

braunten Kalkes ist 1 fl. (2 K 10 h). Auffällig war dem Forscher ein Kalkbruch in der Nähe der Kirche. Der hiesige Kalkstein hat nämlich zweierlei Stücke. Im Großen sind sie krummschalig, im Kleinen dick und rundstänglich abgefordert, und die letzteren werden von den ersteren senkrecht durchschnitten. Die stänglich abgeforderten Stücke sind fast zylindrisch und lösen sich durch die Verwitterung wieder in schalig abgeforderte Stücke auf.¹⁾ — Bei dieser Gelegenheit sind mir einige Zeilen beige-fallen, welche vor Jahren einer kleinen Sendung nordböhmischer Gesteine beilagen:

Die meisten, die so grau und schlicht,
Sind von der Teufelsmauer;
Zur Zeit, da wir sie aufgesucht,
Ward uns das Leben sauer.

Ein Steinlein kommt vom Dewin her,
Von herrlichen Gestaden:
O Wundernacht, wenn Stern und Mond
Im Hammerteiche baden!

Der Kalkstein kommt vom Jeschkenberg,
Von dem die Sagen gehen;
Bei Parchen sieht man türmehoch
Die Wundersäulen stehen.

Granitgestein aus Schluckenau
Erzählt aus alten Tagen,
Wie dort ein fühner Schwedenschwarm
Ward brav auf's Haupt geschlagen.

Trachyt, der stammt aus Algersdorf,
Dort mezt man Stieg' und Schwelle,
Die Breccie kommt von Daubitz her,
Der weit berühmten Stelle.

Der Schloßberg sandte zweierlei:
Den Stein, wie er natürlich,
Und den der Schloßherr einst mit Ei
Verkalken ließ gebühlich.

Der heil'ge Petrus selber auch
Hat Pickerte gesendet,
Grad' so, wie er den Manischern
Sie strafend zugewendet.

„Was mögen das für Steine sein?“
Sind aus dem Land der Berge,
Aus einem schönen, deutschen Land,
Dem Märchenland der Zwerge.²⁾

Im Jahre 1599 ist von einer neu aufgebauten Kirche in Christophsgrund die Rede. Nach der großen Pest (1680) wurde die alte Kirche abgetragen und von dem Seifersdorfer Zimmermeister Michael Schöbel eine neue Kirche aus Holz erbaut (1683). Sie ist dem hl. Christoph geweiht und genießt noch jetzt unter den wenigen Holzkirchen Böhmens, zu denen die uralte Frauenkirche bei Braunau und die Pfarrkirche in Fleh gehören, eines gewissen Rufes. Im Jahre 1781 wurde der Holzturm, ein Dachreiter, abgetragen und auf der neuen Sakristei ein anderer errichtet.

Zur evangelischen Zeit gab es in Christophsgrund die Pfarrer Abraham Schurich (1618) und Jakob Bojemus (1621). Ersterer war aus Ortrand in Meißen. Von Christophsgrund ging er wie andere Pastoren in das Exil und wurde später (1634—1667) Pfarrer zu Türchau bei Zittau. Jakob Bojemus (Böhm) hat 1621 bei der Hochzeit des Pfarrers Arndt in Kragau sein Dichtertalent bekundet.³⁾ Im Jahre 1699 hatte Christophsgrund mit Seifersdorf und Ringelshain nur einen gemeinsamen Pfarrer. Ebenso 1703.⁴⁾ Seit 1768 besteht in Christophsgrund wieder eine selbstständige Pfarrkirche. Darin wird ein Bild der hl. Kimmernis aufbewahrt.⁵⁾

Das Kriegsvolk kam in verschiedenen Kriegen auch bis auf diese Höhen herauf, im Jahre 1866 sogar Artillerie und Kavallerie.⁶⁾

¹⁾ Reuß, II, 185. — ²⁾ Unser Buch, p. 17, 18. — ³⁾ Hübler's Jahrb., IX, 50. — ⁴⁾ Bürger, p. 85. — ⁵⁾ Bgl. Erf., XVII, 317—319, 327—329. — ⁶⁾ Hübler's Jahrb., XI, 61—63.

Von Christophsgrund führt uns die Straße talab durch Eckersbach zur Eckersbacher Brettmühle, wo die Straße sich teilt, indem ein Straßenarm neißeauf nach Engelsberg, der andere neißeauf gegen Reichenberg führt. Gehen wir zunächst rechter Hand um die Neißenschlinge herum, so erblicken wir jenseits auf einer Insel oder sagen wir lieber: auf einer Halbinsel, die Burgtrümmer, welche wir zunächst suchen.

Die Ruine Hammerstein, in deren Nähe die im Jahre 1826 gegründete Schwab'sche Textilfabrik liegt, krönt einen steil abstürzenden Felskegel (380 m), der auf drei Seiten von der Neißer umflossen ist. Außer den Resten einer ziemlich starken Rundmauer sind noch die Überbleibsel zweier Türme vorhanden, zu deren einem eine Felsstreppe bis zur halben Höhe emporführt. Gegen NW geht der Blick in das Engelsberger Tal, gegen O über die Schwab'sche Fabrik und den Machendorfer Viadukt auf Machendorf und Ruppertsdorf. Den Hintergrund bilden die Ausläufer des Isergebirges. In der Ruine findet man eine seltene Schnecke (*Helix solaria*).

Die Burg Hammerstein gehörte im 14. Jahrhunderte dem Ulrich v. Biberstein auf Friedland und gelangte im 16. Jahrhunderte an die Freiherrn v. Redern. 1492 ist noch von einem Schlosse die Rede, sogar 1548 war es noch bewohnt, 1558 wurde es öde genannt. Hans Dachs und seine Söhne spielen als Burggrafen von Hammerstein durch lange Zeit eine bedeutende Rolle.¹⁾

Nach einer Volks Sage hatte Wolf v. Hammerstein, der bei einem Turnier in Zittau erstochen wurde, zwei Söhne, die gern auf der Burg Rohmund (Rohnungen) verkehrten und dort beide um Holde v. Dohnyn sich bewarben. Endlich hat Kuno v. Hammerstein seinen arglosen Bruder Hadmar, der das Schloßchen auf dem Reitstein geerbt hatte, bei einer Eberjagd erschlagen. Doch er sollte seiner Tat nicht froh werden. Noch bevor die Hochzeit stattfinden konnte, ritt er, von bösen Träumen gequält, zur Zauberin Bilwize auf den Schmiedstein. Diese erklärte: „Noch ehe drei Tage vergehen, wird der Mörder Deines Bruders unter den Toten weilen.“ So geschah es auch. Bei dem Heimritt wurde das Ross scheu, warf seinen Reiter ab und schleifte ihn zu Tode. So starb Kuno mitten im Forste unweit der Stelle, wo er seinen Bruder Hadmar erschlagen hatte.²⁾

Nicht weniger traurig ist eine zweite Hammerstein-Sage. Bei Krazau stand einst an der Neißer eine Fischerhütte. Else, die Tochter der Fischerswitwe, war sehr schön, und Viele bewarben sich, endlich auch ein Jüngling, der sich später als Junker v. Hammerstein bekannte und der Fischers-tochter ewige Liebe und Treue schwur. Doch nach einigen Monden begab er sich in die Fremde und verlobte sich mit Gertrud v. Friedstein. Am Hochzeitstage begab sich Else mit ihrem Kinde auf den Hammerstein, um den Junker an seinen Schwur zu erinnern. Aber der Junker ließ sie gewaltfam aus der Burg weisen. Und sie stürzte sich samt ihrem Kinde nächst der Burg in die Neißer. Das Hochzeitsfest nahm ein rasches Ende. Statt des Jubels herrschte fortan Trauer auf dem Hammerstein. Der

¹⁾ Dr. Gantschel's Tour.-Z., p. 574, 575; Tour.-Ztg., II, 94. — ²⁾ Reichenbg. Heimatskunde, p. 217, 218.

Junker überließ Burg und Herrschaft einem Anverwandten und beschloß sein Leben als ein Klosterbruder, wie denn in der That nach dem Berichte einer Lausitzer Chronik der Cölestiner Johann v. Hammerstein im Jahre 1479 gestorben sein soll. Auch Gertrud v. Friedstein lebte und starb in einem Prager Bäußerinnenkloster.¹⁾

Von Hammerstein gelangen wir binnen mäßiger Zeit nach Machendorf, das etwa hundert Häuser zählt und einige Spinnereien beschäftigt. In der Nähe wurde im November 1428 eine Hussitenabteilung von den Sechsstädtern eingeholt und gänzlich aufgerieben.

Von Machendorf wollen wir mit der Bahn einen Abstecher nach Engelsberg machen, wobei wir bei Hammerstein zweimal über die Reize setzen. Einer von diesen Viadukten besteht aus 15 kleinen, der andere aus zwei großen Bogen. Das Engelsberger Reizetal ist wegen seiner Anmut wohl bekannt. Engelsberg selbst war ein Bergstädtchen, welches von den Hussiten zerstört worden sein soll. Jetzt besitzt es gegen hundert Häuser und beschäftigt zwei Baumwollabfallspinnereien.

Die unfern von Engelsberg gelegene Stadt Kragau hängt mit den Dörfern Ober- und Unterkratau unscheidbar zusammen und besitzt samt diesen Dörfern etwa 550 Häuser mit ungefähr 5000 Einwohnern. Das Verhältnis der Stadt zu den genannten Dörfern ist also wohl ungefähr dasselbe wie in B. Ramnitz, Kreibitz, Wartenberg, wo bei der Stadt gleichnamige Bauerdörfer gegründet und bis heute selbständig erhalten wurden. Von anderer Art ist wohl das Verhältnis zwischen Leipa und Altleipa, Tetschen und Altstadt, Trautenau und Altstadt, Pilsen und Alt-Pilsen, Kolin und Alt-Kolin, Bydtschow und Alt-Bydtschow. Bei Braumau ist Alt-Braumau verschwunden, so daß nur noch die berühmte Frauenkirche samt einigen Scheuern an die Existenz einer älteren Ortschaft erinnert.²⁾

Die gothische Stadtkirche in Kragau, welche 1868 vollendet wurde, birgt kostbare Gemälde von Führich, Kandler und G. Kragmann, drei Malern, die sämtlich in Kragau geboren wurden. Am Geburtshause Führich's befindet sich eine Gedenktafel und im Oberstock desselben ein Führich-Museum. Das von Professor Kundmann in Wien ausgeführte Führich-Denkmal steht in der Nähe der Kirche vor dem Knabenschulgebäude.³⁾

Von Wilh. Kandler weiß ich zwei Anekdoten, von denen die eine weniger bekannt, die andere aber wohl irriger Weise an Führich's Namen geknüpft worden ist. Prior Posselt bekam seinen ersten Lateinunterricht bei dem Pfarrer in Neundorf, einem alten Herrn, der aus Liebhaberei einigen Knaben die Gymnasialfächer lehrte und für sie regelmäßig Schule hielt. Diese Knaben waren bei dem Pfarrer in Kost und Quartier. Es waren ihrer fünf, als Posselt nach Neundorf kam, und unter ihnen war auch Kandler aus Kragau, der aber zum Essen und Schlafen nach Hause ging. Nach einem Vierteljahre starb der Pfarrer und Posselt mußte bei dem Kaplan Herzig in Einsiedel Unterricht nehmen. Nach einigen Wochen kam Herzig als Pfarrer nach Neundorf, und Posselt folgte ihm, so daß

¹⁾ Reichenbg. Heimatskunde, p. 218. — ²⁾ J. Lippert: Hausbau-Studien in einer Kleinstadt, p. 4. — ³⁾ Gebirgsf., XIII, 103.

er bei ihm zwei Gymnasialklassen durchgearbeitet und die Prüfungen in Leipa abgelegt hat. In dieser Zeit kamen die gleichalterigen Führich und Kandler, welche später so berühmte Maler geworden sind, häufig von Kragau in die Neundorfer Pfarrei, wo Posselt seinem Studium oblag, jedoch zum Spiel auch häufig Männchen zeichnete, welche aber ganz gerade und steif standen. Da ließ er sich einst von jenen einige Männchen zeichnen. Spöttisch sagte er: „Die haben ja krumme Beine!“ — „Nein,“ riefen jene, „unsere Männchen gehen ja, Deine aber stehen!“ Nun sah freilich auch Posselt die Sache ein und bekam dadurch zuerst einen tieferen Einblick in das Wesen der Künste. Führich und Kandler kannten also damals bereits die Kunst des Dädalus, welcher die Statuen in Bewegung brachte. Zu derselben Zeit war Posselt auch mit Krazmann in Verkehr, welcher von Geistlichen in Kragau unterrichtet wurde.¹⁾

Noch stehe hier eine Anekdote, welche mir der Chorrektor Czernitzki seinerzeit erzählt hat. Der berühmte Maler Kandler befand sich zur Zeit, als die Reichstädter Schloßkapelle ausgemalt wurde, in einer Gesellschaft im Leipäer Gasthose zum Lamm. Damals erzählte er folgendes Geschichtchen: „Während meiner Studien kam ich einmal zur Ferienzeit nach Reichenberg und ging auf dem kleinen Ringe in ein Wirtshaus, wo ich in aller Ruhe und Stille mein Glas Bier trank, als ein Reichenberger Bürger — wenn ich nicht irre: ein Tuchmacher — in die Schenkstube hereintrat, hier eine Weile auf und ab schritt und endlich vor mir stehen blieb. „Wohar sein mr?“ So fragte er, und ich erwiderte: „Aus Kragau.“ — „Su, aus dr Kroge. Gj schie Vouch dos!“ — Er ging wieder hin und her, stellte sich wieder vor mich und fragte abermals: „Was sein mr?“ — „Ein Maler!“ — „Du wos raichst!“ — Und nun sagt' ich ihm: „Erlauben Sie mir, die Malerei ist doch eine Kunst!“ — Ich konnte nicht zu Ende sprechen, er stellte sich zum drittenmal vor mich hin, holte mit der Hand aus und sagte: „D's Maul hälen! Sunst kriegt ar ejs ei de Frasse!“ — Die Zuhörer sollen bei der ergötzlichen Erzählung viel gelacht haben. Und Kandler mit ihnen.

Der Name „Kragau“ ist trotz aller gegenteiligen Erklärungsversuche in den Augen jedes Unbefangenen unzweifelhaft ein urdeutscher. Der Personenname „Krazmann“, sowie die Ortsnamen „Krazdorf“ und „Krazhart“ (Glasert) geben uns einen Fingerzeig für die Verwandtschaft und Erklärung dieser Namen. „Krazhart“ kann als „Krazwald“ gedeutet werden.

Ob die Namen unserer Städte und Dörfer deutschen oder slavischen Ursprunges sind, das ist keineswegs gleichgiltig. Wenn wir Kragau, Budweis, Niemes, Krumman als deutsche Namen erkennen und erweisen, dann ist es auch gewiß, daß sie von Deutschen aus grüner Wurzel gegründet worden sind. In der Vergangenheit wurzelt der Baum unseres gesamten Volkslebens. Wir haben also das Recht und die Pflicht, alle Wurzeln, welche zu unserem Baume, zum Baume der Deutschböhmen gehören, als unser Eigentum zu erweisen und als solches zu schätzen. Wo die Wurzeln entfremdet oder abgeschnitten werden, dort wird auch der Baum nur ein sieches Leben führen.²⁾

¹⁾ Paudler: Prior Posselt, p. 5. — ²⁾ Egl., XXVI, 350.

Ursprünglich war Krakau ein Bergstädtchen, das im Herbst 1428 durch die Hussiten zerstört wurde. Nachdem nämlich die Kezer Friedland ausgebrannt und das Land verheert hatten, waren sie dann „bei der Crake“ eingebrochen und vor Löbau gerückt, aber am 16. November (Dienstag vor Elisabeth) erlitten die Kelchner bei Krakau durch die Sechsstädter eine namhafte Niederlage.¹⁾ Die Kelchner hatten nämlich bei Grottau an der Flurlehne gegen Grafenstein ihre Wagenburg aufgeschlagen, und die Lausitzer — an ihrer Spitze Wanke v. Mochau und Leuther v. Gersdorf als Führer des berittenen Vortrabes — rückten zum Angriffe vor, aber mit schlechtem Erfolge. Zum Glück kam den bedrängten Lausitzern ihre Hauptmacht über Ullersdorf, Grottau und Döns zuhülfe, und das Kezerheer mußte sich mit Verlust der Beutewagen zurückziehen. Am Rande eines Gehölzes bei Machendorf wagten die Kelchner nochmals einen grimmigen Widerstand, aber an 400 Schleuderer und Brüder verloren an diesem Tage das Leben; gegen 600 gerieten in Gefangenschaft und die Wagenburg ging verloren. Viele, die sich in die Machendorfer Scheuern geflüchtet hatten, sind samt den Gebäuden jämmerlich verbrannt. So wurde den Zittauer Bürgern, welche im Jahre 1425 von den Hussiten gefangen und vor dem Karlsfried verbrannt worden waren, eine schreckliche Sühne.²⁾

Auch im Feber 1757 hat bei Krakau ein Gefecht stattgefunden. Das Schützenkorps ist alt. Der Burgsberg, in welchem sich ein alter Bergwerksstollen befindet, wurde im Jahre 1888 durch Anlagen verschönert und zu einem Aussichtspunkte umgeschaffen.³⁾

Bei meiner Anwesenheit in Krakau war mir vor einigen Jahren Gelegenheit geboten, zu Wagen über Wittig zum Sickersberge (566 m) zu fahren, auf dessen Gipfel wir uns einer wirklich schönen Aussicht zu erfreuen hatten. Auch die Bergwirtschaft war ganz befriedigend.

Der Volksmund weiß eine schöne Sage über die „Alte vom Sickersberge“ zu erzählen. Es war einmal eine sehr teure Zeit, da kam in einer stürmischen Winternacht die „Alte vom Berge“ in das Häuschen eines armen Leinwebers und bat um Herberge. Am nächsten Morgen fand die Hausfrau auf dem Streulager in der Stube, wo die Alte geschlafen hatte, unter dem Lagerkissen eine Rolle Dukaten, womit die Not des armen Leinwebers behoben war. Auch in andere Häuser kam die Alte und verschenkte Reiser und Laubblätter, welche sich nachher in Gold verwandelten und viele aus Not und Elend erlösten. Endlich geschah es einmal, daß eine bössartige Frau, welche von ihr mit einem nie endenden Garnfaden beschenkt worden war, die Alte beschimpfte. Seither ist die „Alte vom Sickersberge“ nie mehr gesehen worden.⁴⁾



¹⁾ Erf., XXII, 294. — ²⁾ Dr. Alf. Wojtkau: F. Hübler's Jahrb., XII, 24—29; Tour.-Ztg., II, 94. — ³⁾ Dr. Hantschel's Tour.-Z., p. 572; Tour.-Ztg. III, 85. — ⁴⁾ Reichenbg. Heimatskunde, p. 206.



Freudenhöhe.

inige Schritte von der Straße, welche von Neuland über den Kamm nach Kriesdorf führt, steht eine „schmerzhaftes Muttergottes“ mit schönen Verzierungen und in günstiger Lage. Denn für Heiligenbilder, Kapellen und Kirchen liebt unser Volk Anhöhen, Hügel und Berggipfel.

Wir steigen nun ziemlich steil zur Scheuflerkoppe (679 m) empor, von welcher Julius Bierich¹⁾ behauptet, daß sie in das Mittelgebirge wie auf den Jeschkenzug, nach Neuland und auf den großen Neuländer Viadukt eine reizende Fernsicht gewährt.

Und so ist es wirklich. Schon unterwegs hatten wir einen prachtvollen Ausblick, besonders über Neuland und zum Neuländer Viadukte. Bei einem Steinbruche biegen wir auf einem wenig betretenen Wege in den Wald. Beim Abstiege aber fällt unser Blick auf kümmerliche Felder, auf denen der Sauerampfer in Massen wächst und der Hafer ganz klein und zwerghaft ist. Nun wundern wir uns nicht mehr, wenn ein Bericht aus dem Jahre 1678 in Bezug auf Christophsgrund behauptet, daß es ein „unfreundlicher und wilder Ort“ sei. Solche Felder können uns nicht freundlich erscheinen, sie werden auch die Nahrung der Bevölkerung nicht sehr stärken. Sonst aber haben sich unsere Ansichten seit zwei Jahrhunderten geändert. Die Lage von Christophsgrund dünkt uns paradiesisch zu sein, wenigstens im Sommer. Jeder freut sich, wenn er einmal hieher kommen und dreifach freut er sich, wenn er durch einige Sommertage hier weilen kann. Im Winter freilich mag es in diesen Lagen unterweilen sehr unwirklich sein.

In dem Sattel, von welchem ein Weg rechter Hand nach Christophsgrund, linker Hand ein zweiter nach Kriesdorf, ein dritter nach Schönbach hinabführt, steht die St. Christophs-Kapelle (590 m), welche den Leipäer Wegkapellen gegen Oberpolitz und Reichstadt ganz ähnlich ist. Doch

¹⁾ Leitn. Gau, p. 184, 185.

befindet sich in derselben eine mit Stein eingefasste Holztüre, derengleichen man in Leipa nicht kennt. Das Heiligtum auf dieser Höhe macht einen ganz besonderen Eindruck, was man wohl auch bei anderen Bergkapellen beobachten kann. Ich will nur an die Arberkapelle bei Eisenstein, an den Gottesberg bei Wernstadt, an das Dubitzer Kirchlein oberhalb des Elbetales erinnert haben.

Nicht weit von der Christophskapelle erhebt sich der Kleine Kalkberg. Daß er seinen Namen nicht mit Unrecht führt, zeigt ein Kalksteinbruch, der wohl vor mehreren Jahrhunderten bereits betrieben wurde. Denn schon um 1550 bezog man für den Turm der Johanneskirche in Zittau von Mathes Lauten in Schonpach (Schönbach) für 5 Sch. 18 Gr. einen Ofen Kalk, der wohl aus einem Bruche am Kalkberge kam.¹⁾

In der Gegend, welche wir durchwanderten, gab es auf der Reißetalseite so manchen Jungbau auf verschiedenen Stufen des Alters und Wuchses. Auch lag hier frischgehauenes Holz, Stämme und Rinden. Aber der Weg war sehr sorgsam beräumt, wovon wir sonst auf gar manchen von der einheimischen Bevölkerung und dem fremden Touristenvolke viel besuchten Wegen gerade das Gegenteil gesehen haben. Der Kleine Kalkberg ist, wie es scheint, langgestreckt und durch eine Vertiefung, durch welche ein Weg aus der Nähe des Kirchberges nach Schönbach führt, vom Spitzberge (686 m) getrennt. Dieser Spitzberg ist natürlich von vielen anderen Spitzbergen wohl zu unterscheiden. Bei drei schlanken Kainsteinen hielten wir uns rechter Hand, während links ein Fahrweg weiter führte. Als besonders auffällig muß ich bemerken, daß wir vom Feschen bis hierher überreichen Finkenschlag gehört haben, aber keinen anderen Vogel. Jetzt aber machten auch andere Vogelarten sich bemerkbar, besonders Kuckhäger.

Drum setzten sie sich zu guter Ruh'
Auf einen Baumstamm und schauten zu,
Wie von Zweig zu Zweig die Vögelin sprangen
Und ihre munt'ren Lieder sangen.²⁾

Hier gab es auch sehr viel Grün verschiedenster Art, Nadelholz, Buchen, Farnflechtwerk, Heidelbeerzweig und allerlei Gestäude. Der Boden mag fruchtbar und feucht sein. Namentlich eine Stelle, wo ein „Flössel“ über den Weg lief, war sehr sumpfig. Überhaupt war dieser Weg sehr wasserreich, bis wir abermals zu einem Wässerchen kamen, das den Weg querte. Nun bogen wir nach links und gelangten endlich zu einer dicken, zweigipfligen Buche mit einem Bilde von alter Tracht aus dem 16. Jahrhunderte. Die Gestalt trägt auf dem Kopfe etwa ein Varett. Das ist also die „Eduardsbuche“, wie es auch die Inschrift bezeugt. Dieser in der Einsattlung zwischen dem Kalk- und Langeberge weithin sichtbare Baumriese ist nach dem Grafen Eduard v. Clam-Gallas († 1891) benannt worden.

Von der Eduardsbuche gelangt man durch herrlichen Buchenwald auf den „Langeberg“, von dem man eine schöne Aussicht genießt, die überraschend genannt werden muß. Unter uns haben wir die Reichenberger Senke, vor uns die Koppen des Siergebirges, die Höhen der

¹⁾ Erf., XXVI, 375. — ²⁾ Rob. Kögler: Erf., XVIII, 326.

Tafelfichte, der Vogelkoppfen, des Taubenhauses, des Schwarzen Berges und des Sieghübels sind bereits hervorgetreten. Weiter rechts türmen sich die westlichen Teile des Riesengebirges im Hintergrunde auf. In unmittelbarer Nähe sehen wir, wenn wir eine Wendung machen wollen, den Feschken und einen großartigen Wald, der die Höhen des Feschkengebirges und des Lausitzer Berglandes bedeckt. Der Anblick ist sehr lohnend und wird gewiß jeden Touristen erfreuen. Für die Zittauer ist der Langeberg schon seit jeher ein beliebtes Ausflugsziel.¹⁾

Von der Eduardsbuche geht ferner neben einem Marienbilde ein Weg durch den Bauerngrund nach Christophsgrund. Hier lag eine starke Metallplatte samt dem Wegzeichen zerbrochen auf der Erde. Sollte das der Wind getan haben? Unmöglich. Da mußte wohl eine Menschenhand lieblos und gewalttätig eingegriffen haben. Daß doch Menschen von solcher Gefinnung selbst inmitten der herrlichsten Natur ihre Zerstörungslust nicht bezähmen können! Man kann die Jugend nicht warm genug belehren, damit sie die Natur mit ihrer Herrlichkeit lieben und das Menschenwerk schonen lerne. Dann werden auch die Gebirgsvereine ihre große Aufgabe leichter zu erfüllen vermögen.

Wir waren nun mitten im Buchenwalde. O herrlicher Wald! Nicht mit Unrecht schreibt ein Naturfreund: „Wir wandern — von der Eduardsbuche zur Freudenhöhe — durch wundervolle Buchenbestände. Wie die Säulen des Kölner Domes stehen die starken, gesunden, graulichen Stämme, und über ihnen wölbt sich das grüne Blätterdach, so daß nur da und dort das Sonnenlicht oder das freundliche Blau des Himmels hindurchleuchtet.“²⁾

Und wir gelangten von der Eduardsbuche bald auf eine neu angelegte Waldstraße, die uns in einer halben Stunde auf die „Freudenhöhe“ brachte, wobei wir nur zweimal einen Richtweg einschlugen.

Es ist schwer, als Fremder in diesen Wäldern, durch welche wir gekommen waren, alle Einzelheiten zu erkennen und zu merken, wenn man keinen ortskundigen Führer bei sich hat. „Über den Kleinen Kalkberg und Spitzberg (686 *m*) bis zu einer Ruhebank und von hier nicht auf den Großen Kalkberg (789 *m*), sondern den Fescheveg hinab über die „Eduardsbuche“ zur Freudenhöhe.“ Diesen Weg sollten wir gehen, und natürlich sind wir ihn auch wirklich gegangen, denn die Wegzeichen sind vorzüglich, ein Irrtum fast unmöglich, aber *cetera turba, nos, inquam, cenamus aves, conchylia, pisces, longe dissimilem noto celantia sucum.*³⁾

In deutschen Worten, wir wußten es weder, daß wir den Fescheveg gingen, noch daß wir die „Rasenbank“ vor uns hatten.⁴⁾ Die größten Genüsse, die es für den Touristen geben kann, gingen uns verloren, weil wir weder einen Ortskundigen, noch einen Gebirgsvereinerler, noch einen gedruckten „Wegweiser“,⁵⁾ selbst nicht einmal einen Kompaß als Führer und Helfer bei uns hatten.

¹⁾ Tour.-Ztg., I, 122; II, 117, 136. — ²⁾ F. Maschel: Tour.-Ztg., II, 118. —

³⁾ Hor. Sat., II, 8, 26—28. — ⁴⁾ Die Schilderung in der Reichenberger Zeitung war uns zur Zeit unserer Wanderung noch nicht bekannt oder war wenigstens bis dahin von uns nicht beachtet worden.

Den Großen Kalkberg (789 *m*) vermieden wir, wie es der „Kammweg“ will. Er soll bei dem „steinernen Tisch“ eine herrliche Aussicht bieten, aber sehr beschwerlich zu besteigen sein. Der Kalkstein, der hier dem Zeschenschiefer eingelagert ist, gilt als crinoidenreich.¹⁾

Vom Großen Kalkberg führt ein Weg in westlicher Richtung nach Pantraz und ein anderer in östlicher Richtung über die Frauenberger Hutung nach Frauenberg, einem im Hüttenrunde reizend gelegenen Dorfe, wo man alte Bergwerks-Stollen nachgewiesen hat.²⁾

An den Kalkberg schließt sich der „Schwammberg“ (659 *m*), der nordwestliche Ausläufer des Zeschentrückens, während der Kalkberg als die größte Erhebung des westlichen Theiles dieses Gebirges betrachtet wird. Es folgen die Rabensteine, denen wir später einen Besuch machten, von denen wir aber nicht weiter ein Geschrei machen wollen.

Wir kamen also nach „Freudenhöhe“. Das Jagdschloßchen Freudenhöhe liegt samt einer Schankwirtschaft, welche erst nachträglich vom Jägerhause auf ein anderes Gebäude übertragen wurde, an der Gabler Straße auf der Anhöhe am sogenannten Kaltbachhügel. Es wurde 1795 vom Grafen Christoph Philipp v. Clam-Gallas erbaut und wegen seiner trefflichen Aussicht „Freudenhöhe“ benannt.³⁾ Vom Forsthause führte ein von Laubwald gesäumter Weg binnen wenigen Minuten „zur schönen Aussicht“, wo sich ein prächtiges, wenn auch nicht umfangreiches Panorama vor dem Beschauer entrollt.

In Freudenhöhe gedachten wir auszuruhen und zu übernachten. Ein Wirtshaus gibt es, und zwar ein wegen seiner herrlichen Lage vielbesuchtes. In einem Nebengebäude, das wir über eine hölzerne Außentreppe erkletterten, bekamen wir unser Nachtquartier. Doch zuvor wollten wir uns umsehen und den schönen Nachmittag genießen.

Wir zogen also im herrlichen Sonnenschein gegen Pantraz, umso lustiger, weil wir unser Gepäck in Freudenhöhe zurücklassen konnten. Lustig war die Sonne am Himmel, lustig waren wir selber, lustig waren die „Sommervögel“, die Schmetterlinge, die heitersten und leichtblütigsten Geschöpfe der Luft.

Fragt nicht, ob ich glücklich bin
Oder elend leide —
Bin ein freier Schmetterling,
König auf der Heide.

Büße meinen tollen Mut,
Wenn ich einen habe,
Kühle meiner Seele Glut
An der Blumen Labe.

Koste fröhlich Blüt' auf Blüt',
Küsse meine Schwestern,
Denke nicht an künft'ge Zeit,
Nicht an Ehegestern.

fragt nicht, ob ich glücklich bin
Oder elend leide —
Bin ein freier Schmetterling,
König auf der Heide.

Rechter Hand unter dem Trögelsberge grüßte uns der „Weißenstein“. Er besteht aus weißen Steingestalten, die aus der Ferne wie Robben aussehen. Da gedenken wir einer Sage. Eine Kürtin aus Kriesdorf weidete ihre Herde am Fuße des Zeschkens. Da verstieg eine Kuh sich in den Felsen. Die Kürtin kletterte ihr besorgt nach und sah plötzlich zu

¹⁾ Dr. Santschel's Tour.-F., p. 571. — ²⁾ l. c. p. 574. — ³⁾ Som., II, 287; Exl., XVII, 386.

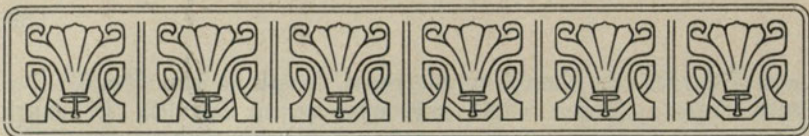
ihrem Schrecken ein Zwerglein mit einem langen, grauen Barte. Der Zwerg sagte: „Fürchte nichts und nimm diesen Schlüssel, der unsere Schatzkammer erschließt! Heb' ihn uns auf, bis wir wiederkommen! Da hast Du auch drei gute Gröschel, welche Dir Glück bringen werden.“ Und er zeigte dem Mädchen in einer Felsenkluft eine eiserne Türe, zu welcher der Schlüssel gehörte. Dort waren die Schätze aufbewahrt. „Wir müssen unsere Heimstätten, unsere Schätze, wir müssen alle die lieben Orte verlassen, wo wir Jahrhunderte lang gelebt haben. Die Berge sind gelichtet, die Wälder vernichtet, die Gegend ist verödet, die Menschen sind böshaft und neidisch geworden, deshalb müssen wir aus dem Lande.“ Neugierig fragte das Mädchen: „Wo sind denn die andern? Wo hast Du Dein Volk?“ Nun rief der Zwerg: „Brüder, die Käpplein ab!“ Sofort sah die Magd drei, vier und mehr Zwerglein ringsum auf jedem Steine sitzen. Weit in der Runde wirbelte und kriebelte es vor lauter Zwergen. Der Zwergkönig gab dem Mädchen die Hand zum Abschiede und rief abermals: „Brüder, die Käpplein auf!“ Da waren alle Zwerge wieder unsichtbar, aber ein Klingen und Singen zog sich längs des Jeschkens über die Freudenhöhe gegen Bittau, wo die Zwerge mit ihren Brüdern aus dem Erzgebirge zusammentreffen wollten. Darauf trieb das Mädchen die Kühe heimwärts und steckte den Schlüssel aus Vorsicht in eine hohle Linde. In der Wirtschaft ging es auf einmal überaus gut. Alles gelang, denn die drei guten Gröschel hatten das Glück in's Haus gebracht. Und als deren Besitzerin starb, vererbte sie das Geheimnis ihrem ältesten Sohne. Und noch heute soll der Zwergenschlüssel in einer hohlen Linde stecken, die seit undenklichen Zeiten auf dem Hofe eines reichen Bauern steht, dem es auf drei Meilen in der Runde am allerbesten geht. Die Zwerge aber sollen noch wiederkommen und ihren Schlüssel holen.¹⁾

In Panitzsch fanden wir einen Gasthof, dessen Tor und Giebel bemerkenswert waren. Nun gingen wir zur Kirche, in deren Nähe ein Haus mit einem Türmchen stand und mit Efeu wohl verhangen war. Das war eine Mühle. Der Kirchhof war reich an Kreuzen und Kränzen, die Gräber waren sehr hoch geböschet, ein Kranz war auch durch ein Dächlein geschützt. Auf dem Rückwege gingen wir an der malerischen „Ziegelscheuer“ vorüber und trachteten, dem Weißenstein in der Nähe beizukommen. Und es gelang. Wir konnten diese wirklich malerische Steingruppe ganz in der Nähe besehen. Es sieht in der Tat wie kuh- oder robbenähnliche Tiere aus, die sich gelagert haben.

Als wir dann näher gegen Freudenhöhe gekommen waren, besuchten wir rechter Hand an der bewaldeten Berglehne den Rabenstein. Es ist das ein hoher Felsblock von kolossalen Dimensionen; teilweise ist er gelb bemooft. Hohnungen ließen wir seitab liegen.



¹⁾ J. Taubmann: Märchen u. Sagen, p. 37—39.



Grafenstein und Grottau.

on den beiden Straßen, die auf der Höhe oberhalb Pantraz sich zur Pantrazer Straße vereinigen, führt die eine in östlicher Richtung nach Weißkirchen, die andere in nördlicher Richtung nach Ketten, von wo man Grafenstein und Grottau erreichen kann.

Das alte Pfarrdorf Weißkirchen liegt zu beiden Seiten der Neiße und bildet den Knotenpunkt dreier Straßen: nach Grottau, Krazau und Gabel. Hier

in Weißkirchen gibt es mehrere Spinnereien und eine Papierfabrik. Die Wetterfahne im Gasthause „zur Pyramide“ stammt aus dem Jahre 1518.¹⁾

Nach der Ortschaft Weißkirchen hat das „Weißkirchner Gebirge“ seinen Namen bekommen. An der Neiße bei Dönis und Berzdorf hat der Granit kahle, schroffe Felsen gebildet. Einer davon heißt „Steinberg“, in welchem vor Neuß' Zeit (1797) unweit des Meierhofes von Weißkirchen ein Versuchsstollen getrieben wurde. An den Steinberg schließt sich der Fritschberg, eine abgerundete und nicht zu hohe Kuppe. Aus demselben Granit bestehen die Große und die Kleine Hölle, welche einen von Abend gegen Morgen laufenden Gebirgsrücken bilden, von dem der „Dürreberg“ durch den mäßigen Dörfelbach getrennt ist. Westlicher scheidet ein anderer Bach die Hölle vom Fuchselberge, der mit dem Kalkberge so innig zusammenhängt, daß der nördliche Abhang Fuchselberg, der südliche, welcher steiler gegen Pantraz abfällt, Kalkberg genannt wird. Jenseits des Dörfelbaches erheben sich zwei niedrige Kuppen, der Dörfler Berg und der Hemmhügel. Die größte Höhe unter diesen Bergen besitzt der Adamsberg, der mit dem Fuchselberge zusammenhängt; auf seinem Gipfel liegt „die kleine Ebene“. Im NNW liegt Grafenstein. Zur Hölle gehören auch der Klöberberg und die Zappenhütte. Alle diese Berge bezeichnet Neuß als „Weißkirchner Gebirge“, das sich südwärts der Neiße von Westen gegen Osten hinzieht, doch in die Ebene gegen Pantraz und Schönbach viel stärker abstürzt, gegen die Neiße aber sanfter abfällt.²⁾

¹⁾ Dr. Hantschel's Tour.-Z., p. 570. — ²⁾ Z. A. Neuß, II, 177—180.

Am Südatthange des Weißkirchner Gebirges, welches oberhalb Neuland endigt, gibt es, wie derselbe Mineraloge F. A. Reuß meldet, einen sehr interessanten Kalksteinbruch, der einen großen Teil des Bunzlauer und Leitmeritzer Kreises, vorzüglich aber alle Bleichen um Kreibitz, Kamnitz und Schönlinde mit dem nötigen Kalk versieht. Dieser Kalksteinbruch liegt am Kalkberge, der mit dem Fächselberge ein und derselbe Berg ist. Man muß einen ansehnlichen Teil des sehr steilen, ganz mit Wald bewachsenen Abhanges ersteigen, ehe man zum Bruche selbst kommt.¹⁾

Seither hat sich freilich Vielerlei geändert. Wo sind die Bleichen? Die Bleichen, deren es Hunderte gab? Doch lohnt es wohl, die Beschreibung, welche Reuß gibt, zu wiederholen. Der Kalk wird hier, wie aller Kalk im Weißkirchner Gebirge, wegen seiner Festigkeit geschossen. Die Bohrlöcher sind $\frac{3}{4}$ bis $\frac{5}{4}$ Ellen tief, und auf ein Loch rechnet man $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{5}$ Pfund grobes Pulver, davon das Pfund 24 Kreuzer — fast 80 Heller — kostet. Man bedient sich hiebei 18zölliger Krümmbohrer. Der Kalkstein wird im Gedinge gebrochen. Von jedem Fasse gebrannten Kalkes wird mit Inbegriff des Brennerlohnes 17 Kreuzer (57 h) gezahlt. Der Ofen faßt hier wie bei Engelsdorf 50 Faß, das Faß zu zwei Scheffel gerechnet. Zu einem Brand sind 20 Klafter $\frac{5}{4}$ elliges Weichholz erforderlich, davon die Klafter 1 fl. 37 kr. (3 K 38 h) kostet. Für jeden Brand müssen der Obrigkeit als Grundzins 8 Gulden (16 K 80 h) gezahlt werden. Das Faß gebrannten Kalkes wird für 1 fl. 15 kr. (2 K 62 h) verkauft.²⁾ Doch stieg und sank dieser Preis je nach Angebot und Nachfrage.

Noch ein halbes Jahrhundert später war der Kalk aus dieser Gegend sehr gesucht. „Am Kalkberg“, sagt Sommer, „ist ein herrschaftlicher und ein den Einwohnern von Pantraz gehöriger Kalksteinbruch; man bereitet hier viel Kalk, der bis in die weitlich gelegenen Gegenden des Bunzlauer Kreises und in die angrenzenden Gebirgsgegenden des Leitmeritzer Kreises versührt wird.“³⁾ Bemerkenswert sind noch folgende Einzelheiten. „An den Kalkberg schließt sich östlich der „Kriesdorfer Berg“, welcher, größtenteils kahl und nur befaßt, an der Südseite das gleichnamige Dorf hat.“⁴⁾ „Der Kalkberg zieht sich in einem wellenförmigen Rücken immer mehr gegen NW, wo sich der Sandstein an ihn anlehnt, der am „Rabensteine“ einen isolierten Felsen bildet.“⁵⁾

Eine Hauptstraße führt von Weißkirchen nach Grafenstein. Das Schloß Grafenstein, dessen Hauptmauern noch aus alter Zeit stammen, liegt auf einem Granithügel (305 m). Auf dem Schloßturme genießt man eine schöne Aussicht, besonders gegen Grottau und Zittau. Die Schloßkapelle, welche wertvolle Holzmalereien und eine Madonna von Lukas Cranach aufweist, wird schon 1391 erwähnt. An einzelnen Mauerflächen und Schornsteinwänden gewahrt man noch Sgraffito-Neste aus der Vorzeit. Auch der schöne Park und die Linde am alten Burgtore verdienen genannt zu sein.⁶⁾

¹⁾ F. A. Reuß, II, 186, 187. — ²⁾ F. A. Reuß, II, 187, 188. — ³⁾ Som., II, 284. — ⁴⁾ Reuß, II, 189. — ⁵⁾ Reuß, II, 109, 189. — ⁶⁾ Dr. Hantschel's Tour., S., p. 568, 569.

Grafenstein war von 1278 bis 1562 im Besitze der Burggrafen v. Dohna und hatte während der Hussitenkriege viel zu leiden.

Zur Zeit des Dr. Georg Mehl v. Strehlitz auf Grafenstein war im Jahre 1576 unter den Grafensteiner Untertanen ein Aufstand ausgebrochen, weshalb Georg Wendler von Köthen (Ketten) und Kaspar Neffe von Mezwald am 27. September 1576 ihrem Grundherrn Urfrieden (Vrfridt) schwören und verbrieften mußten.¹⁾ Georg Mehl v. Strehlitz hat den runden Turm der Burg Grafenstein wieder aufgerichtet und die Kapelle neu ausgeschmückt (1569). Nach Prof. Rud. Müller war die Kapelle ursprünglich eine romanische Anlage. Die Decke war durch einen Zyklus von Gemälden verziert. Den Mittelpunkt bildete das „Jüngste Gericht“, ziemlich im Geiste Höllenbreughel's, es ist aber durch spätere Übermalung verunstaltet worden. Außer den Tempera-Malereien an den Sitzreihen ist noch das Schnitzwerk der hl. Barbara besonders bemerkenswert. Ihr Festtag wurde, solange sich ihr Standbild noch in einer unter dem ersten Burggrafen v. Dohna nahe bei dem Grafenstein erbauten Kapelle befand, jedes Jahr im Dezember von den Bergleuten der Umgegend feierlich begangen.²⁾ Prof. Rud. Müller berichtet in einem besonderen Aufsatze „über die Schloßkapelle zu Grafenstein“ auch über das oben erwähnte Altarbild von Lukas Cranach, das noch aus der Zeit des Dr. Mehl von Strehlitz herrührte und auf einem Erlenbrette die Madonna mit dem Kinde und einem Apfelsinenbaum darstellte, jedoch samt dem Altare durch Feuchtigkeit zu Grunde gegangen sein soll.

Am 28. Oktober 1902 fand man bei dem Bräuhaus in Grafenstein 1 m tief ein Steinguttöpfchen mit Gold- und Silbermünzen. Unter den 21 Goldmünzen waren 2 große (10 und 4 Dukaten) des Grafen Christian Friedrich v. Mannsfeld, beide von 1642 und sehr selten; ferner Dukaten von Rudolf II. (4 Stück), Ferdinand III., Ferdinand von Tirol (erst nach seinem Tode geprägt), von Sachsen, von Mainz und von Salzburg, von den Städten Campen, Danzig, Deventer, Frankfurt, Kofstock und Zwolle, von Wallenstein als Herzog v. Friedland und von den holländischen Freistaaten (6 Stück); ferner waren an Silbermünzen 12 Taler, 3 Halb- und Dritteltaler und 6 kleinere Münzen von norddeutschen Fürsten und den schweizerischen Kantonen St. Gallen, Schaffhausen und Zug, unter denen der Taler von St. Gallen als *Caritas* zu bezeichnen ist. Die jüngste Goldmünze, ein holländischer Goldgulden, war von 1646, die jüngste Silbermünze ein Taler von 1648. Die meisten Münzen stammen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, einige aus dem 16. Jahrhunderte. Wahrscheinlich ist der Schatz gegen Ende des dreißigjährigen Krieges verborgen worden.³⁾

Von Grafenstein führt ein Weg nach Koblige, welches unmittelbar an der Landesgrenze liegt, da hier die Lausitz unter einem spitzen Winkel nach Böhmen hereinschneidet. Wenn ich mich recht erinnere, so befand sich früher bei Koblige oder Sommerau ein Tannenbaum, welcher die „Harfe“ genannt wurde, weil seine sieben Stämme mit einer Harfe Ähnlichkeit

¹⁾ *Est.*, XVI, 28—30, 234, 235. — ²⁾ Prof. R. Müller: *Hübler's Jahrb.*, XIII, 33—35. — ³⁾ *Mitt. d. Zentralkommission*, III. Folge, I, 362.

hatten, er ist aber durch einen Sturm (Feber 1898) zu Grunde gegangen.¹⁾ So gibt es auch, wie Gräße²⁾ bemerkt, im Großen Garten zu Dresden einen ungeheueren Lindenbaum, der mit seinen sieben abgetuppten Ästen einem siebenarmigen Leuchter gleicht, worüber verschiedene Sagen erzählt werden. Weniger bekannt dürfte es sein, daß auch zwischen Sandau und Karlstal in Nordböhmen unweit des Predigtstuhles, wie ein sonderbarer Basaltfelsen wegen seiner Gestalt genannt wird, eine Art „Harsenfichte“ steht, welche die Beachtung der Naturfreunde verdient.

Von Koblitz gelangt man in drei Viertelstunden nach dem sächsischen Bad Oppelsdorf, welches seit 1836 besteht und sich besonders seit 1860 eines ansehnlichen Rufes erfreut. Im Sommer 1903 zählte Bad Oppelsdorf 1153 Parteien mit 1478 Personen.

Von Grafenstein führt eine Straße, dagegen von Ketten die Straße, die Eisenbahn und die Reize nach Grottau. Wir wählen für diesmal auf keinen Fall den Umweg über Ketten. Aus dem unteren Schloßhose führt der Weg an einer Reihe schmucker Silberpappeln vorüber zur Kapelle der vierzehn Nothelfer. Die Straße, an welcher ungefähr halben Weges die Schankwirtschaft „zur goldenen Anhöhe“ sich befindet, ist nur 2 Km lang und bringt uns daher je nach unserer Gangart in 20 bis 30 Minuten nach Grottau.

Sie liegt am rechten Ufer der Reize, die alte Stadt Grottau, welche durch industrielles Leben sich auszeichnet. Fabriken verschiedener Art sind hier heimisch. Die in Kreuzform errichtete Kirche zu St. Bartholomäus wurde im Jahre 1765 umgebaut.³⁾ Wie die große Mehrzahl der älteren Pfarreien Nordböhmens, so war auch die Grottauer Pfarrei durch eine ziemliche Zeit lutherisch. Dem Pastor Marcellus folgte 1569 Johann Kolberg aus Schluckenau, der am 25. November 1556 Pfarrer in Taubenheim geworden war und in den Jahren 1565—1569 die Pfarreien Pantraz und Schönbach versehen hatte. Später folgten in der evangelischen Seelsorge Mag. Georg Grunwald (1586), Hennig Arndt (1610 bis 1620) und Georg Lange, der im Jahre 1624 nach Görlitz in das Exil ging.⁴⁾

Die „Fabrik“ soll ehemals eine Feste gewesen sein. Sehenswert ist ein Grabdenkmal von dem Dresdner Bildhauer Schwarz, der in Spittelgrund geboren wurde. Grottau gilt als uralte, als die älteste Ansiedlung im Reizetal.⁵⁾ Das hohe Alter beweisen auch die Funde von Urnen, Steinbeilen und Bronzegegeräten, welche hier gemacht wurden.⁶⁾ Dieser Nachricht gegenüber wurde geltend gemacht,⁷⁾ daß der Fund nicht völlig glaubwürdig sei und daß das Reizetal bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts ein wilder, unwirtlicher Grenzwald war, in welchem nur Jäger und Grenzhüter wohnten, bis die Kolonisation von der Lausitz hereindrang. Es hat also um jene Zeit in Grottau keine Ansiedlung, keine wirkliche Ortschaft, am wenigsten aber eine Stadt gegeben, wenn es auch im Grenzwalde Einsichten geben mochte, die von Wenden bewohnt wurden. Es

¹⁾ Erl., XXI, 304. — ²⁾ Gräße, I, 116. — ³⁾ Gebirgsf., XV, 174. — ⁴⁾ Hübler's Jahrb., IX, 50. — ⁵⁾ Gebirgsf., XI, 185. — ⁶⁾ Dr. Hantschel's Tour.-F., p. 568. — ⁷⁾ Gebirgsf., XI, 186—188.

wird nun weiter vermutet, daß die Wenden vor den andrängenden Deutschen weiter in den Grenzwald vordrangen und in der Nähe einer Holzburg die Ortschaft Grod (Grotttau) gründeten, sowie sie auch die damals allerdings noch unbedeutenden Ansiedlungen Krazau, Wittig und Schwarau gegründet haben sollen. Nun, „Wittig“ halte ich entschieden für einen deutschen Namen, noch entschiedener aber den Namen „Krazau“. Bei „Schwarau“ kann das Slawentum wenigstens angezweifelt werden. Und bei „Grotttau“ wohl auch. Es ist nicht einzusehen, warum die Deutschen den Namen Grod, wenn er ursprünglich bestand, in „Grotttau“ verwandelt haben sollen. Und die Czechenform Hrádek beweist nichts Anderes, als daß die Czechen sich alle Fremdnamen mundgerecht zu machen wissen, was ein längst bekanntes Geheimnis ist.

Hofrat Dr. Hallwich verlegt die Gründung der Stadt Grotttau in die Zeit des Königs Ottokar II. Im Jahre 1391 wird eine Marienkapelle auf der Burg Grotttau erwähnt. Die Namen mehrerer Schloßkapläne sind noch bekannt.

Grotttau gehörte durch Jahrhunderte den Burggrafen v. Dohna und später auch dem Bizekanzler Dr. Georg Mehl v. Strehlitz.¹⁾ Von Kriegen ist die Stadt oft heimgesucht worden, auch von gefährlichen Überschwemmungen. Am Pfingstfeste 1563 glich die Gegend von Grotttau bis Zittau einem großen See.

Fürstliche Besuche hat die Stadt Grotttau öfters gehabt. Kaiser Josef II. hat die Stadt wiederholt besucht, worüber sich einige Geschichtchen erhalten haben. Am 30. Juni 1766 kam der Kaiser von Zittau nach Grotttau, wo er nach den Töchtern des verstorbenen Kantors Berndt fragte und eine davon, Namens Baberle, welche zugegen war, mit einem Dukaten beschenkte. Auch ließ er Melcher-Antons Babel sich vorstellen, welche 1757 mit General Laudon bekannt gewesen, jetzt aber an den Schneidermeister Christoph Scholze verheiratet war. Das Frauenzimmer sagte: „Euer Majestät, als ich jünger war, sah ich auch ganz anders aus.“ Der Kaiser schenkte ihr einen Ring und sprach: „Schönheit vergeht, Tugend besteht.“ Zum Andenken an die Anwesenheit des Kaisers ließ die Stadt Grotttau das lebensgroße Bild des Kaisers für die Ratskanzlei malen.²⁾

Schließlich sei noch erwähnt, daß der Tenorist Jos. M. Wittig am 19. September 1754 in Grotttau geboren wurde.³⁾

Der Name „Grotttau“ läßt sich bei mir nicht von einer Erinnerung trennen, welche die Entwicklung und den inneren Aufbau des alten Zunftwesens betrifft. Zeugnis gibt der Zechbrief der Zimmerhauer in Hirschberg. Aus demselben geht hervor, daß die Mutterlade der Zimmerhauer sich in Leitmeritz befand. Von hier bekamen die Grottauer Zimmerhauer ihren Zechbrief und verliehen eine Abschrift an die Zimmerhauer in Backofen an der Iser. Endlich trennten sich auch die Hirschberger Zimmerhauer von denen in Backofen und bekamen von letzteren eine Zunftbrief-Abschrift (20. Feb. 1718), wobei bemerkt werden muß, daß die Backofner

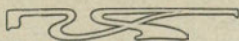
¹⁾ Gebirgsf., XI, 185—188. — ²⁾ J. Thomas, p. 6—10. — ³⁾ Gebirgsf., XI, 194—196.

Zunft damals ganz deutsch war. Das hier geschilderte Abhängigkeitsverhältnis war durch eine kleine Geldzahlung gekennzeichnet, die alljährlich zu erfolgen hatte.¹⁾ Es hatten aber die von Backofen an das Handwerk in Grottau für die Mutterlade in Leitmeritz jährlich 35 Kreuzer zu zahlen, wozu die Hirschberger Zunft die Hälfte (17·5 Kreuzer) beitragen mußte.²⁾ Es ist somit wahrscheinlich, daß die von Grottau jährlich 70 Kreuzer oder ein Schock an die Lade in Leitmeritz zu entrichten hatten. Demnach bestand zwischen den Zünften desselben Handwerkes ein innerer Zusammenhang, der durch mäßige Jahreszahlungen vor Vergessenheit bewahrt wurde. Es ist aber nicht zu verkennen, daß ein solcher Zusammenhang den Zünften in bedrängten Lagen gegenseitige Unterstützung und den Zunftgenossen unter allen Umständen einen gewissen Berufsstolz verbürgte.

Kehren wir nach Freudenhöhe zurück. Nicht weit von Freudenhöhe liegt die Burgruine Roynungen, die zu besuchen es uns leider an Zeit mangelte, weshalb wir auch ihre Beschreibung und ihre Geschichte an dieser Stelle nur ganz flüchtig berühren wollen. Insbesondere sei bemerkt, daß nach dem Berichte des Chronisten Johann v. Guben Herr Hans v. Donyu am 17. Oktober 1347 den „Romung“ (Roymund oder Roynungen) gebaut haben soll. Seit 1393 wird Wilhelm v. Donyu häufig als Herr zu Roynungen genannt. Als Nikolaus v. Donyu nach dem Tode seines Vaters († 1512) in den Besitz der Herrschaft Grafenstein gelangt war, reinigte er die Gebirge von den Räubern, die sich auf den alten Bergschlössern aufhielten, und schleifte diese abgelegenen Gebäude. In einer Urkunde vom Jahre 1584 wird nur noch vom „öden Schlosse Roymund“ gesprochen.³⁾

Noch sei eine Sage mitgeteilt, wie sie von Th. Gutter erzählt wird. Ein Ritter, der auf der Burg Roynungen lebte, hatte ein armes, aber bildschönes Mädchen zur Frau genommen. Doch drei Schloßmägde beschuldigten bald nach der Hochzeit ihre Herrin der Untreue, worauf der Ritter sein Weib verstieß. Nach einiger Zeit gerieten die drei Mägde mit einander in Streit und verrieten sich. Der Ritter erfuhr sein Unrecht, aber es war nicht mehr gut zu machen, denn die Verstoßene war aus Gram ob ihrer Schmach bereits gestorben. Daher ließ der Ritter die drei Mägde lebendig im Burgverlies einmauern. Dort sollten auch späterer Zeit plündernde Soldaten die drei Gerippe gefunden haben.⁴⁾

Der Abend ist inzwischen vorgerückt, wir steigen im Nebengebäude die Holzstiege zu unserem Gemache empor, und wir schlafen recht gut, wenigstens ich. Aber geträumt hat mir diesmal nichts, gar nichts.



¹⁾ Die Abschrift, welche die Hirschberger Zimmerbauer erhielten, kostete 30 Gulden. — ²⁾ Erf., IV, 106—108. — ³⁾ Erf., XIII, 208—213. — ⁴⁾ Th. Gutter: Aus der Heimat, Zittau, 1901, Nr. 4.



→ D a ß ←

n Freudenhöhe, welches jetzt nur noch drei Häuser hat, stand früher noch ein viertes, eine Brettmühle, deren Teich noch vorhanden ist. Als wir am Morgen unsere Wanderung begannen, sahen wir auf den Feldern einen Heger, der nach Krähen schoß. Bei der Straßengabelung, die sich bereits im Gabler Bezirke befindet, steht ein Wirtshaus, das ich auf meiner Karte noch nicht finde. Hier werden wir von der Straße zum Trögelsberge abbiegen. Der Weg ist ganz wohl bezeichnet, aber noch nicht gebaut. Auf diesem Wege bietet sich ein schöner Ausblick auf das prächtig beleuchtete Pantraz, hinter welchem der Kirchberg den hervorragendsten Punkt der Landschaft bildet. Rechts davon sehen wir in der Ferne einen Berg, den wir für den Tolzberg hielten.

Jetzt kommt ein lohnendes Ziel und eine für Bergsteiger erwünschte Aufgabe. Denn der Weg zum Trögelsberge geht ziemlich steil an, dabei geradauf wie in einer „Husch“, in welcher die Steinbrecher ihre ausgebrochenen Werkstücke niederfahren lassen. „Die einzige Beschwerlichkeit der ganzen Strecke“ von der Freudenhöhe bis zur Tobiaszkiefer, sagt ein Bericht der Reichenberger Zeitung.

Nachdem wir oben auf dem Berge angekommen sind, haben wir zur Linken eine hohe, bewachsene Steinmauer; ob Natur oder Menschenhand, das haben wir nicht untersucht. Auf einer freien Kuppe erfreuen wir uns einer prächtigen Aussicht über Hammerstein, Kráuzau, Grottau und weithin in die Lausitz. Der Kottmar und die Landestrone bei Görlitz sind deutlich zu unterscheiden.

Die Felsen bilden hier oben auf dem Trögelsberge eine Art Kessel. Der Abstieg gestaltete sich fast noch beschwerlicher als der Aufstieg, doch waren wir bald auf behaglicherem Wege in einem Jungwald. Die Sonne leuchtete und wärmte recht wohlthätig.

Schon Sommer¹⁾ meldete: „Am Trögelsberge ist ein Sandstein-

¹⁾ Som., II, 284.

bruch, welcher mehrere Steinbrecher und Steinmetze beschäftigt.“ Noch begeisterter erzählen die Neueren von den Sandsteinbrüchen auf dem Trögelsberge und von den unzähligen Muschelabdrücken, die im dortigen Sandstein enthalten sind. „Man braucht nur einen Felsen anzusehen, und man wird deren in großer Anzahl entdecken.“¹⁾ Dieser Versteinerungen wegen soll Alexander v. Humboldt noch als Greis hier verweilt haben. „Im Jahre 1851,“ sagt Dr. Alf. Moschkau, von dem diese Nachricht stammt.²⁾ „Doch vermochte bisher keine sichere Kunde davon erlangt zu werden.“ So schrieb F. Maschel, nannte aber das Jahr 1831. Letzteres Jahr wäre nicht wohl möglich, weil Humboldt 1831 bis 1833 in Paris sich aufhielt. Doch 1851 war er in Berlin und mit der Herausgabe des „Kosmos“ beschäftigt. Damals wäre somit der Besuch des Trögelsberges gar wohl möglich gewesen. Das ist die Ansicht meines Freundes Dr. F. Hantschel.

Der Trögelsberg ist aber wahrhaftig noch viel merkwürdiger, als es hier geschildert wurde. Doch ich will lieber eine Stelle aus meinen Schilderungen wiederholen, die ich vor einigen Jahren für die „Ost.-Ung. Monarchie in Wort und Bild“ (Doppelband Böhmen) niedergeschrieben habe. „Endlich verweisen wir auf die merkwürdigen Störungslinien im geologischen Bau von Mitteleuropa, welche von der Nordseite des Harz quer durch Sachsen zwischen dem Lausitzer Granit und dem Elb sandstein hindurch den Jeschken erreicht und bis in das Karpathengebirge zu verfolgen ist. Spur und Beweis findet man zwischen Paß und Pantraz an der Südwestseite des Trögelsberges, wo der Quader steil aufgerichtet und über die dahinter liegenden Schiefer hinaufgeschoben ist.“ Diese Verwerfungslinie, welche sich aus Mähren nordwestlich am Fuße des Riesen- und Jeschkengebirges entlang nach Dresden zieht, wird auch „Elbebruch“ oder „Lausitzer Verwerfung“ genannt.³⁾

Daß der Trögelsberg in das Böhmerland, auf das Fier-, das Riesen- und das Jeschkengebirge, sowie in die Lausitz, wo Zittau besonders herrlich gelegen ist, eine lohnende Aussicht bietet, wird durch verschiedene Zeugnisse bestätigt.

Bald hatten wir auf unserer Wanderung zur linken Hand eine mächtige Felsenwand und über dem Walde in der Ferne den „Hochwald“, in dessen Nähe wir noch heute kommen möchten. Hier besitzt der Trögelsberg einen Einschnitt, durch welchen ein Fußweg von Pantraz nach Niederberzdorf führt. Dieses Dorf, dessen Häuser weit zerstreut sind, liegt am Natterbache, einem Seitengewässer der Neiße, und hatte zu Schaller's Zeit 64 Häuser, zu Sommer's Zeit schon 75 Häuser mit 535 Einwohnern. Damals besaß der Ort bereits eine Schule und war nach Pantraz eingepfarrt.⁴⁾ Der Weg über den Trögelsberg mochte also ein wohlbegangener sein.

Bei einer Wegkreuzung werden wir durch ein Blechkreuz auf Holz überrascht. Die Inschrift ist nicht mehr unbekannt: „Es ist vollbracht.“ Die Jahreszahl aber ist ganz undeutlich, etwa 1803. Darunter hing ein

¹⁾ F. Maschel: Tour.-Ztg., II, 136. — ²⁾ Dr. Moschkau: Oberlausitz, p. 209; F. Maschel: Tour.-Ztg., II, 136. — ³⁾ Boh. v. 15. Dezbr. 1903. — ⁴⁾ Som., II, 284.

frischer Kranz. Das Ganze machte auf mich einen merkwürdigen Eindruck. Es schien ein Geheimnisvolles um dieses Kreuz zu schweben, und ich erinnerte mich einer Sage, welche vor Jahren einer meiner Schüler niedergeschrieben hat. Es liegt wohl nicht viel daran, ob die Sage hier bei dem Waldkreuze oder ob sie später bei dem Dörfchen Paß erzählt wird. Sie lautet: Hinter Gabel liegt ein Ort, der heißt: „Am Paß.“ Dasselbst befindet sich ein Kreuz mit einem Christusbilde aus Blech. Daran knüpft sich im Munde des Volkes folgende Legende. Als einst ein Grenzgänger dieses Christusbild erblickte, da soll er ausgerufen haben: „Was kann so ein blecherner Christus nützen!“ Und bei diesen Worten schob er nach dem Christusbilde und traf den Heiland in die Seite. Allein in demselben Augenblicke stürzte der Grenzgänger tot zur Erde, um nie wieder ein Frevelwort auszustößen.

Bis hieher zum einsamen Waldkreuze und noch weiterhin hatten wir einen sehr schönen Waldweg zwischen hochstämmigem Nadelgehölz. Es folgte zur Linken eine hohe, groteske Steinwand, zur Rechten eine Lichtung mit einem Ausblick über das Reifetal bis in das Hegergebirge und weithin in das Lausitzer Gebiet. Und wieder hatten wir einen schönen Waldweg bis Paß. Das Dörfchen Paß besteht aus einigen Häusern samt einer Kapelle in einer von Wiesen und Feldern gebildeten, von Wäldern auf zwei Seiten umsäumten Lichtung, welche das Gebirge quer durchschneidet. Zur linken Hand guckt ein blauer Berggipfel bis zu uns herein. Paß — so heißt es in Sommer's Topographie — Paß auf dem Gebirge, über welches hier die Straße von Gabel nach Grottau führt und die kürzeste Verbindung zwischen Grottau und Ringelsheim bildet — sie soll schon in uralter Zeit „Zittauer Straße“ geheißen haben ¹⁾ — zwischen dem Rabensteine und dem Trögelsberge, hat seinen Namen von seiner Lage in einer Vertiefung des Gebirgsrückens auf der Wasserscheide zwischen dem Elbe- und Odergebiete. Vermöge der hohen Lage genießt man hier eine treffliche Aussicht in die Lausitz. Die schönste Aussicht gewährt jedoch der nahe Pfaffenberg, dessen Spitze eine große Sandsteinmasse bildet.²⁾ Auch Dr. Mochkau jagt, Paß biete eine prächtige Aussicht auf Zittau und Umgebung, auf das Lausitzer, das Riesens- und Hegergebirge, werde daher auch stark besucht.³⁾ Dr. Hantschel rühmt namentlich die herrliche Aussicht auf das Hegergebirge.⁴⁾

Das Dörfchen Paß mag trotz seiner hohen Lage schon ziemlich alt sein. Wegen seiner Lage wurde es in alter und in neuerer Zeit von Fremden viel aufgesucht und von Feinden viel heimgesucht, namentlich in den Preußenkriegen, wohl auch schon in den Schwedenkriegen.

Weniger bekannt dürfte es sein, daß am 19. August 1813 der Oberjäger Karl Schöffel mit dem Patrouillenfürher Riedinger den Gebirgspañ von Grafenstein und Gabel mit Einsicht und Tapferkeit gegen eine französische Übermacht verteidigte und dadurch die österreichische Stellung vor Umgehung rettete.⁵⁾ Auch am 23. Juni 1866 sind die

¹⁾ Reichenbg. Ztg. v. 10. Aug. 1901. — ²⁾ Som., II, 284. — ³⁾ Dr. Mochkau: Oberlausitz, p. 207. — ⁴⁾ Dr. Hantschel, Tour.-F., p. 412. — ⁵⁾ Egl., XXIII, 290.

Preußen in großer Menge und mit schwerem Geschütz von Zittau und Grottau her über den Paß nach Ringelsheim und Panitzsch gekommen.¹⁾

Noch vor etwa siebenzig Jahren stand das Passer Wirtshaus in einem schlimmen Rufe und wurde vom Volke als Räuberhöhle gefürchtet und gemieden. Aber die Diebsbanden waren so frech, daß die Teilnehmer bald da, bald dort in der Umgebung sogar zu Hof erschienen und weil sie sehr gefürchtet waren, überall Zutritt fanden. Der Paßwirt selbst war beteiligt, auch eine Frauensperson aus Spittelgrund, einer aus Jügendorf und der „Salbenjunge“ aus Seifersdorf. Der Hauptbeteiligte war aber ein gewisser Kühnel aus Seifersdorf, welcher für seine Taten eine langjährige Kerkerstrafe absaß, aber doch nicht nachhaltig gebessert, sondern bald wieder rückfällig wurde, so daß er sein Leben im Kerker beschließen durfte.²⁾

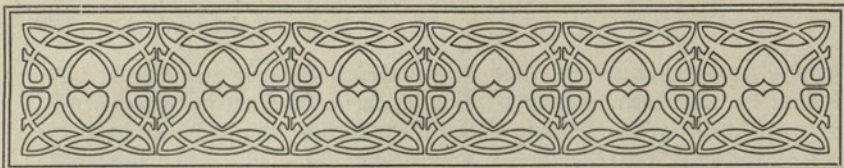
Bald nachher wurde der Warenschmuggel aus Zittau über das Passer Gebirge nach dem Innern Böhmens in eifriger Weise betrieben. Ganze Ortschaften sollen damals nur vom Schmuggel gelebt haben. In Finkendorf sind fast alle männlichen Einwohner diesem Geschäfte nachgegangen. In Ringelsheim bildete sich sogar eine Gesellschaft oder „Kompagnie“, welche den Schmuggel in großem Maßstabe betrieb. Tabak, Zigarren, Zucker, Kaffee, Pulver, Rotgarn, Weißware, Seiden- und Baumwollstoffe wurden herübergeschwärzt. Da bei diesem Schmuggel viel Geld verdient wurde, so gab es ein flottes Leben, doch keiner ist dabei auf einen grünen Zweig gekommen. Noch jetzt werden aus dem Leben jener Paßcher viele Geschichten erzählt, in denen gewöhnlich auch Paß mit Umgebung eine Rolle spielt. Im Jahre 1830 wurde eine Grenzwache und 1836 auch noch eine Gefällwache errichtet; beide wurden im Jahre 1843 zur Finanzwache verschmolzen, worauf dem Schmuggel endlich ein Ziel gesetzt wurde.

Noch jetzt schaffen die Leute Butter, Beeren, Schwämme aus Böhmen über den Paß nach Zittau und bringen von dort Salat, Gurken und anderes Grünzeug. Zur Winterszeit aber, wenn alle Wege verschneit sind, stockt im Paß aller Verkehr. Dann ist es wohl auch für die Kinder tagelang unmöglich, die Schule im nahen Dorfe Spittelgrund zu besuchen.³⁾

Zur Räuberzeit mag nun freilich dem einsamen Wanderer bang und ängstlich um das Herz gewesen sein, wenn er zu Stunden, in denen es nicht geheuer ist, auf die Höhe von Paß kam. Heute aber ist alle Furcht und alles Grauen verschwunden. Die Wälder werden nicht mehr gemieden, sondern gesucht, die Wildnis wird nicht mehr gefürchtet, sondern geliebt, und ich rechne die kurze Frist, welche wir bei Paß im Anblick aller Naturherrlichkeit genießen, zu den schöneren Stunden meines Lebens.



¹⁾ Reichenbg. Ztg. v. 10. Aug. 1901. — ²⁾ Bürger, p. 128. — ³⁾ Reichenbg. Ztg. v. 10. Aug. 1901.



Eine uralte Straße.

Der Name „Roynungen“ klingt fremdartig, und weil er unverständlich zu sein schien, so ist er im Verlaufe der Zeit von Zunge und Feder vielfach verderbt und verunstaltet worden. Und doch scheint die Wortbildung bei „Möhrungen, Salzungen“ und ähnlichen Namen gar nicht verschieden zu sein.

Aber eine andere Frage erhebt sich: Wie doch diese Burg in einem so einsamen Waldgebirge erbaut worden ist? Höchst wahrscheinlich zum Schutz oder Trutz für die uralte Straße, welche bei Paß aus dem Polzenlande in das Reißetal, aus dem Böhmerlande in das Schlesierland geführt hat. Auf Erber's Karte, welche 1760 gedruckt wurde, kann ich zwar die uralte Straße, welche von Zittau über Gabel und Weißwasser nach Prag geführt hat, nicht finden, wohl aber eine andere, welche von Prag über Altbunzlau kommt, bei Turschitz auf das linke Ufer übersezt und bei Stranow von der Nimburger Straße gekreuzt wird. Letztere wird sich über Katusitz und Walowitz nach Woten, Woborn, Hirschberg, dann über Mückenhan nach Leipa fortsetzen. Erstere zieht über Jungbunzlau nach Badofen, wo sie sich teilt. Der rechte Straßenarm, welcher Münchengrätz berührt und bei Swigan, wo eine Straße von Nimbürg über Baugen zustößt, über die Hser setzt, führt über Sichrow, wo eine Straße sich anschließt, die von Turnau kommt, dann über Liebenau, Sasstal und Langenbruck nach Reichenberg, sodann weiter über Einsiedel und Ringenhain nach Friedland, Barzdorf und Ebersdorf an der Grenze des Landes und Reiches. Dagegen der andere Straßenarm, der unsere Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch nimmt, führt von Badofen über Kloster, Wapno, Hlawitz, Leschen (!) und westlich von der Teufelsmauer, aber doch in derselben Richtung nach Nschitz, alsdann über Draufendorf und Kriesdorf nach Schönbach und Pankraz, endlich durch den „Paß“ nach Spittelgrund, Dönis und Grottan. Wir wollen nun auf dieser alten Straße

zwei Ausflüge machen, zunächst südlich in das Gebiet der Polzen und der Her. So kommen wir nach Pankraz, einst auch „Dietrichsdorf“ geheissen.¹⁾ Pankraz ist ein altes Pfordorf, dessen schon vor den Hussitenkriegen oft gedacht wird. Zur Zeit der Reformation wurde es lutherisch, so daß der als Verfasser evangelischer Kirchenlieder bekannte Schulmann Christian Keymann am 27. Feber 1607 zu Pankraz als Pfarrerssohn geboren wurde.²⁾ Später verlor Pankraz seinen eigenen Seelsorger, so daß die Gemeinde erst am 13. November 1774 wieder einen Pfarverweser und im Jahre 1878³⁾ auch einen selbständigen Pfarrer bekam.⁴⁾ Die Kirche in Pankraz wurde 1710 erbaut⁵⁾ und ist am 5. April 1868 infolge eines Blüßschlages bis auf die Mauern abgebrannt.⁶⁾ Sie enthält gegenwärtig zwei Altarbilder von dem aus Kraxau gebürtigen Maler B. Kandler.⁷⁾ Unlänglich seiner großen Reise im Herbst 1779 kam Kaiser Josef II. am 17. September von Grottau über Dönis, Berzdorf und den „Hasenfleck“ beim Berzdorfer Meierhofe nach Pankraz und von hier über Paß, wo die Preußen 1778 gegen das Gabler Tal einige Verschanzungen und Verhaue gemacht hatten, nach Spittelgrund, Lückendorf und über Petersdorf nach Gabel. Der Paß schien ihm kein für eine Festung geeigneter Ort zu sein, weil „allda wenig Raum und in lauter Hügelwerk ist.“⁸⁾

Nordöstlich von Pankraz liegt der Schwammberg und der Rabenstein, südwestlich der Kirchberg. „Den Tonstieleszug an der Ostseite von Pankraz schließt der Sandstein, der in großen, hohen Felsenmassen hervorrage und den Namen „Rabenstein“ bekam,“ schrieb Reuß vor hundert Jahren. „Der Kirchberg (452 m) ist ein niedriger, abgerundeter Hügel aus tonigem Sandstein.“⁹⁾

Zwischen abgerundeten und bebuchten Sandsteinhügeln führt die Straße weiter nach Schönbach. Im W dieses Städtchens erhebt sich der Buchberg (479 m), im S der Lodeberg (461 m) und auf der Morgenseite am Fuße des Kriesdorfer Berges ein niedriger, bewaldeter Hügel, an dessen Ostseite der freistehende Sandsteinfels eine Höhe von 4 bis 5 Klaftern erreicht.¹⁰⁾

Die Täuferkirche in Schönbach, welche Johann Sitte aus Kraxau 1725 bis 1730 erbaute und die Gräfin Johanna Emmerenziana, Witwe und Vormünderin nach dem Grafen Franz Gallas, durch einen milden Beitrag herstellen ließ, wurde durch den Maler Hinkenickel aus Gabel sehr nett staffiert.¹¹⁾ Diesem J. H. Hinkenickel aus der Grenzstadt Gabel hat Johann Bapt. Hikel, Bürger und Maler in der Stadt Leipa, der Vater der berühmten Brüder Josef Hikel und Anton Hikel, von denen ersterer durch seine Porträts Kaiser Josefs II., letzterer durch ein Gemälde vom englischen Parlamente besonders berühmt geworden ist, am 28. Jänner 1743 einen Lehrbrief ausgestellt.¹²⁾

¹⁾ Bürger, p. 63. — ²⁾ Über Keymann's Leben und Wirken hat J. Friedrich ausführlich geschrieben. *Exf.*, XXVI, 220—225. — ³⁾ *Catalogus cleri.* — ⁴⁾ Schaller, IV, 282. — ⁵⁾ Bürger, p. 86. — ⁶⁾ *Reichenbg. Ztg.* v. 11. April 1903. — ⁷⁾ Dr. Hantschel, *Tour.-Z.*, p. 411. — ⁸⁾ *Exf.*, III, 90, 91. — ⁹⁾ Reuß, II, 109. — ¹⁰⁾ Reuß, II, 109. — ¹¹⁾ Bürger, p. 88; Schaller, IV, 282. — ¹²⁾ *Exf.*, I, 100; *Leip. Ztg.* v. 8. Septb. 1878.

Zu den Erverbsquellen des Städtchens gehörten die Kalkbrüche mit den Kalköfen, aus denen der Kalk in die Ferne verführt wurde.¹⁾ Zu den besondern Erinnerungen Schönbach's gehört das Andenken an Kaiser Josef II., welcher am 30. Juni 1766 von Bittau nach Grottau kam und dann mit seinem Gefolge über Paß und Ringelsheim nach Lämberg ritt, wo ihm der Schloßgärtner Wollmann die Namen der umliegenden Berge nennen mußte. Alsdann ritt der Kaiser durch den Johnswald nach Schönbach, wo er im Hofe des Richters sich mit Wasser und Schmetten erquickte und dafür mit einem Dukaten vergalt. Noch immer bezeichnet in Schönbach ein Denkstein die Stelle, wo der Kaiser rastete. Das Bauernhaus selbst ist gegenwärtig ein Wirtshaus „zum Kaiser Josefs-Stein“. ²⁾

Von Schönbach begab sich der Kaiser über Neuland und Handorf³⁾ auf den Jeschtenberg und nach Barzdorf, worauf er die in der Reichenberger Gegend befindlichen Schanzen besichtigte und endlich über Rosental nach Reichenberg, wo er um 10 Uhr abends von einer ungeheuren Menge Volkes erwartet wurde und im Schlosse des Grafen Clam-Gallas übernachtete. Die nächste Nacht verbrachte er bereits auf der Dechantei in Hohenelbe. ⁴⁾

Wir können von Schönbach nicht Abschied nehmen, ohne des wunderthätigen Marienbildes zu gedenken, welches am Erker eines Gasthauses angebracht war und bisweilen einen wundersamen Schein verbreitet haben soll. Später wurde dieses Bild in der Kirche aufgestellt und gab zu zahlreichen Prozessionen Anlaß, so daß Schönbach zu einem Wallfahrtsorte sich gestaltete. Endlich wurde das Bild von Husaren abgeholt und nach Prag gebracht, damit die Aufregung der Bevölkerung sich lege. Das geschah auch. Nach langen Jahren wurde das Bild vom Beichtvater Kaiser Ferdinand des Gütigen in Prag wieder ausfindig gemacht und kam im Sommer 1867 nach Schönbach zurück, wo es seinen alten Platz in der Kirche erhielt. Ein täuschend ähnliches Bild soll sich in der Pfarrkirche zu Hennemersdorf bei Wartenberg befinden. ⁵⁾

Unsere Straße geleitet uns von Schönbach gegen Kriesdorf, wobei die Pitsch-Kapelle links, der Rabenstein rechts bleibt. Unweit der Kirche queren wir das langgestreckte Dorf und überschreiten bei dem Drausendorfer Meierhofs (431^{*/m}) die Bezirksgrenze.

Drausendorf ist ein aus ungefähr hundert Häusern bestehendes Bauern- und Weberdorf, welches ehemals ein selbständiges Gut war und erst 1673 mit der Herrschaft Riemes vereinigt wurde.

Ein Drausendorfer ging einst gegen Abend in die Gintzchner Mühle um Getreide. Es wurde bald stockfinster, und Nebelhaufen lagen auf den Wiesen. Da ließ der Müller dem Drausendorfer eine Laterne. Aber nicht weit vom Polzenquellenteiche fiel die Laterne von der „Radber“, und das Licht erlosch. Nun war guter Rat teuer. Da sah der Mann ein Lichtlein über die Wiesen hüpfen und rief erfreut: „Gott, sei's gedankt!

¹⁾ Som., II, 284. — ²⁾ Tour.-Ztg., II, 118; F. Thomas, p. 8. — ³⁾ „Handorf“ ist nur ein Dorfteil von Neuland, der sich in das Waldtal gegen den Jeschten hinzieht. Thomas, p. 8. — ⁴⁾ F. Thomas: K. Josefs II. Reisen, p. 6—10. — ⁵⁾ Egl., I, 117.

Jetzt brauch' ich nicht erst in die Mühle zurückzugehen.“ Und das Lichtlein leuchtete ihm, bis er zur Not die Straße erreichte. „Jetzt hab' ich schon gewonnen. Bezahl' Dir's Gott! Jetzt treff' ich mich schon allein.“ Und zur Antwort rief es mit einer Silberstimme: „Ich danke Dir schön, Du hast mich erlöst!“ Und weg war das Irrlicht.¹⁾

In Drausendorf, welches, wie wir gesehen haben, als ein Bauern- und Weberdorf bezeichnet wird, gibt es neuerer Zeit nur noch wenig Weber, welche diese Beschäftigung gewerbsmäßig betreiben. Dazu ist die Zahl zu gering. Doch über Winter wird bei vielen Feldgärtnern und sogar bei zwei Bauern der Webstuhl wieder aufgestellt, der ihnen als Nebenbeschäftigung auch die Zeit vertreiben hilft. Aber auch bei den Häuslern, bei denen der Webstuhl das ganze Jahr im Betriebe steht, wird er nur von der Frau bedient, während der Mann der besser bezahlten Fabriksarbeit sich zugewendet hat. Zur Erzeugung eines rohen Baumwollzeuges, welches man „Lüffel“ nennt, liefert ein Faktor, welcher hier als „Fabrikant“ bezeichnet wird, das erforderliche Garn, wogegen er die fertigen Stücke übernimmt und an die Fabrik abliefern.²⁾ Diese Schilderung gilt wohl nicht bloß für Drausendorf, sondern auch für manch eine andere Ortschaft dieser Gegend.

Vor Dschitz, wo wir uns diesmal nicht aufhalten wollen, besuchen wir den „Gintchner Teich“ mit der „Gintchner Mühle“, unweit deren der „Polzenquellenteich“ liegt, in welchem man, wenn das Wasser klar ist, gegen zwanzig Quellen sehen und zählen kann. Wie singt doch Franz Richter in Hermsdorf?

Bächlein fließet murrend zu,
Kommet niemals doch zur Ruh',
Armer Gefelle!
Deinem süßen Wellensang
Möcht' ich lauschen stundenlang,
Murmeltnde Quelle!

Gar mächtig sprudeln die zwanzig Quellen empor, indem sie weißen Sand mit sich führen. Dieses Wasser fließt in den Gintchner Teich, wo es gleichfalls einige Quellen geben dürfte. Sein Abfluß ist so mächtig, daß das Bächlein schon nach wenigen Schritten eine Mühle treibt, von welcher so manche Sage erzählt wird. Das Gebiet zwischen Wartenberg und dem Feschen ist überhaupt sehr reich an Sagen. Lehrer J. Taubmann hat ihrer ein ganzes Buch veröffentlicht. Einige davon, welche mit der Gintchner Mühle in Verbindung stehen, sollen hier in Kürze erzählt werden.

Als Grünmännlein hat der Wassermann in der Gintchner Mühle einem „Mühlschneider“ geholfen, daß er immer gesund und rotwangig aussah und doch wenig zu arbeiten brauchte, einen Anderen aber solange geplagt, bis ihm der Müller „Feierabend“ gab. Tollkühne Jäger lockte der Wassermann in's Gesümpf, wo sie umkommen mußten, und Kinder, welche die Wassermannswäsche von den Ufersträuchern sich zum Spielzeug holen wollten, ertranken im Gewässer. Die Hasen schützte der Wasser-

¹⁾ J. Taubmann, p. 47. — ²⁾ Mitgeteilt von Herrn Oberlehrer J. Tuma.

mann vor den Schlingenstellern, und gegen eine alte Bauernmagd in Johannestal hat er allerlei Streiche ausgeführt. Auch wollte er Kinder stehlen und sie austauschen, aber als das Kind nieste, da rief ein Bettelmann: „Helf Gott!“ Und da ließ der Wassermann den Wechselbalg fallen, den er bei sich hatte, und kollerte winselnd zur Stubentüre hinaus. Wie ist aber der Müller den Wassermann losgeworden? Darüber gehen die Meinungen auseinander. Wie Einige erzählen, sagte der Mühlhauer zum Wassermann: „Hast Du schon gesehen, wie Öl gemahlen wird?“ — „Nein!“ — „Nun, so stecke mir Deine Finger einmal hinein!“ — Der Wassermann tat es, aber die Räder ergriffen ihn bei seinen langen Fingern und zogen und zerzten, daß das arme Ding arg stöhnte und winfelte: „Lieb's Müllerlein, Du zerquetschest mir ja meine Finger! Laß mich raus, raus, o weh!“ — „Zuerst schwöre mir, daß Du nicht mehr in die Mühle kommst!“ — Das geschah, der Wassermann kam los und lief fort. Der Müllerbursch aber heiratete des Müllers Tochter und bekam die Mühle. Nach einer Zeit, als der junge Müller mit seiner Frau auf dem Teichdamm lustwandelte, näherte sich ihnen der Wassermann. Jener aber zerknickte einen Erlenaß, hielt diese „Quetsche“ dem Wassermann vor das Gefrieß und sagte: „Komm, komm, Wassermännlein, wir werden wieder Öl mahlen!“ — „Nein, nein, ich mahle kein Öl mehr,“ rief der Wassermann und lief fort, kam auch nicht wieder.

Wie Andere wollen, kam einmal ein Bärenreiber mit einem großen Zottelbär in die Mühle und bat um Herberge. Über Nacht legte er sich mit seinem Bären auf den warmen Backofen. Als es nun ganz kohlrabenpechschwarz war, kam das nasse Wassermännlein und briet sich seine Forellen, womit die Müllerleute schon so oft belästigt worden waren. Der Müller saß im hintersten Stubenvinkel und sah recht verdrießlich aus. Der Wassermann aber kam zum Tische und wollte hier seine Fische essen. Als jedoch der Bär den Braten roch, kroch er vom Backofen herunter zum Tische und knurrte und murzte, und als ihm der Wassermann einen Brocken gab, da begann der Bär ungeheiß zuzulangen. Das verdroß den Wassermann, und er sagte: „Müller, woher hast Du diese unbändige Katze, die mich nicht essen läßt und mir die Finger verdirbt?“ — Der Müller gab keine Antwort. Als aber der Bär mit seiner Tazze zum Angriffe überging, lief der Wassermann winselnd von dannen und verließ seinen Forellenbraten, den sich der Bär recht wohl schmecken ließ. Am andern Morgen kam der Müller zum Teiche, um die Schleuße aufzuziehen. — „Müller, hast Du Deine Katze noch?“ — „Zawohl,“ antwortete der Müller, „sie liegt auf dem Backofen und hat fünf Zunge bekommen.“ — Da fuhr der Wassermann wehlagend in's Wasser und ist seit der Zeit nicht mehr gesehen worden, weder in der Gintchner Mühle, noch im Gintchner Teiche.¹⁾

Auch im Niedersächsischen, wo man nicht bloß von „Wasserjungfern“, sondern auch vom „Brunnenmann“ oder „Häfelmann“ zu erzählen weiß, daß sie unvorsichtige Kinder in das Wasser ziehen, kennt man die Sage von dem Bärenreiber, der in einer Mühle übernachtete, in welcher es nicht geheuer war. Der Müller ließ ihm ein Strohlager hinter dem

¹⁾ J. Taubmann, p. 47—62.

Ofen herrichten. Der Bär kroch unter den Tisch. Um Mitternacht kam ein Wassermann, der in jeder Hand eine Schüssel mit Fischen trug. Als nun dieser aus der Stube hinaus ging, um sich Öl zu holen, worin er die Fische braten wollte, bemerkte er den Bärenreiber. Rasch holte er ein Beil und wollte dem Fremden den Kopf abschlagen. Doch der Bär sprang unter dem Tische hervor, packte den Wassermann und warf ihn hoch in die Luft. Da ist der Wassermann eilig fortgelaufen, seine Fische aber hat der Bär verzehrt.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß der Fischotter zur Entwicklung der Wassermanns-Sage viel beigetragen hat. Meine Mutter hat oft erzählt, daß sie in ihrer Jugend den Wassermann auf dem Mühlwehr sitzen sah. Er hatte ein rotes Käppchen auf. Da an der Aussage nicht zu zweifeln ist, so muß man vermuten, daß sie einen Fischotter gesehen hatte. Viele Wassermanns-Sagen lassen sich auf diese Weise sehr leicht erklären.¹⁾ Doch in der Sage ist der Wassermann oft gar nicht harmlos. Und es war nicht die einzige Magd, die er bei Hirnen, nicht der einzige Knecht, den er bei Oberliebich in den Teich gezogen hat, letzteren sogar mit Hilfe seines Bruders, des Wassermannes vom Töpferstein bei Oberkamnitz.

Die Gintschener Mühle liegt bei Johannestal, einem Dorfe, von dem wir doch noch eine Sage erzählen müssen. Ein Bauer aus Johannestal, welcher ein Waldweiblein geheiratet hatte, war nach Gablonz verreist. Während der Zeit kam über Reichenberg ein gewaltiges Gewitter, und obwohl das Getreide noch grün war und erst verblüht hatte, sammelte die Hausfrau ihr Gesinde und begann auf dem Felde zu schneiden und einzuschaffen. Darüber lachten die Nachbarn und trugen es dem Bauer, als er heimkam, schon unterwegs brühwarm zu. Als er nun mit eigenen Augen den Stoppel sah, da schrie er einen vernichtenden Fluch auf sein Weib und achtete nicht des Unwetters, das mit völliger Wut ausbrach und mit haselnußgroßen Schlossen jeden Getreidehalm im ganzen Umkreise des Feschkens zerbrach und vernichtete. Zornig suchte er daheim sein Weib, aber sie war und blieb verschwunden. Endlich trat er in die Scheuer, wo bis zum First hinauf die goldenen Garben neben einander und auf einander lagen. Da wälzte er sich vor Schmerz auf der Erde und zerriß sein Haar, aber seines Hauses Frau und seines Hauses Glück war und blieb für immer verloren.²⁾

Im Norden des Dorfes Johannestal liegt ein etwa 7 m hoher Basaltblock von ruinenartiger Gestalt. In seiner Nähe liegen Trümmer eines Basaltes, dessen Hornblendekristalle über 2 cm Größe erreichen. Bei Wefes trifft man einen Kamm, der aus lauter Basaltstücken von grünlich-schwarzer Färbung besteht und als Anfang der Teufelsmauer gilt, jedoch bei mikroskopischer Untersuchung einen verschiedenen Bau des Basaltes ausweist. Wir besteigen den Horkaberg, der uns eine prachtvolle Aussicht bietet. Gegen O haben wir das Schloß Sichrow und die Trostfelsen, im Hintergrunde das Riesengebirge, im W reihen sich Hügel an Hügel, Kuppe an Kuppe, doch alle überragt vom Roll und vom Kleis. Gegen N wird die Aussicht durch das Feschkengebirge abgeschlossen.

¹⁾ Gzl., XXVI, 192. — ²⁾ J. Taubmann, p. 2, 3.

Die Horka entstand nach der Sage durch den Teufel. Wir haben davon bereits früher erzählt gehört. Unweit der Horka finden wir die „Teufelsmauer“ wieder, vielmehr wir finden sie nicht mehr, denn der Basalt wurde ausgehoben und zu Schotterstein verwendet, so daß ein herrliches Naturwunder durch Wagenrad und Pferdehuf zertreten und zermürbt worden ist. Wenn aber die horizontalen Basaltgänge ausgehoben wurden, so entstand ein 2 m breiter und 2 bis 3 m tiefer Graben, dessen Wände Sandstein waren, so daß dieser Graben von Menschenhand ausgegraben zu sein schien. Dieser Graben nun, der stellenweise schon verschüttet ist, führt uns zur Straße B.-Micha-Dschitz. Nicht weit von diesem Sattel liegt das Dorf Kessel.

Von dem Gehöfte in Kessel, bei welchem die sechsfüßige Nieselinde steht, erzählen uralte Sagen, daß dort demaleinst ein Kloster gestanden sei, welches zu einer Kriegszeit zerstört wurde. Doch zuvor hatten die Mönche ihren größten Schatz, eine goldene Henne mit goldenen Küchlein, zur Nachtzeit in den Brunnen versenkt, wo er sich noch befinden soll, obwohl oft davon die Rede war, daß ein beherzter Mann an einer Leine sich hinablassen müsse. Denn dieser Brunnen ist noch vorhanden. Zum Überfluß konnte ein aufmerksamer Beobachter bei dem Gehöfte auch Spuren von Mauern und Wällen bemerken, welche den alten Sagen einen gewissen Anhalt und Rückhalt verliehen.¹⁾ Dennoch war die allgemeine Überraschung sehr groß, als sich im Frühjahr 1903 die Nachricht verbreitete, daß man die Überreste des verschütteten Gebäudes bei der Nieselinde in Kessel auszugraben begonnen habe. Man fand wohl erhaltenes Gemäuer aus Stein und Ziegel, auch einen Türstoc mit schön bearbeiteten Stufen, überdies Sporen, Kettenteile und andere Gegenstände, auch Eisen, auch Knochen von Menschen und Tieren. Kohlenreste ließen vermuten, daß das Gebäude durch Brand zerstört worden sei.²⁾ Die Sache machte solches Aufsehen, daß Herr Dr. Wilh. Feistner, Chefredakteur der Reichenberger Zeitung, mich telephonisch ansprach, ob ich glaube, daß an dem Orte ein Kloster gestanden haben könne. Aus dieser Ursache habe ich über die „Ausgrabungen in Kessel“ und über die „Johanniter in Böhm.-Micha“ zwei Aufsätze in der „Reichenberger Zeitung“ vom 3. Mai 1903 veröffentlicht.

Inzwischen wurden auch große Nägel, Hufeisen, eine Sichel, ein Grabscheit, eine Lanzenspitze, ein Türschloß, zwei Schlüssel und anderes Gerät gefunden. Auch ein wohl bearbeiteter Stein, der zu einem Fenster oder einer Nische gedient hat, verdient Erwähnung. Ich will die Abbildungen, wie sie Herr Lehrer F. Guth in Dschitz gezeichnet hat, bei schicklicher Gelegenheit veröffentlichen, damit sich der geneigte Leser selbst überzeugen kann.

Jedefalls stand an der Stelle ein hervorragendes Gebäude, wahrscheinlich irgend ein Edelhaus; ob es aber von weltlichen Edelleuten oder von Ordensrittern bewohnt wurde, das wage ich nicht zu entscheiden. Sicherlich war es kein Kloster, wohl auch keine Propstei, eher ein Herrenhaus mit Meierei, wo die Johanniter von B. Micha sich im Sommer aufhalten konnten.

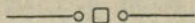
¹⁾ Gzt., XXII, 40, 41. — ²⁾ Gzt., XXVI, 200, 201.

Geschichtlich steht es fest, daß Niklas v. Kessel und Johann v. Kessel um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts genannt werden. Im Jahre 1409, Freitag vor Valentini, hat Wlastibor v. Kladno, Hauptmann in Raaden, sein Recht an Kessel (Kotel) nach Niklas v. Kessel (de Kotel) den Pförtnern des Königs Barthel Ramperle¹⁾ und Zanko überlassen. Der Heimfall wurde in Weißwasser bekannt gemacht.²⁾ Auch hatte vor dem Jahre 1409 ein gewisser Markus ein Gut in Kessel, worauf dem Johanniter-Konvente in B. Micha ein Zins zugewiesen wurde. Es haben also nicht bloß weltliche Edelleute, sondern auch die Johanniter von B. Micha in Kessel Besitzungen gehabt, so daß der Volks Sage ein geschichtlicher Hintergrund nicht ganz abgesprochen werden kann. Es bestätigt sich demnach auch hier die Erfahrung, welche ich oft gemacht habe, daß unsere Volks Sagen, sobald sie als echt und ursprünglich nachgewiesen sind, bei den Forschungen über die Vergangenheit nicht wegwerfend übersehen werden dürfen.

Um auf Kessel zurückzukommen, ob das Gebäude, welches ausgegraben wurde, diesen oder jenen, ob es den Johannitern oder den Junkern von Kessel gehört hat, darüber wage ich, wie ich bereits erklärt habe, keine entscheidende Ansicht zu äußern. Nur sei noch bemerkt, daß nach einer Nachricht, welche ich Herrn Oberlehrer Karl Wendler in Merzdorf (8. Mai 1903) verdanke, noch vor dem Schwedenkriege Edelleute in Kessel gelebt haben. Es heißt nämlich in der Chronik von Dechant Ant. Felger wörtlich: „1627. In diesem Jahre stirbt der alte Kessler Edelmann Bernhard Voeben und wird auf dem Dschitzer „obern“ Kirchhof begraben.“ Vielleicht hat Bernhard Voeben das Gebäude noch bewohnt, bevor es im Schwedenkriege zerstört worden sein mag. Sollte aber lieber an eine klösterliche Niederlassung gedacht werden, dann müßte man die Zerstörung wohl bis in die Hussitenzeit zurückverlegen. Die Entscheidung verbleibe den Archäologen.

Doch lassen wir jetzt das Edelhaus und wollen wir uns lieber noch die Sage vom Wagenrade erzählen lassen. Ein Teufel hat einmal auf der Teufelsmauer mit einem Wagner eine Wette gemacht, daß dieser von einem Baume, auf welchem noch die Vögel singen, in einer Stunde kein Wagenrad machen werde. Doch der Wagner, welcher in seinem Handwerke sehr geschickt war, brachte das Rad wirklich rechtzeitig zu Stande und gewann die Wette.³⁾

Kehren wir nun von Kessel zur Teufelsmauer zurück, deren Richtung dem Bösig zugeht. Der Bergrücken gleicht beinahe einer Säge, deren Zähne abgestumpft wären. Der Basalt besitzt immer dieselbe Breite (2 m) und ist bis zu verschiedenen Tiefen ausgegraben. Man glaubt aber, daß er bis in unendliche Tiefen hinabreicht. Nur an einer Stelle — unweit von Kessel — sollen die Steinbrecher bei 5 m Tiefe auf Sandstein gestoßen sein. Der ganze Bergrücken ist Bauerngrund und gehört teils den Bauern von Kessel und Sobaken, teils denen von Sabert und Smržow.



¹⁾ Sicherlich ein deutscher Name. — ²⁾ Diese Nachricht aus der Lehenstafel hat mir Hr. Bernau wenige Wochen vor seinem Ableben mitgeteilt. — ³⁾ Teufelsmauer, p. 22.



Durch den Johnswald.



om Dörfchen Blachei, das zwischen den Dörfern Sabert und Nahlau hart an der Sprachgrenze anmutig hingebettet und von blauen Bergen wie von harzigen Wäldern umrahmt ist, weiß der Volksmund eine schöne Geschichte zu erzählen. „Friedel“, sagte ein alter Bauer zu seinem Sohne, „Friedel, so geht es nicht.

Ich und die Mutter, wir sind alt und können der Wirtschaft nicht mehr vorstehen. Es muß eine Schwiegertochter in's Haus!“ Doch Friedel sprach: „Wo wird sich eine mit Geld auf unser verschuldetes Anwesen setzen? Aus dem Dorfe will mich keine, über der Teufelsmauer her mag ich keine,¹⁾ und in die Fremde geh' ich nicht. Ich will lieber vom Morgen grauen bis spät in die Nacht arbeiten.“ — „Du hast recht, Friedel“, sagte die Mutter, „über der Mauer holst Du Dir keine! Eher sollen uns die Gläubiger vom Hause jagen!“ — Um dieses Wort zu würdigen, wollen wir uns erinnern, daß die „Mauer“ oder „Teufelsmauer“ den Deutschen vom Czechen trennt. Blachei liegt noch im Deutschen. —

Friedel ging mit Axt und Säge in den Wald, und bei der Arbeit im Walde wurde er mit einem holden Waldweiblein bekannt und vertraut. Schließlich führte er sie als Braut heim, und Wohlstand gedieh im Stalle und im Felde, bis eine gewaltige Hungersnot ausbrach. Da trat Not ein, und die Kinderchen schrien um Brot. „Weib“, sagte Friedel, „schaffe Brot zu. Zeige, was Du kannst, damit die Kinder nicht verhungern!“ Da ging das Weiblein in den Wald, und als sie heimkam, sagte sie zu ihrem Manne: „Geh' Du einmal nach Dschitz auf den Markt und kaufe Korn und Brot. Darfst aber die Schürze nicht öffnen, bis Du vor der Kirche stehst. Dort wird Dich eine Bettlerin um ein Almosen ansprechen. Dann öffne die Schürze und gib ihr!“ Der Mann ging,

¹⁾ Jenseits der Teufelsmauer ist alles Volk czechisch.

fand aber die Schürze zu leicht, und als er sie öffnete, darin nichts wie Eichenlaub, das er zornig ausschüttete. In Döschitz bat ihn die Bettlerin wirklich um ein Almosen. „Ich habe keines, und Eichenlaub findest Du im Walde.“ Darauf Jene: „Nur ein Eckchen von Deinem Blättchen an der Schürze!“ Und siehe, das Blatt war von lauterem Golde! Friedel's Reue kam zu spät. Als er heimkam, war das Weib samt den Kindern verschwunden. Aus Gram ist der junge Bauer bald nachher gestorben.

Doch zurück zur Teufelsmauer! Prachtvolle Basaltklumpen, die aus dicken, horizontalen Säulen bestehen, ein großartiger Basaltdamm, der den Sandstein gegen 10 *m* überragt, und eine Basaltwand, die zwar nur 2 bis 3 *m* hoch, wohl aber gegen 80 *m* lang ist, können erwähnt werden; Auch ein wallartiger Graben, der im Jahre 1866 zu Kriegszwecken gedient haben soll. Und nun tritt die Mauer gegen 300 Schritte weit zu Tage, und wir kommen zum „Teufelstor“, dessen Pfeiler noch 2 *m* hoch sind, früher aber einem wirklichen Tore gleichen. In der Gegend des „Tores“ soll auch der Ort sein, wo der Teufel, wie das Volk behauptet, „aus- und einfährt“. ¹⁾

Und so wandern wir weiter und weiter bis zur „Bastion“, wo wir durch ein wunderliebliches Wiesental überrascht werden. Noch Manches wäre zu erzählen von den Wunderdingen der Teufelsmauer, wie wir sie bald verloren, bald wieder fanden und dabei von Hunger und Durst nicht wenig gequält wurden, wogegen wir allerdings bei unserer zweiten Expedition in Gablonz bei Hühnerwasser sehr gut aufgenommen und gepflegt waren. Die Teufelsmauer aber führt weiter nach Hühnerwasser und weiter zum Straßdorfer Wege am Dreizipfel und verliert sich endlich im Saugraben am Fuße des Bösig's. Auch über den Bösig gibt es viele Sagen, die den Teufel betreffen. Dieser wettete einmal mit der hl. Maria, wer von ihnen in der gleichen Zeit einen größeren Berg aufbauen würde. Das Werk begann. Die hl. Maria trug die Erde in der Schürze, der Teufel aber benützte einen Schubkarren. Als nun aber der Teufel wahrnahm, daß der Berg der hl. Maria immer größer war als sein eigener Berg, so stahl er ihr Erde; aber trotzdem wurde ihr Berg immer größer und höher. Und dieser Berg, der von der hl. Maria erbaut wurde, bekam den Namen „Bösig“ und ist schon durch Hunderttausende von Wallfahrern besucht worden. Der Berg des Teufels aber erhielt den richtigen Namen „Teufelsberg“. So heißt er bei den Czechen noch immer, von den Deutschen aber wird er „Neuberg“ genannt. ²⁾

Es ist jammerschade um die Teufelsmauer, dieses Naturwunder, welches an einen wichtigen Zeitpunkt der Erdschichten-Entwicklung erinnert. Was von Säulen über der Erde war, das mag nun bereits größenteils verschwunden und für immer verloren sein. Aber einige Meter unter der Erdoberfläche ruhen wohl noch Tausende von Basaltsäulen, welche, 2 *m* lang, wie Bündhölzchen neben und über einander geschichtet sind. Eine Beschreibung der Teufelsmauer samt vier Abbildungen hat Prof. F. Wurm im Jahre 1884 veröffentlicht. Ich selbst

¹⁾ Teufelsmauer, p. 21. — Jetzt steht von den Pfeilern nur noch einer. Dr. F. S.
— ²⁾ Teufelsmauer, p. 22.

habe damals dem Büchlein einen Anhang von zahlreichen Sagen beigegeben.

Wie die Teufelsmauer, so verschwinden bei uns leider Gottes auch andere Felsengebilde, welche für die Landschaft eine Zierde, für den Naturfreund eine Freude waren. Denn weil die sichtbaren und aus der Erde hervorragenden Felsen leichter zu brechen sind als andere, so werden sie mit besonderer Vorliebe zu Bauzwecken verarbeitet oder zu Straßenschotter zerfchlagen. Die Landschaft wird durch solch' ein Gebaren allmählich ihrer herrlichsten Zierden beraubt und gleichsam entweihet.

Wir sind bei der diesmaligen Begehung der Teufelsmauer allmählich bis Teschen gekommen, wo wir eine Straße treffen, die uns nach Krziday und Wolschen führt. Unterwegs überschreiten wir das Dolanka-Büchlein, welches nach Sauermühle und Kosterfß führt, einer Gegend, in welcher noch wunderliche Sagen aus alter Zeit sich erhalten haben. Auch ist diese Gegend nicht reizlos, sondern durch Natur und Sage verschönert. In der Sauermühle, deren Besitzer das Schantrecht besaßen, wurde noch vor sechs Jahrzehnten jährlich zweimal ein dreitägiges Schießen gehalten, wobei die Scheibe in einer Nische jenseits des Teiches aufgestellt war; nämlich am Ostermontage und zur „Hlawitzer Fahrt“ (Bartholomäusfest). Über das alte Schloß bei Krziday hat der Burgenforscher Aug. Sedláček die Vermutung aufgestellt, daß es den Namen „Kruzenburg“ geführt haben möge.¹⁾ An zahlreichen Sagen wird es auch bei dieser Burg nicht fehlen. So sollen zur Mittagstunde kleine, graue Männchen bei der Ruine herumtanzen, einander haschen und wenn sie von einem Menschenauge bemerkt werden, alsbald wieder verschwinden.

Kosterfß selbst soll ehemals ein Rittergut gewesen sein. Es läßt sich als Meierhof nachweisen und wurde im Jahre 1784 eine selbständige Ortschaft. Zu einer gewissen Zeit scheint Kosterfß in das weit entfernte Schwabitz eingepfarrt gewesen zu sein. Wenigstens findet man auf dem dortigen Friedhofe noch einen Grabstein, der für eine Frau auf Kosterfß errichtet wurde.²⁾ Die Inschrift lautet: „Anno 1572 den X. Feb: ist die edle vil ehrn thvgentsame Helene Rackwiczin v: Czirnhavs des edlen ehrvesten Heinrich Rosenhagens v. Janwicz awf Kosterfscze ehliche havsfrav in Got verschidenn. Der Selen Got gnedig sei und ein frohlich avsserstehung verleihen wolde. Amen.“³⁾

Bei Wolschen wenden wir uns nun den „Ramm“ (409 m) und Halbehaupt, wo uns ein Steinkreuz mit dem Namen „Schnittkopf“ auf-fallen muß,⁴⁾ ferner über den Schwabitzer Spizberg (425 m) und den Tschinkeberg (404 m) nach Schwabitz, wo wir die Schwedenschanze, die Zollschenke und den Friedhof mit dem Kosterfßiger Grabdenkmal besuchen und besichtigen.

Die alte Franzel im Schwabitzer Forsthaufe, wo sonst wohl auch viele Geschichten von Pechschabern und Wilderern erzählt wurden, wußte eine Sage von einem alten Kriegsmann, der „sieben Potentaten“ gedient hatte und vor längerer Zeit im Hegerhaufe auf dem Leipzicheberge lebte.

¹⁾ Grf., IX, 105—107. — ²⁾ Grf., V, 114—117. — ³⁾ Grf., XII, 60. —

⁴⁾ Grf., XII, 59.

Von der Küste des roten Meeres hatte er eine Frau heimgebracht, welche Geld in viereckigen Stücken besaß. Auch hatte sie sich zahlreiche Purpurgewänder besorgt, indem sie bei der Fahrt über das rote Meer weißes Linnen in das Wasser tauchte und dann trocken ließ. Diese Frau, welche jeden Abend von einem Berggeiste in Gestalt einer Katze besucht wurde, lebte beständig mit ihrem Gatten in Unfrieden und ließ ihm von ihrem Reichtum wenig zukommen.¹⁾

Noch mehr und viel Lustigeres als die alte Franzel wußte der Hausherr des Forsthauses zu erzählen, und man mußte, man mußte lachen, selbst wenn er nur auseinandersetzte, wie er den Pechschabern eins auf den Pelz gebrannt habe, wobei man sich jedoch den Pelz hinten und tief unten zu denken hatte.

Zwischen dem Langen Stein und der Burgruine, auch Einsiedelei Strohanken verfolgen wir die Straße nach Hultschken, biegen aber alsbald in das Dewiner Revier ein. Zu unserer Linken bleibt der Ziegenrücken (416 m) und zur Rechten der Breite Stein (424 m), von dem eine schöne Sage erzählt wird.

„Glaubt Ihr denn auch an solche Popanzerei?“ sprach der robuste Schmied, als sie in der Dorfschenke, ihr Pfeifchen schmauchend, beim Biere beisammen saßen und vom „Nachtjäger“ zu erzählen begannen. Da wurde nun Vielerlei erzählt, aber als der Schmied heimging, da kläffte es wie Hundegebell, er hörte Hufaruf, er sah zwei große, zottige Hunde, und endlich kam der Nachtjäger, wie er allgemein bekannt ist. „Ich bin morgen um Mitternacht Dein Gast!“ So donnerte es dem Schmiede in's Ohr, und ein feister Rehschlegel fiel vor seine Füße. Er trug ihn heim und erzählte das Erlebnis seiner Ehehälfte und dem Pfarrer. „Merkt Euch genau sein Benehmen, wenn der Nachtjäger Euer Gast sein wird, und berichtet mir dann!“ Wichtig kam der Nachtjäger zur Schmiede, wie er es zugesagt hatte, aber er ließ sich dreimal einladen, bevor er sich setzte und zulangte. Drei Löffel nahm er von der Suppe, drei Bissen vom Braten und in gleicher Weise von den anderen Gerichten. Endlich ging er fort und lud den Schmied für die nächste Mitternacht zum Breiten Steine. „Tut alles, wie es der Nachtjäger getan hat“, riet der Pfarrer, „so könnt Ihr den Kobold los werden!“ Der Schmied befolgte den Rat, und als er in das nie vorher gesehene Schloß auf dem Breiten Steine kam, ließ er sich dreimal heißen, er nahm drei Löffel Suppe und drei Bissen Fleisch. Aufmerksam beobachtete ihn der Nachtjäger, und als der Schmied heimgen wollte und für das Essen sich bedankte, sprach Jener: „Das war Dein Glück. Hättest Du anders getan, so hätte ich Dir das Genick gebrochen.“²⁾

Dem Breiten Steine folgen der Spitzberg und die Burgruine Dewin. Vor einiger Zeit hat Otto Zacharias in Reichenberg über den Dewin ein Büchlein herausgegeben, in welchem eine Reihe sehr schöner Sagen enthalten sind. Eine davon sei ihm nacherzählt.

Einst wohnten auf dem Dewin drei Raubritter. Sie waren Brüder, streiften durch das ganze Land, raubten und plünderten. Bis Görlitz

¹⁾ Teufelsm., p. 26. — ²⁾ J. Taubmann, p. 70—75.

und Breslau kamen sie, um den friedlichen Kaufmann auf der Landstraße zu überfallen. Auch schleppten sie manchen Unschuldigen auf den Dewin und warfen ihn in den Hungerturm. So hatten sie es schon Jahr und Tag getrieben. Da ritten sie einmal tief in den Wald, trafen jedoch kein Wild, sondern eine Zigeunerin. Es war ein junges, hübsches, braunes Mädchen und gefiel den Brüdern. Sie beschloßen daher, das Mädchen auf ihre Burg zu bringen und befahlen der Zigeunerin, daß sie ihnen folgen möge. Jedoch diese erkannte ihren schlimmen Sinn, denn sie konnte die Zukunft voraussagen und sogar die Gedanken der Menschen erraten. „Wenn Ihr, Ritter und Herren, mich in Euere Burg bringt, so ist das unser aller Unglück!“ Über diese Worte der Zigeunerin lachten die Brüder und sagten: „Wie denn so?“ — „So höret“, versetzte die Zigeunerin. „Mich wird ein Stein zerschmettern, sobald ich Euere Burg betrete. Dich“ — dabei zeigte sie auf den ersten Ritter — „Dich wird das Gewitter erschlagen.“ Dann zeigte sie auf den zweiten Ritter und sagte: „Du wirst das Genick brechen. — Und Dich“, sprach sie zu dem Dritten gewendet, „Dich werden die Mäuse fressen.“ Über diese Reden lachten die Ritter ganz unbändig, brachten das braune Mädchen zu Pferde und führten es als willkommene Beute mit Gewalt auf ihre Burg. Lust und Begier leuchteten auf ihren Gesichtern. Und als sie bei dem Burgtore ankamen und der Pförtner die Zugbrücke herunterließ, da ritten sie fröhlich und guter Dinge in den Burghof hinein. Doch plötzlich wird aus dem Gemäuer des Tores ein großer Stein sich lösen und im Sturze die Zigeunerin zerschmettern. Die Ritter erschrafen. Sie fürchteten jetzt für ihr eigenes Leben und beschloßen, fortan wechselseitig auf sich Acht zu geben, weshalb sie seit der Zeit immer zu Dreien ausritten. Doch als sie einst auf der Zittauer Straße mit der Plünderung von Kaufleuten beschäftigt waren, zog plötzlich ein schweres Gewitter herauf. Sie achteten dessen nur wenig, aber der Blitz erschlug den ersten von den Brüdern. Traurig zogen die beiden Anderen heimwärts. Nach einer Zeit ritten die Brüder in zahlreicher Gesellschaft auf die Jagd. Plötzlich schente das Pferd des zweiten Ritters. Er stürzte und brach das Genick. Nun befahl den dritten Bruder erst recht Angst und Schrecken. Er eilt vom Dewin fort und begibt sich auf eine Insel im Hirschberger Teiche. Hier erbaut er sich ein Schloß und ist seelensfroh, daß er der Unglücksstätte entlaufen konnte. Als das Schloß auf der Insel vollendet war, fuhr der Ritter mit seinen Knappen auf Rähnen zu seinem neuen Wohnsitz. Doch Tausende von Mäusen folgen ihnen dorthin. Der Ritter erschrickt. Denn die Mäuse mögen im Wasser keineswegs ertrinken, sondern ziehen lustig und munter mit dem Ritter in das neue Schloß.¹⁾ Wohl hält der Ritter Hunderte von Katzen, doch die Mäuse vermehren sich zusehends. Und eines Morgens findet man den dritten Ritter in seinem Bette von Mäusen aufgefressen. So hat sich die Weissagung der Zigeunerin an den übermütigen Raubrittern erfüllt. Doch das „Mäusechloß“ zeigt man noch heute auf der felsigen Insel des Hirschberger Teiches.²⁾

¹⁾ Nach der Hirschberger Sage war der Besitzer des Mäusechlosses ein Ritter „Panzer (v. Smoyu).“ — ²⁾ D. Zacharias: Dewin, p. 20, 21.

Noch sei eine Devin-Sage angefügt, welche Florian Schröter aus Dschitz erzählt hat. „Ich ging mit meinem Vater, Gott hab' ihn selig, in den Devin, um Stöcke zu roden. Es war gerade unter der Burg. Die Stöcke standen zwischen den Steinen und waren daher sehr „verwimmert“. So sagte mein Vater: „Es hilft nichts, wir müssen sie mit Pulver sprengen.“ Wir taten es und so wurde Luft, daß wir die Stöcke herausbringen konnten bis auf einen, den größten. Es war ein mächtiger Buchenstock, bei dem uns bange wurde, denn wir kamen auf einen getäfelten Grund, unter dem es hohl klang. Da sagte mein Vater: „Hier dürfen wir nicht weiter graben, sonst könnten wir verrollen.“ Hierauf verschüttete er das Loch, erzählte aber die Sache dem Jäger, der zufällig hinzukam. Dieser ließ sich die Stelle ganz genau zeigen und sagte: „Schröter, das habt Ihr recht gemacht.“ Als wir aber des andern Tages wieder an den Ort kamen, sahen wir, daß die Platten weggerissen worden waren. Ein Jahr später kam unser Vetter von Wartenberg zu uns auf Besuch und sagte zu meinem Vater: „Wo hast Du denn damals den Kopf gehabt, daß Du nicht hineinsahst!“ — Mein Vater erwiderte: „Ich habe mich gefürchtet.“ — „Na, Du warst schön dumm,“ sagte der Vetter. „Als Ihr fortgegangen waret, hat der Jäger nachgraben lassen und eine ganze Kiste mit preussischen Talern gefunden.“ Darüber hat sich mein Vater sehr geärgert und ich desgleichen auch, weil wir so sehr dumm gewesen waren.“ 1)

Unser Weg führt weiter in die Sommerfrische Hammer, wo wir einkehren. Und nachdem wir uns gestärkt haben, so wollen wir ein Bild beschreiben, das hier aufgenommen wurde. Wir stehen auf dem Rande des Dammes, bevor man zur Brettmühle kommt. Links haben wir den langgestreckten Feschkenzug, rechts den Devin und den Spizberg. Außerdem gibt es eine Menge Laubgehölz, sowohl zu beiden Seiten des Teiches als auch im Hintergrunde. Besonders schön spiegelt sich im Teiche der Krassaberg, ein von hier zum Devin führender zackiger Rücken, dann der Devin und der Spizberg mit einem grünen Gehölz im Vordergrund. Es ist lieblich, wie im Wasser das Grün dieser Bäume vom blauen Schattenbilde der Berge absticht. Dazu kommt nun das Geflapper der nahen Mühle sowie das Schnattern zahlreicher Gänse, welche zur Linken auf dem Teiche schwimmen und gleichsam in den Teich hineinsiegeln, auf welchem grünes Geblätter mit blühenden Seerosen eine schwimmende Insel zu bilden scheint. Dabei treibt der Wind Welle um Welle an das Gestade zu unsern Füßen.

Hierher eignen sich wohl einige Zeilen aus einem bisher noch ungedruckten Gedichte von Julius Parsche.

Vor dem entzückten Auge prangt ein Bild
Voll träumerischen Reizes holder Schöne,
Ein leises Wogen zieht durch das Gefild,
Verwebend sanft die weichen Farbentöne.

Der See zu meinen Füßen liegt in Ruh',
Die weißen Wasserrosen stille träumen,
Im Schilf haucht's ein Schlummerlied dazu,
Und leise säuselt's in des Waldes Bäumen.

1) J. Taubmann, p. 68.

Die weisen Möven kreisen in der Luft
 Wie eines freien Geistes Lichtgedanken,
 Und aus dem Schilf die seltene Ente ruft,
 Den Feind vermutend nach des Rohres Schwanfen.
 Viel Berge halten rings im Kreise Wacht,
 Der Burgruine bleicher Trümmer ragen,
 Die Sonne hell am blauen Himmel lacht,
 Als wollt' zu all' der Pracht sie „Amen“ sagen.

Wir können uns heute rühmen, eine Gegend besucht zu haben, welche, wenn wir das Gebiet von Schwabitz, Derrin und Hammer ausnehmen, von Fremden selten besucht wird, auch dem Wanderer wenig Bequemlichkeit bietet. Doch wird es immer besser, seit auch in diesem entlegenen Winkel des Leipziger Bezirkes neue Straßen angelegt worden sind. Wenn Karl Krattner's Rat¹⁾ von den deutschböhmisches Malern befolgt wird, dann werden Künstler und andere Menschenkinder mit der Zeit auch nach Kraßdorf, Borschen und Sauerzmühle vordringen. „Dem unscheinbarsten Dinge vermag der Maler Reiz und Bedeutung zu verleihen. Deutschböhmen bedeutet nun mit seinen landschaftlichen Reizen eine unerschöpfliche Fundgrube für den Maler. Ein ungeheures Arbeitsfeld, unerschlossen für die Kunst, bietet unsere Heimat. Die ganze ausgedehnte Grenzlinie entlang, wo die Verschiedenheit der Sprache uns von den slavischen Nachbarn trennt, wo Ort um Ort schwer um die Erhaltung des deutschen Charakters ringt, und weit hinein in's reindeutsche Gebiet bis an die uns vom Nachbarstaate trennenden Gebirgszüge, alles, alles harret noch der Erweckung durch die Kunst. Unermesslicher Reichtum an Schönheit, an Originalität ist zu unserem Nachtheile der weiteren Menschheit bisher entzogen.“

Wenn man sonst von Hammer nach Wartenberg ging, so sah man seithalben der Straße rechts und links noch verschiedene Merkmale vormaliger Teiche, die aber seither meistens verschwunden sind. Auch befindet sich bei Wartenberg in dem Busche gegen Hammer ein „Pestfriedhof“. Setzt ist Feld daraus gemacht, ein Gemeindefeld; ein Kreuz ist dort nicht zu sehen. Im Wartenberger Turme steht auch noch das „Pestwagel“. Früher stand es bei dem „Pestaltare“, der sich in einer Außennische der Kirche befand.²⁾ In Wartenberg, das dem berühmten Geschlechte der Herren v. Wartenberg den Namen gegeben hat, ist der Prager Erzbischof Daniel Josef Mayer v. Mayern am 16. Jänner 1656 als eines Fleischaufhauers Sohn geboren worden. Er hat mehrere Studentensiftungen errichtet, durch welche vielen Knaben aus seiner Verwandtschaft und aus seiner Vaterstadt es möglich geworden ist, sich den Studien zuzuwenden und hochangesehene Lebensstellungen zu erreichen. Aus Wartenberg stammten auch der Politzer Erzdechant Ignaz Jaksch (geb. 31. Jänner 1754), der Leitmeritzer Domherr Ignaz Jaksch († 23. März 1857) und der Universitäts-Professor Dr. Ant. Jaksch, Ritter v. Wartenhorst, der am 11. April 1810 zu Wartenberg als Sohn eines Schuhmachers geboren war. Letzterem hat man in seinem Geburtsorte ein Denkmal errichtet, welches am 22. September 1895 feierlich enthüllt worden ist.³⁾

¹⁾ Deutsche Arbeit, III, 76—78. — ²⁾ Mündlich von Prior S. A. Walter. —

³⁾ Erzl., XIX, 85, 87.

Wir wollen dem Polzenflusse, über dessen Oberlauf und Ursprung, wenn man den alten Landkarten glauben darf, durch Jahrhunderte kein richtiger Aufschluß zu bekommen war, nicht weiter durch das Neuländer Teufelsloch nach Niemes folgen, wo sich die Polzen und der Jungferbach vereinigen. Wir wenden uns vielmehr gegen das Pfardorf Hennersdorf, wobei wir den Gebenberg (345 *m*) und den Heideberg (361 *m*) links, dagegen den Finkenberg rechts liegen lassen. Indem wir aber dem „Hennersdorfer Wasser“ oder „Wiesenbach“ noch weiter folgen und den Kifelsberg (404 *m*) rechts lassen, gelangen wir auf Nebenwegen nach Johnsdorf, dem Geburtsorte des Bürgersehuldirektors Ferd. Thomas, der seinen Namen durch zahlreiche Schriften, insbesondere durch ein Buch über Kaiser Josef II., bekannt gemacht hat.

Jetzt seh' ich's Dörflein wieder,
Wo ich als Kind gelebt,
Es liegt vor mir so freundlich,
Daß mir das Herz erbebt.

Bald steh' ich bei dem Hänschen,
Wo meine Wiege stand,
Doch niemand reicht wie früher
Zum Willkomm mir die Hand.

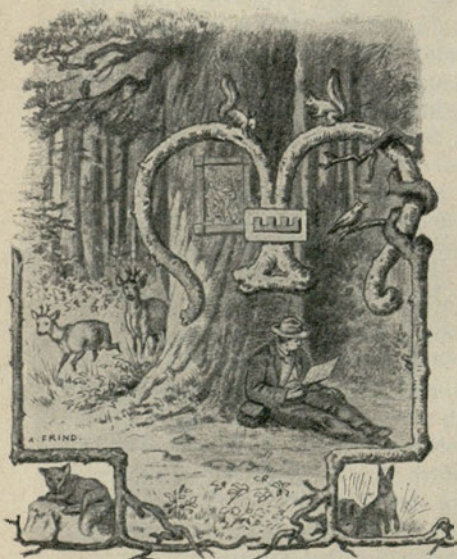
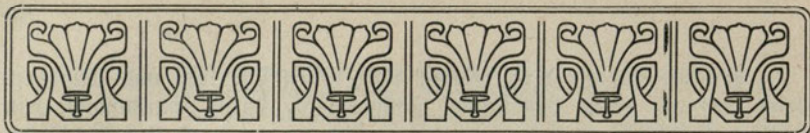
Der Tod hat eben alle,
Die einst darin gewohnt,
Dem Leben schon entzissen.
Nur mich ließ er verschont.

Jedoch durch alle Räume
Weht noch der Lieben Geist.
Drum fühl' ich mich darinnen
Auch niemals ganz verwaist.¹⁾

Johnsdorf ist eine alte Ortschaft, aber die Gründe des Meierhofes „Wüstewiese“ wurden 1787 emphyteutisch verteilt. Das Dorf liegt in einem muldenartigen Tale, doch auf der „Hofeshöhe“ genießt der Wanderer einen schönen Ausblick. Im O grüßt der Jeschken; im S haben wir den Hagelstein, den Spizberg und den Silberstein bei Seifersdorf und den imposanten Kollberg bei Niemes. Im W folgen der Tolzberg, der Limberg bei Gabel, der Kleis bei Haida, die Lausche und der Hochwald.

Wenn wir weiter nach Lämberg gehen wollten, so kämen wir zu „Hauptens Kapelle“. Wir lauschen aber einem Kirten (Kuhhirten): Höri weiden, Traule, de Kirten sein gôr faule. Und wir mieten uns einen Führer, der uns zum „Johnswalde“ (415 *m*) führt, dessen schon im Jahre 1396 gedacht wird. Damals gab Hajchko v. Lämberg den Dominikanern in Gabel die Erlaubnis, ihren ganzen Holzbedarf aus dem Johnswalde zu holen.²⁾ Im Jahre 1631 schwebte zwischen den Besitzern der Herrschaften Lämberg und Grafenstein ein Streit wegen des Johnswaldes, auch wegen des Stückes Holz hinter dem Ahrenberge und des Stückes Holz unter dem Bärbern. Da hat der 94 Jahre alte Peter Zimmermann aus Ringels-hain unter Eid erklärt: Als Heinrich Kurzpach im Jahre 1570 das Lämberger Schloß baute und im Johnswalde viele Steine brechey ließ, da habe Niemand Einrede oder Widerrede getan. Auch als man einst auf der strittigen Stelle einen Mann aus Schönbach, namens Freitsch, erschlagen fand, so habe der Hauptmann von Grafenstein erklärt, daß die Stelle zu Lämberg gehöre, und die Leiche sei über Ersuchen des Lämberger Hauptmannes zu Schönbach begraben worden.“³⁾ Wir lassen also den Johnswald zur rechten Hand, den Sandberg (482 *m*) zur linken Hand und gelangen über den Kirchberg nach Panfraz und von dort auf dem alten Wege nach Paß zurück.

1) *Exf.*, XXVI, 191. — 2) *Exf.*, I, 51—54. — 3) *Bürger*, p. 31, 32.



Zur Tobiaskiefer.

ag die Sonne, wie sie will, auf dem Stamme weiter locken. Wir wollen doch zunächst die alte Straße von Paß gegen Grottau auffuchen. Wir gelangen zuerst zu einem Forsthaufe und dann nach Spittelgrund, wobei der Giebelsberg rechts bleibt. An einem kleinen Bache, dem Spittelbache, liegt in einem engen Tale zwischen dem Brandberge, dem Pfaffenberge und Hufeisenberge, dann dem Giebelsberge und Rabensteine das Dorf Spittelgrund, das wie

Paß auffälliger Weise zum Bezirke Gabel gehört, obwohl jeder Fremde beide Ortschaften mit Rücksicht auf ihre Lage schon zur Grottauer Gegend zu rechnen geneigt ist, und auf einem Grunde erbaut wurde, der ehemals dem Spitale in Bittau gehörte und „Spittelvorwerk“ genannt wurde. Im Jahre 1786 hatte Spittelgrund 33 Nummern, 1834 schon 55 Häuser mit 422 Einwohnern.¹⁾ Der Dresdener Bildhauer Franz Schwarz wurde in Spittelgrund geboren. Er und der Maler Wenzel Schwarz sind Neffen des Bischofs Franz Bernert von Azotus, der am 4. April 1811 in Grafenstein geboren worden war.²⁾ Der Bildhauer Franz Schwarz schuf Grabmäler für die Friedhöfe in B. Micha, Gablonz, Grottau, Lindenau, Tichlowitz und eine Christusstatue für die Johanniskirche in Bittau.

An der Abendseite des Dorfes Spittelgrund, schrieb Reuß,³⁾ liegt ein Basalthügel. Er ist niedrig und ganz mit Wald bedeckt. „Ich würde hier am wenigsten Basalt vermutet haben, hätten mich nicht die Basaltsäulen, die ich in der Gegend von Grafenstein als Grenzsteine auf den Feldern und als Wegpfeiler auf dem Schlosse fand, aufmerksam gemacht und mich bewogen, mich näher um den Geburtsort desselben zu erkundigen. Man wies mich in die Gegend von Spittelgrund, und mein Führer brachte mich auf diesen Hügel. Der Basalt, den ich hier anstehend fand, hatte

¹⁾ Schall., IV, 283; Som. II, 284. — ²⁾ Grf., III, 286; IV, 167, 168; VIII, 332; XI, 256; XIII, 101. — ³⁾ Reuß, II, 107.

stänglich-säulenförmig abgeforderte Stücke. Diese Säulen haben das Auszeichnende, daß sie alle sechsseitig sind und zwar mit abwechselnd breiteren und schmälern Seitenflächen, und daß sie einen hohen Grad von Regelmäßigkeit in ihrer Bildung haben. Sie befinden sich mitten im Walde am östlichen Abhange eines mäßig hohen Hügels, liegen sehr dicht an einander, sind sehr fest und schwer zerspringbar, widerstehen hartnäckig der Verwitterung und haben eine Länge von einigen Klaftern.“

Westlich von Spittelgrund liegt der Spitzberg (541 *m*) knapp an der Landesgrenze. Er gehört, wie es scheint, noch zum Bezirke Gabel, dessen Grenze hier weit nach Norden streicht.¹⁾ Wohl zu unterscheiden ist dieser Spitzberg von dem Spitzberg (368 *m*) zwischen Kragau und Weißkirchen, von welchem die Sage geht, daß der Teufel daselbst drei Jungfrauen holte, welche am Charfreitage getanzt hatten.²⁾

Von Spittelgrund führt unser Weg nach Dönis, einem größeren Dorfe, das von Grottau durch die Neiße getrennt ist und in dessen Gewerbe Farbholz und Färberei eine besondere Rolle spielen.³⁾ Im Niederdorf steht ein Kreuzstein, der jedoch schon die dritte Stelle einnimmt. Daselbst soll ein feindlicher Soldat, der aber aus Wartenberg in Böhmen stammte, erschossen worden sein. In Ketten steht auf einer Wiese unweit der Straße ein Steinkreuz, das an einen schwedischen Offizier erinnern soll. Auch unweit des westlichen Kirchhofes in Wezwalde steht ein Kreuzstein, der das Denkmal für einen hier gefallenen General sein soll. Andere wollen, es soll ein Grenzstein sein. Steine dieser Art sollen einst an der Grafensteiner Grenze mehrere gestanden sein. Auch steht unweit der von Grottau nach Zittau führenden Straße ein viereckiger Sandstein, der, wie man behauptet, einer hier erstochenen Jungfrau gesetzt wurde.⁴⁾ Im nördlichen und westlichen Böhmen stehen viele Steinkreuze, welche als Sühnkreuze angesprochen werden müssen und zu den besonderen Denkmälern alter Rechtsflege gehören, wie es Professor F. Wilhelm überzeugend nachgewiesen hat. Zwischen Goldberg und Hochberg in Schlesien gab es früher nahe bei einander drei Steinkreuze, von denen aber eines von einem Wagen umgefahren wurde und seither verschwunden ist. Hier sollen einst drei Mäher trunkenen Zustandes mit ihren Sensen einander tödlich verwundet haben.⁵⁾ Auch in Kninitz bei Kulm stehen drei Kreuze, die aber ehemals vielleicht weiter von einander getrennt waren.

Links von Dönis erstreckt sich am linken Ufer der Neiße bis zur äußersten Landesgrenze das Dorf Görzdorf. Zu Schaller's Zeit hatte es 48 Nummern, zu Sommer's Zeit bereits 70 Häuser mit 464 Einwohnern. Auch gab es hier schon damals ein obrigkeitliches Braunkohlenbergwerk auf sieben Grubenmaße.⁶⁾ Über die geologischen Verhältnisse dieser Gegend schrieb Neuß⁷⁾ bereits vor einem Jahrhunderte: Der Schwarze Berg ist ein zweikuppiger, länglich gezogener, ganz mit Wald bedeckter Berg, der das Ende eines Gebirgszuges bildet, der aus Böhmen in die Lausitz überseht und aus Sandstein besteht. Dieser entzieht sich teils dem

¹⁾ Vgl. *Erz.*, II, 57. — ²⁾ *Reichenbg. Fam. Fr.*, I, 195. — ³⁾ Dr. Hantschel's *Tour.-B.*, p. 568. — ⁴⁾ *Nordböhm. Tour.-Btg.*, II, 94, 95. — ⁵⁾ *Gebirgsf.*, XI, 238. — ⁶⁾ *Sch.*, IV, 283; *Som.*, II, 284. — ⁷⁾ *Neuß*, II, 106, 107.

Auge hinter Wald und Rasen, teils werden artige Gruppen freistehender Felsen sichtbar. Der Ostabhang dieses Zuges verflächt sich gegen Görzdorf. Hinter diesem Dorfe wurde vor kurzem — also vor 1797 — ziemlich brauchbarer Töpferthon entdeckt. Er liegt unter der Dammerde in einem nicht zu mächtigen Lager, welches durch einige Schürfe bloßgelegt wurde. Zu Krügen soll er brauchbar sein. Mehr gegen Mitternacht, unmittelbar an der Grenze, wurde in einen mäßig hohen Hügel unweit des Dorfes ein Versuchsstollen getrieben, weil man ein Steinkohlenflöz zu entblößen hoffte. Zu Neuß' Zeiten war der Stollen bereits verbrochen und nicht mehr befahrbar. Die Proben glichen einer bituminösen Holzerde. Über Mächtigkeit und Ausbreitung des Lagers konnte Neuß keine Angaben machen. Er vermutete aber, daß bei einem Bergbau die Tagwässer viel zu schaffen machen würden.

Neuerer Zeit hat Görzsdorf fast 200 Häuser und besitzt außer dem Clam-Gallas'schen Kohlenwerke verschiedene Fabriken, darunter die Spinnereien von Leitenberger (60.000 Spindeln) und J. A. Hibsch (10.000 Spindeln). Man hat hier den Barbaraschacht und den Josefschacht. Die Landesgrenze wird vom Weißbach gebildet. Am Lindenberge gibt es Steinbrüche. ¹⁾

Die Schenke in Paß ist ein ziemlich ansehnliches Gebäude, vor welchem eine mächtige Linde mit Tisch und Bänken steht. Zwischen der Linde und der Schenke wandern wir fürbaß auf einem lustigen, sonnigen Wege, auf welchem es herrliche Blicke in das Reizgebiet und in das jeniseitige Gebirge zu genießen gibt. Wunderbare Wanderung!

Heut' bin ich gar fröhlich und aufgeräumt,
Denn mir hat vom Glücke, vom Glücke geträumt.

Das Glück, es nahm mich bei der Hand
Und hat mir Deinen Namen genannt.

Und es hat mir Deinen Schlaf gezeigt,
Wie Deine Brust bald sinkt, bald steigt.

Und meine Lippe, noch eh' ich's gedacht,
Hat Deiner Lippe den Gruß gebracht.

Heut' bin ich gar fröhlich und aufgeräumt,
Mir hat ja vom Glücke, vom Glücke geträumt.

Nun aber führt ein neuer Weg einen Wald entlang. Rechts vom Wege geleiten uns noch die Häuser des Dörfchens Paß, darunter und etwas entfernter steht eine schöne Villa, die ganz neu gebaut ist. Links bleibt ein Berg, den wir umgehen. Bei dem allerletzten Hause fragten wir, wo wir wären. Ja, das war immer noch ein Teil von Paß.

Gleich hinter den letzten Paßhäusern konnten wir einen Teil von Spittelgrund sehen, das, wie erwähnt, auch noch zum Gabler Bezirke gehört. Bei Spittelgrund liegt der Spizberg, der den Grenzpfeiler bildet für die Bezirke Gabel und Reichenberg, sowie für das Königreich Sachsen. Von diesem Spizberge bis zum Jeschkenberge bildet der Gebirgskamm, über den der Kammweg größtenteils gelegt ist, die Grenze zwischen dem

¹⁾ Dr. Santschel's Tour.-F., p. 568.

Gabler und dem Reichenberger Bezirke, zwischen der Reißelandschaft und dem Vereinsgebiete des Nordböhmischen Exkursionsklubs, zugleich auch die Wasserscheide zwischen der Nordsee und der Ostsee. Als Gebirgsübergänge auf dieser Strecke sind besonders hervorzuheben die Gabel-Kragauer und die Gabel-Reichenberger Straße.¹⁾ Daß es auch noch wichtige Übergänge bei Neuland und Paß gibt, haben wir bereits gesehen. Der „Paß“ war als Straßenübergang einst so berühmt, daß ihm sein Name bis heute als Auszeichnung geblieben ist, und welche Bedeutung die Pforte besitzt, welche sich die Eisenbahn durch den Feschen bei Neuland gebrochen hat, braucht nicht weiter erörtert zu werden.

Wir kommen nun in das Gebiet der Kieferbüsche. Die Wege sind teilweise sandig, aber gut gangbar und wechselnden Gefälles. Es folgt dann wieder Fichtenwald, ein sehr angenehmes Wandern! Aber in Ermanglung eines Kompasses sind wir außer Stande, den Weg auf der Karte genau zu verfolgen, weshalb wir unsere Schritte ohne langes Überlegen nach den blauen Wegzeichen richten und von jeder Beschreibung der Wegrichtung absehen. Endlich kamen wir zu einem Baume mit einem Kreuze. Nach dem Programme sollten wir zur „Mordkiefer“ kommen. War das die Mordkiefer? Keinesfalls. Und es folgte eine neue Selbsttäuschung. Wegen der Ähnlichkeit, welche die hier sich kreuzenden Wege mit denen auf der Karte zu haben schienen, verwechselte ich dieses Kreuz mit der „Tobiaskiefer“. Und wir suchten — natürlich vergebens — nach der Ruine Winterstein, konnten sie aber nicht finden. Schließlich kamen wir zur Erkenntnis, daß die Lage des Kreuzes doch nicht recht zur „Tobiaskiefer“ passen wollte. Wir waren erst bei dem „Bäckerherrgott“. Das ist ein Fichtenbaum mit einem Kreuzifix, das zum Andenken an einen Grottauer Bäckermeister gestiftet sein soll, welcher hier ermordet wurde, als er, mit Gelde wohl versehen, nach Gabel zum Getreidemarkte einkaufen gegangen war. Denn man gelangte vom „Bäckerherrgott“ auf einem Fußwege über Süddorf nach Gabel und andererseits über Spittelgrund nach Grottau. Diese Gegend sah ehemals gar wild und öde aus, und wenn unser Gewährsmann in Gesellschaft von Marktleuten oder wohl gar allein diesen Weg ging, dann eilte er mit seiner Ware schein und flüchtig des Weges weiter.²⁾

Hierher scheinen mir einige Zeilen von Alois John³⁾ recht gut zu passen:

Verlassen, stumm, in tiefster Einsamkeit,
Das hehre Haupt gebeugt und träben Aug's,
So hing dies Christusbild verlassen, stumm,
Erbarmungswürdig. —
Kein Weihrauch wallte, keine Festposaunen
Umrauschten feierlich dies Opferbild,
Gespenstisch ragt's im Zwielicht, ein Symbol! —

Doch nicht ganz verlassen ist das einsame Waldkreuz. Rings flüstern die Stimmen des Waldes und umrauschen es Tag und Nacht. Auch die Erinnerungen an einen Getöteten umschweben es.

Der Vormittag war schon ziemlich vorgeückt. So versuchte ich nicht weit von dem erwähnten Kreuze an einem mit Heidekraut bewachsenen Waldbrande eine Wurst, die mir als „Gothaer“ verkauft worden war.

¹⁾ *Exl.*, I, 57. — ²⁾ *Exl.*, XIII, 367. — ³⁾ *Exl.*, XXIII, 178, 179.

„Gothaer? Eine echte Gothaer?“ So hatte ich gefragt, und die Frage war bejaht worden. Nun konnte ich die Wurst ungenossen ins Heidekraut werfen, wo sie wohl von niedrigem und hungrigem Getier gefunden worden sein wird. Als wir vor ungefähr anderthalb Jahrzehnten eine Sommerfrische zu Tambach im Thüringer Walde bezogen hatten, brachte uns meine Schwägerin eine „Gothaer Wurst“, welche uns wochenlang gute Dienste leistete und bei vorschriftsmäßiger Behandlung bis zum letzten Zipfel immer gesund und schmackhaft blieb. O welch ein Unterschied zwischen guter und schlechter, zwischen echter und unechter Ware! Niemand sollte eine Wurst, ein Bier oder einen Wein unter einem falschen Namen verkaufen dürfen. Und warum einen Kaffee oder Tee? Auch nicht. Keinerlei Betrug kann für den „Konsumenten“ nützlich sein. Immer wird seine leibliche und seine wirtschaftliche Gesundheit in Mitleidenschaft gezogen.

Als bald nach dem Kreuze folgt ein kahler Hügel, über dessen Kuppe der Weg führt. Er bietet einen herrlichen Ausblick in das Polzenland. Die Glanzpunkte dieser Aussicht bilden der Koll und der Tolzberg. Dieser Hügel ist nach meinen Aufzeichnungen weder benannt, noch gemessen. Er heißt aber in Wirklichkeit der „Schwarze Berg“, dem der Nordböhmisches Touristenführer 513 m beilegt. Von diesem Berge schrieb die Reichenberger Zeitung im Frühjahr 1903: „Mit Recht bezeichneten alle Teilnehmer den Schwarzen Berg und seine Aussicht als den Glanzpunkt des ganzen Ausfluges“, der sich von der Freudenhöhe auf dem neuen Kamminwege bis zur Tobiaskiefer erstreckte. „Eine so wunderschöne Aussicht vermutete hier Niemand, und der Führer hatte helle Freude an den Ausrufen der Bewunderung und den Fragen, die an ihn gestellt wurden. Die Aussicht umfaßt ein Panorama vom Fergengebirge bis zur Lausche. In der Mitte lagen der Jeschken, der Kalkberg, der Koll, das Kummergebirge, der Tolzberg und andere Höhen. Besonders anziehend ist der Blick auf die Ortschaften Pantraz, Ringelschhain, Finkendorf, auf das Schloß Lämberg und die Stadt Gabel.“ Herr Dr. F. Hantschel hat die Aussicht vom Schwarzen Berge noch genauer aufgenommen, aber ich denke, daß obige Worte eine auslängliche Vorstellung ermöglichen. Und wie reizend war der Sonnenschein! In dieser Bergeinsamkeit ist mir ganz unwillkürlich ein vor mehreren Jahren entstandener Vers eingefallen:

Dein mußt Du sein, Dein Eigen,
Doch nicht aus Eigenmuth;
Dein Wesen mußt Du zeigen
Zu Deines Volkes Schutz.

Der Weg zur „Tobiaskiefer“ wurde nun rasch zurückgelegt. So heißt aber eine Kiefer mit einem Bilde des biblischen Tobias, von dem also die Kiefer ihren Namen haben könnte. Doch als mein Freund Dr. F. Hantschel mit Herrn Karl v. Zimmermann-Göllheim im Juni 1903 den Kammweg vom Pantrazer Sattel über den Trögelsberg und den Schwarzen Berg bis zur Tobiaskiefer beging, hat ihm die Wirtin in Slang's Gasthause zu Paß über den Namen der Tobiaskiefer die Mitteilung gemacht, ihr Großvater Tobias Kunze sei Holzhändler gewesen und habe um das Jahr 1800 die dortige Waldstrecke zum Abtrieb

erstanden. Die Kiefer, bei welcher die Pascher viel verkehrten, ließ er alsdann zum Andenken stehen, worauf sie nach seinem Vornamen benannt wurde. Nach dieser Erzählung ist es nicht unwahrscheinlich, daß das Tobiasbild dem Holzhändler Kunze zu verdanken ist.

Bei der Tobiaskiefer überschneiden sich mehrere Wege. Einer davon führt von hier nach Zinkendorf. In einer halben Stunde können wir in Petersdorf sein. Ein anderer Weg führt über die „Mordkiefer“ auf den Pfaffenstein oder durch den Kaisergrund nach Spittelgrund. In die Mordkiefer hat ein österreichischer Finanzwach-Oberaufseher einen Totenkopf mit dem Spruche: „Memento mori“ eingeschnitten.

Von der Tobiaskiefer aus besuchten wir einen in der Nachbarschaft gelegenen Hügel, auf welchem die Burg Winterstein sich befunden haben soll. Wir befragten die in der Nähe tätigen Holzschläger, wir gingen auch um den Berg herum, ohne jedoch die Felskuppe zu besteigen. Wir haben keine Spur von einem Bauwerk gefunden, nichts als Steinbrüche. Dennoch besteht kein Zweifel, daß auf dem beholzten Gipfel noch Spuren von Grundmauerwerk, von einem Wallgraben und einer Burgwarte vorhanden sind.¹⁾

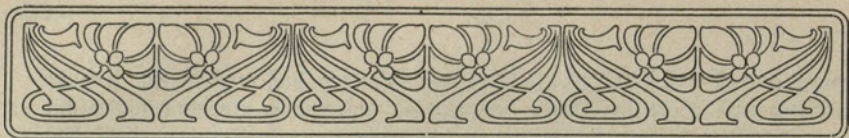
Die Burg Winterstein, aber ohne Namen, wird schon im Jahre 1369 erwähnt, als Karl IV. den Cölestinen auf dem Dybin das Gebiet der Burg Dybin abtrat. Als Grenze wird der „Vogeldruffelweg“ im Kaisergrunde genannt, der unterhalb der „alten Burg“ (olim castrum) gelegen ist. Im August 1442 wurde der Winterstein von den Zittauern abgebrochen, deren Rat sich am 2. November 1592 mit dem Herrn von der Gabel wegen eines Stückes Wald bei Petersdorf, derzeit „Burgberg“ genannt, verglichen hat. Das war, wie Dr. Alfred Moschkau versichert, offenbar die Burgstätte „Winterstein“, welche den Zittauern nach der Zerstörung der Feste verblieben war.²⁾

Mit unserm Winterstein streitet um Ruf und Namen ein anderer Winterstein, welcher auf dem „hinteren Raubschloffe“ in der sächsischen Schweiz gelegen war. Hier hauste im Jahre 1441 ein wilder Geselle, Necke v. Winterstein, ein gefürchteter Landplacker. Noch im selben Jahre erscheint Johann v. Wartenberg als Besitzer der Felsenwarte. Da auch er die Warenzüge der Sechsstädter bedrohte, so haben letztere die Burg Winterstein angekauft und im Jahre 1442 niederreißen lassen.³⁾

An diesem Beispiele kann man recht deutlich sehen, daß die Geschichte unserer zahlreichen Burgen noch immer nicht hinreichend aufgeklärt ist. Das gilt insbesondere von jenen Burgen, die in der Nähe von Daubitz lagen.



¹⁾ Dr. F. Hantjchel: *Tour.-Z.*, p. 410. — ²⁾ *Erz.*, V, 184 ff. — ³⁾ Über Berg und Thal, XXVII, 245.



Ringelshain.

om Winterstein führt die alte Straße nach Finkendorf, wobei der Fuchsberg (534 m) rechts bleibt. Die Gründung von Finkendorf hat einen geschichtlichen Hintergrund. Im großen Bauernaufstande von 1680 wäre der Ringelshainer Schulmeister Sebastian Fink von den Bauern beinahe erschlagen worden, weil er den Untertanen gegenüber die Rechte der Herrschaft verteidigte. Er mochte sich also nach diesen Ereignissen in Ringelshain nicht mehr recht heimisch fühlen, weshalb ihm die Gräfin Benedikta v. Bredau am 20. August 1683 im Walde beim Pechofen ein Stück Busch verkaufte, damit er sich ein Häuschen

erbauen könnte. Dem ersten Ansiedler folgten andere, und so entstand Finkendorf, benannt nach dem Namen jenes Schulmeisters.¹⁾

Im Walde hinter Finkendorf quillt der „Schwerborn“. Wenige hundert Schritte von seinem Ursprunge vermochte der Schwerborn schon eine Mühle zu treiben, deren Existenz durch ein noch jetzt sichtbares Wassergrabenbett bezeugt ist.²⁾

An Finkendorf schließt sich im O das am Abhange des Hüttigberges gelegene Bauerndorf „Schwarzpfütze“, über dem im N der Lerchenhübel und noch höher der Welsberg (545 m) hervorragt. Die Kapelle von Schwarzpfütze stammt aus dem Jahre 1724. Eine besondere Erwähnung verdienen die Schnittwarenhändler aus Schwarzpfütze, Finkendorf, Neusorge und Ringelshain, deren Tätigkeit und volkswirtschaftliche Bedeutung vor einigen Jahren Karl Kostka in einem Aufsatze über das „Hausiergewerbe in Nordböhmen“ besprochen hat.³⁾

Wer von Finkendorf dem Laufe des Baches folgt, der kommt bei dem „Pechofen“, der freilich längst nicht mehr besteht, auf die Gemeindegemark von „Ringelshain“. Dieser Name wird von „Reinold“ abgeleitet⁴⁾

1) Bürger, p. 38, 83. — 2) Bürger, p. 47. — 3) Gzf., XXII, 204. — 4) Bürger, p. 62.

und ist jedesfalls ein deutscher Name wie auch die Ortschaft deutschen Ursprunges. Ort und Kirche Ringelshain wurden 1518 noch als „wüßt“ bezeichnet. Letztere war schon im Jahre 1369 wie die von Steinschönau „arm“ (pauper) genannt worden,¹⁾ was bei der gebirgigen Lage der Pfarrgemeinde nicht gerade zum Verwundern ist. Im Jahre 1668 wurde der Bau einer Barbara-Kapelle bewilligt und im folgenden Jahre begonnen und beendet.²⁾ In den Jahren 1745 bis 1748 wurde die Kapelle erweitert und mit einem Turme versehen. Diese Kirche besitzt hohe Rundbogenfenster und zu Ehren der hl. Barbara drei Freskogemälde, deren Meister seine Studien in Italien gemacht haben dürfte.³⁾ Beachtenswert ist ferner auf dem Dorfplatze das auf einem dreieckigen Sockel ruhende Monument mit den Statuen: Abt Wendelin, St. Florian und Bischof Valentin.⁴⁾

Was den Erwerb in Ringelshain betrifft, so werden schon im Jahre 1678 Bauern erwähnt, welche als Fuhrleute Getreidehandel nach Bittau trieben. Auch noch im vorigen Jahrhunderte wurde die Frächtereier stark betrieben.⁵⁾ Die reichste und angesehenste Familie Ringelshain's war im 18. Jahrhunderte die Familie Schicht, besonders unter Joh. Christoph Schicht, der eine Tochter von Christoph Zinke aus Arnsdorf heiratete (1763) und mit seinem Schwiegervater in Haida ein schwungvolles Glasgeschäft nach Spanien betrieb. Sein Sohn Wenzel Schicht wurde auf einer Reise nach Spanien in die mittelländischen Meere von Seeräubern ergriffen und nach Afrika in die Sklaverei geführt, woraus er erst nach zwei Jahren, in Gesellschaft einer Kaufmannstochter aus Frankfurt a. M., für teures Lösegeld befreit wurde. Dieser Wenzel Schicht hat 1795 in Haida geheiratet, und durch vierzehn Tage sollen die Hochzeitsfeierlichkeiten in Haida und Ringelshain gedauert haben. Doch das Glück des Hauses nahm ein Ende. Wenzel Schicht ist in der Fremde verkommen. Von dem prachtvollen Garten mit den spiegelnden Glaskugeln, von den Gewächshäusern mit den südländischen Pflanzen, von den Käfigen mit den seltensten Vögeln, von den Wasserbehältern mit Schwimmgelügel wird noch jetzt wie von einem Märchen erzählt.⁶⁾

Im Jahre 1837 begann Georg Schicht in Ringelshain mit der Seifenfabrikation. Im Jahre 1872 erbaute er die neue Werkstätte, 1879 errichtete er Niederlagen in Tepliz und Reichenberg, worauf er bei Auszig eine große Seifenfabrik erbaute,⁷⁾ deren Ruf landbekannt ist. Wo ist bei uns eine Stadt so klein, an deren Mauern nicht „Schicht's Seife“ angerühmt und empfohlen würde?

Um Ostern 1849 ist Josef Müller aus Ringelshain nach Amerika ausgewandert. Doch das Schiff, auf welchem er fuhr, soll mit ihm untergegangen sein. Er war ein kunstreicher und genialer Schmied, der die feinsten Waffen wie kostbare Gewehre und Säbel, aber auch kunstvolle Schlösser herzustellen verstand, welche Niemand zu öffnen vermochte, wenn der Schlüssel verloren war.⁸⁾

¹⁾ Bürger, p. 64. — ²⁾ Bürger, p. 33. — ³⁾ Bürger, p. 48, 49. — ⁴⁾ Dr. Gantschel, p. 409, 410. — ⁵⁾ Bürger, p. 54. — ⁶⁾ Bürger, p. 101—103. — ⁷⁾ Bürger, p. 54. — ⁸⁾ Bürger, p. 75, 76.

In neuerer Zeit werden in Ringelsheim auch wertvolle Fruchthäute erzeugt. Wie man demnach sieht, hat sich Ringelsheim, obwohl es so lange vom Weltverkehre abgeschlossen war, doch immer auf zeitgemäßer Höhe erhalten.

Noch einige Erinnerungen an vergangene Zeiten. Im Kretscham wurde 1712 die „Kaufe“ für die Häftlinge erbaut. Im Jahre 1730 wurde des alten Scharrichters Sohn Namens Hans Michel Dhnesege, der in unterschiedlichen Kuren erfahren war,¹⁾ in die Untertänigkeit aufgenommen und überdies bei Strafe einer Kufe Salz gegen Vorwürfe geschützt.²⁾ Im Jahre 1744 wurde bei der Galgenschenke eine vierkantige Denkfäule errichtet, wie die Sage geht, zum Andenken an eine Kindesmörderin, welche an jener Stelle enthauptet worden war.³⁾ Auch der „Zigeunergalgen“ erinnert an eine Zeit sehr strenger Justiz. So waren laut eines Statthalterbefehles vom 21. August 1689 alle Zigeuner, welche nicht innerhalb weniger Tage das Königreich meiden würden, durch die Landjäger als vogelfrei zu verfolgen. Und nach einem Statthalterbefehle vom 23. Dezember 1692 sollten Zigeuner, welche nach Ablauf von acht Tagen sich noch im Lande befänden, durch den Strang zum Tode gebracht, wer aber solche mit Brot oder andern Lebensmitteln unterstützte, an Leib und Leben gestraft werden.⁴⁾ Aus anderen Quellen wissen wir, daß solche Verordnungen gegen die Zigeuner sehr streng durchgeführt wurden, so daß mancher Zigeuner und manche Zigeunerin um ein Ohr oder um beide Ohren oder gar an den Galgen gekommen ist.

Um das Jahr 1833 hat, wie wir schon bei Paß erzählt haben, in der Gegend von Ringelsheim und Seifersdorf eine Bande von Strolchen und Räubern ihr Unwesen getrieben. Da ist es denn sehr merkwürdig und zugleich lustig zu hören, daß der Seifersdorfer Richter Joachim Habenicht das verdächtige Volk, welches er besonders eifrig und energisch aufgriff, in den Hühnerstall sperrte, wovor die Gauner die meiste Furcht hatten.⁵⁾

Am 5. Oktober 1695 befahl Graf Franz v. Gallas, daß Niemand bei 20 Sch. Gr. Strafe seine Kinder ohne Erlaubnis böhmisch lernen⁶⁾ oder studieren lassen solle. Im Jahre 1713 bekamen die Schulmeister im Pfarrsprengel Seifersdorf-Ringelsheim-Christophgrund von den Zehentbroten zu St. Georg und Michaeli und von den Wettergarben, zum Gründonnerstage und hl. Abende, auch Schulgeld, „so wenig es macht“, und von der Kirchenrechnung, doch erhielt der Ringelsheimer Schulmeister für

¹⁾ Das Recht zu arzten ward den „Scharrichtern zugestanden“. Am 6. August 1573 starb des Müllers Sohn von Burheim, der sich beim Nachrichter in der Kur befand. Am 17. Juni 1697 wurde Hans Hellmuth von Ulm enthauptet. Er war der letzte, den Meister Mary Philipp Hartmann gerichtet hat. Nachher erhielt letzterer das kaiserliche Privilegium, ohne allen Vorwurf gleichwie andere Herren Medici zu praktizieren (Birlinger, II, 443, 444). — ²⁾ Bürger, p. 86, 89. — ³⁾ Bürger, p. 93. — ⁴⁾ Weingarten's Codex, p. 538, 565. — ⁵⁾ Bürger, p. 128, 129. — ⁶⁾ Ganz im Gegenjase hiezu haben die Jesuiten am 4. Sept. 1680 den Bürgern von Auscha befohlen, daß sie sich „einen Schulmeister, in der böhmischen und deutschen Sprache wohlverfahen“, besorgen sollen, „damit also ihre Kinder, Söhne und Töchter, in der Schul und zu Hause in beeden Sprachen lesen, schreiben, reden und dieselbe recht verstehen bald von Jugend auf sich gewöhnen“ (Erl., IX, 260, 261).

Kirchen- und Gemeinderechnungen keine Entschädigung. In der Kirche wurde von 1716 bis 1784 jährlich eine „Krippe“ aufgestellt, doch diese Aufstellung von Kaiser Josef II. verboten.¹⁾ Im Jahre 1724 beschwerten sich einige Untertanen von Ringelsheim und anderen Orten beim Grafen v. Gallas, weil ihr Name „Teubner“ willkürlich in „Teufel“ umgewandelt worden sei. Sie behielten Recht, weil der Name „Teubner“ schon in den Obersteueramtsrollen von 1654 gebraucht worden war. Im Jahre 1729 bekam Joh. Anton Strohbach den Schulmeisterdienst in Ringelsheim mit dem Bedenken, daß er die Jugend in der Vokal- und Instrumentalmusik unterrichten solle.²⁾

Im Jahre 1740 herrschte in ganz Europa ein ungewöhnlich strenger Winter, der noch lange als „Winter von Anno 40“ in der Erinnerung fortlebte. Der 9. Januar war der kälteste Tag des Jahrhunderts. Reisende und Postillione kamen tot vor den Stadttoren an, die Pferde erstarrten an der Deichsel, die Kühe in den Ställen. In Böhmen froren alle Teiche aus. In Petersburg wurde der berühmte Eispalast gebaut.³⁾

Im Jahre 1745 hatten Ch. Schiller, J. Schicht und Ch. Bürger ein preussisches Feldstück gefunden und bei dem obrigkeitlichen Amte angefragt, was mit dem „Stück“ zu machen sei. Am 29. Juni erfolgte vom Amte die Antwort, daß das Stück durch das Amt an einem sicheren Orte hinterlegt werden solle.⁴⁾ Man darf wohl annehmen, daß dieses Feldstück mit dem Rückzuge in Verbindung stand, den die Preußen im Spätherbste 1744 von Prag über Leitmeritz, Ausscha, Neuschloß, Leipa, Reichenberg und Friedland teils in's Schlesi'sche, teils in's Gläzische ausgeführt haben.

Im Jahre 1821 wurde in Ringelsheim eine Feuerspritze angeschafft, die in Haida gebaut worden war.⁵⁾

Die Sage hat der Gegend von Ringelsheim einen besonderen Schmuck verliehen. Nächst einer bewaldeten Anhöhe unweit des Dorfes, linker Hand von der Straße, welche von Gabel gegen Reichenberg führt, gibt es schöne, grüne Wiesen. Und mitten in diesen Wiesen erheben sich drei Sandsteinfelsen, deren Häupter mit Strauchwerk bedeckt sind. Durch diese Wiesen rieseln aber einige Quellen hellen, klaren Wassers, die den „Jungferbach“ bilden, der durch das Lämberger Tal sich schlängelt und bei Niemes in die Polzen sich ergießt. Der Jungferbach von Gabel bis Niemes galt früherer Zeit als Oberlauf der Polzen, deren Quelle am Falkenberge gesucht wurde. So sagt noch Schaller⁶⁾ in Bezug auf die Polzen, daß sie „im Bunzlauer Kreise am Fuße des sogenannten Falkenberges entsteht, bei Gabel und Niemes gegen Mittag herabläuft, bald darauf den Lauf gegen Abend richtet und bei dem Dorfe Wesseln in den Leitmeritzer Kreis eintritt“. Es hat überhaupt sehr lange gedauert, ehe man den Ursprung der Polzen im „Polzenquellenteiche“ bei Dschitz festgestellt hat. Aber eine solche Untersuchung würde uns diesmal viel zu weit führen. Doch wollen wir den bezüglich des Geschlechtes bestehenden Widerstreit der Meinungen berühren, ob es richtiger gesagt ist: „Der

¹⁾ Bürger, p. 84, 86, 87. — ²⁾ Bürger, p. 88, 89. — ³⁾ Bürger, p. 91. — ⁴⁾ Bürger, p. 96. — ⁵⁾ Bürger, p. 121. — ⁶⁾ Schaller, IV, 14.

Polzen mündet bei Tetschen in die Elbe“ oder: „Die Polzen ergießt sich bei Tetschen in die Elbe“. Ich bin für „die Polzen“. Die Alten waren es auch. Reuß (1797), der nicht „Polzen“, sondern „Polze“ schreibt, ist für das weibliche Geschlecht dieses Eigennamens. Denn er sagt: „an dem westlichen Ufer der Polze“ und an einer anderen Stelle: „zwischen der Polze und dem Hennesdorfer Bache“. Ebenso schrieb Hofer schon 1794: „Die Polze, die unterm Tetschenberge entspringt“. ¹⁾ Dieser Gebrauch ist aber noch viel, viel älter. Schon im 16. Jahrhunderte schrieb Georg Handsch v. Vinus, ein Leipziger Kind, von einem Karpfen bei der Stadt Leipa in flumine Polzena, was unzweideutig beweist, daß schon zu jener Zeit das weibliche Geschlecht der Polzen bei den Deutschen gebräuchlich war. ²⁾

Jene drei Felsenkegel, nach denen wohl auch der „Jungferbach“ seinen Namen erhielt, heißen die „Jungfersteine“, und das Volk weiß von ihnen folgende Sage zu erzählen. Es war zu einer Zeit, in welcher das Christentum in dieser Gegend noch gar nicht lange bestand. An einem Festsonntagmorgen gingen alle Leute zur Kirche, nur drei gottlose Mägde des Großbauern begaben sich auf die Wiese, um dort Gras zu mähen. Da läutete es in der Kirche hehr und feierlich zur heiligen Wandlung, und die Wanderer, die unterwegs waren und an der Wiese vorübergingen, fielen andächtig und betend auf ihre Knie nieder. Doch die drei Mägde spotteten der Knienden und warfen höhrend und jauchzend ihre Sicheln gegen Himmel und fingen sie hernach geschickt und frohlockend wieder auf.

Als die „Wandlung“ wird begangen
Und vom Turm das Glöcklein ruft,
Sieh, da werfen sie zum fangen
Hoch die Sicheln in die Luft —
Tanzen, wo sich alle neigen
Vor des Heilands Leib und Blut,
Lachend einen Ringelreigen —
Alles nur aus Frevelmut ³⁾

Aber Gott läßt seiner nicht spotten. Als die Mägde ihre Sicheln zum drittenmal emporwarfen, kamen die Sicheln nicht wieder zur Erde herab, und die Mägde selber wurden zu Stein. Und so müssen sie noch heute als Steinblöcke in der Wiese stehen, zur Warnung für die gottlose Nachwelt. ⁴⁾

Von dieser Sage, von welcher Bürger ⁵⁾ vermutet, daß sie durch einen Unglücksfall veranlaßt worden ist, stehen auch die Namen „Jungferlehne, Jungfernwiesen“ und selbst „Jungfernfriedhof“ in einem gewissen Zusammenhange.

Besonders aber verdient erwähnt zu werden, daß am 9. September 1793, als Bischof Ferdinand Kindermann v. Schulstein Kirche und Schule in Ringelschhain durch seine Gegenwart erfreute, in dem Volkszuge, der ihm entgegenhing, dreißig gleichgekleidete Jungreiter und über zwanzig Jung-

¹⁾ Reuß, II, 118; Mayer: Ph. Anz., IV, 310. — ²⁾ Dr. Leop. Sempfeler, p. 18. — ³⁾ Ferd. Thomas: Erz., XXV, 61. — ⁴⁾ g. st. C. Douth und st. real. Franz Profop. — ⁵⁾ Bürger, p. 55, 56.

frauen sich befanden, welche mit Bändern und Getreideähren umschlungene Sicheln trugen und vor dem Bischofe sangen, worüber der hochwürdige Herr seine besondere Freude äußerte.¹⁾

Von der Tobiasstiefer gingen wir einen recht angenehmen Weg — teilweise längs der Landesgrenze — zum „Lückendorfer Forsthaus“, wo wir einkehrten. Gerade gegenüber an der Straße im Walde stand ehemals eine elende Hütte, das „Ausgespann“ für die Fuhrleute, welche vom Eichgraben bis hierher Vorspann genommen hatten. Als im Jahre 1838 das „Lückendorfer Forsthaus“ erbaut wurde, mußte die „schwarze Bürste“ weichen, worin sonst ein früherer Kretschambesitzer aus Lückendorf seine Schankwirtschaft betrieben hatte.²⁾

Dicht am Garten des Forsthauses stehen noch acht wallartige Verschanzungen, welche im Jahre 1813 vom Landvolke erbaut werden mußten. Hier ist Napoleon am 19. August 1813 durchgezogen, mit ihm Murat, Berthier, Poniatowski und Andere.

In einer Viertelstunde kommen wir vom Forsthause zur Ruine „Karlsfried“. Die Burg war starken Baues und besaß drei gut verwahrte Türme mit einer Zugbrücke zwischen zwei Felsenvänden. Aber jetzt ist nur noch die Ruine eines Wartturmes mit Keller Spuren nebst Resten von Grund- und Umfassungsgemäuer vorhanden. Zum Schutze diente ein stattlicher Teich, woraus später (1696) die Lückendorfer „Pfarrwiesen“ entstanden, die nun aber auch schon längst mit jungem Anwuchs bepflanzt sind. Bis zur Anpflanzung des Waldes gab es in der Nähe der Burg noch einen versumpften Teich, dessen Grund mit Schilf und Binzen verwachsen, dessen Damm von Weiden und Erlen begrünt war. Von diesem Teiche ging die Sage, daß sein Grund mit Steinplatten belegt gewesen sei, und daß eine große Goldkette darin liege.³⁾

Die Burg Karlsfried galt als Zollstätte. Es war daher eine Mauer über die Straße gezogen, so daß die Fuhrleute durch ein starkes Tor fahren mußten. Der Karlsfried wurde im Jahre 1337 auf Befehl Karl's IV. zum Schutze der Straße erbaut und beherbergte zeitweise die Landvögte der Oberlausitz. Am 25. Jan. 1424 hat Boczko v. Podiebrad mit einem starken Heere die Burg überfallen und zerstört. Sie wurde aber wieder hergestellt und gehörte 1440 dem Johann v. Wartenberg auf Blankenstein, so daß von hier in kurzer Zeit dem Handel der Sechsstädte großer Eintrag geschah. Daher haben die von Zittau und Görlitz im Jahre 1441 die Burg Karlsfried gekauft und zum Abbruch bestimmt, der zu Laurenzi 1442 begann. Görlitz mußte 4 Sch. Gr. Brecherlohn zahlen. Die Burgstätte mit den Trümmern erwarb Zittau für 150 Sch. Gr. Ubrigens kann die damalige Zerstörung durchaus nicht besonders gründlich gewesen sein. Denn im Jahre 1525 erkauften die Lückendorfer das Holzwerk der Ruine. 1690 benützte man auch ihr Steinwerk zum Baue der Lückendorfer Kirche. Dessen ungeachtet war die Ruine im Jahre 1720 noch drei Stock hoch und besaß große Doppelbogenfenster. 1721 wurde neuerdings viel Mauerwerk abgebrochen und nach Zittau befördert. Bei dieser Gelegenheit fand

¹⁾ Bürger, p. 117. — ²⁾ S. Morávek, p. 12. — ³⁾ S. Morávek, p. 8.

man eine kostbare Monstranz, die wohl von Kirchenräubern hier versteckt worden sein mochte. Auch nach dem großen Stadtbrande (1757) sind noch Türen- und Fenstergewände aus der Ruine nach Zittau gebracht worden.¹⁾ Ich habe diesen stufenweisen Fortschritt der Zerstörung nur deshalb so ausführlich erzählt, weil wir daraus erkennen, in welcher Weise die meisten von unseren zahlreichen Burgen den Untergang gefunden haben. Wie der Fink aus den Bestandteilen eines alten Nestes sich ein neues baut, so hat mancher Dörfler und mancher Städter aus den Trümmern einer alten Burg sich eine Hütte oder eine Scheuer zu bauen verstanden.

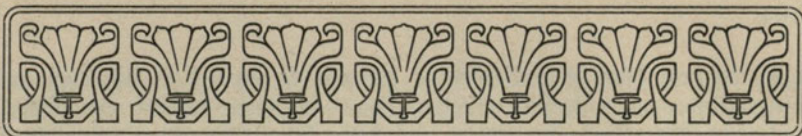
Die Turmruine der Burg Karlsfried gewährt einen romantischen Blick in eine dunkle Waldschlucht, in welcher sich seltsame Felsgruppen erheben, die man die „Uhuusteine“ nennt. Zwei andere Felsensäulen werden als „die nackten Männer“ bezeichnet.²⁾

An der Gabler Straße von Zittau bis zum Karlsfried erwähnt Karl Morávek in einem Vortrage, den er über die „Gabler Straße“ hielt und gedruckt herausgab, zunächst einen Kreuzstein, der einem gewissen Glänzel vom Gabler Räte über Beschluß vom Tage St. Elisabeth 1392 wegen der Verbesserung der Gabler Straße über dem sogenannten „gelingen³⁾ Stoß“ gesetzt worden war. — Aus der „Johannesquelle“ wurde die „Senator-Zust'sche Wasserleitung“ gespeist. Dieser Zust († 25. Nov. 1868) hatte nämlich der Stadt Zittau 90.000 Taler für eine solche Wasserleitung gewidmet. — Als dritte Merkwürdigkeit sei das schöne Waldtal bei der Johannesquelle genannt, nämlich „Ziegenhagens Verbannung“. Hieher war eine Seele aus der reichen Kaufmannsfamilie Ziegenhagen verbannt worden, welche den „Brandweintopf“ vor dem Webertore besaß. Morávek lacht über diese Verbannung, aber für den prüfenden Kenner des Volksglaubens gibt es keinen Zweifel, daß das Volk zu seinem Verbannungsurteile einen sehr triftigen Grund gehabt haben wird. Denn es ist längst bekannt, daß die Volkssage allerlei Frevel furchtbar bestraft und eine scharfe Rächerin von Missetaten ist. Leichtfertige Nonnen, Kindesmörderinnen, Meineidige, Wucherer, Räuber von Kirchengütern, schlimme Bögte und Ratsherren, Volksquäler, böse Söhne gegen ihre Eltern erleiden durch die Volkssage Verbannung und andere Buße.⁴⁾ Eine ähnliche Sage ist übrigens auch von der Gräzerhöhle am Töpfer erzählt worden.

Alle diese Nachrichten hatten wir uns angeeignet, ohne einen Schritt vor das Haus zu tun. Weil wir aber recht bald zu einem warmen Essen kommen wollten, das wir im Forsthaufe nicht haben konnten, so brachen wir endlich auf und gingen nach Lückendorf, welches wir auch auf einem bedeutenden Umwege, den die Straße macht, trotz der Sonnenhitze und obwohl uns der Weg recht lang wurde, endlich doch glücklich erreichten, worauf wir uns im Kurhause zum Mittagessen vorbereiteten.



¹⁾ K. Morávek, p. 10, 11. — ²⁾ Dr. Mojschau: Oberlausitz (4. Auflage), p. 181—185. — ³⁾ Das Wort „jählings“ ist bekannt. — ⁴⁾ Vgl. Birlinger, I, 490.



Der Falkenberg.

eschichtliche Bedeutung hat Lückendorf durch die wichtige Straße bekommen, welche seit uralten Zeiten von Zittau über Lückendorf nach Gabel und nach Prag führt. Gegenwärtig trennt sich diese Hauptstraße bei der Lückendorfer Kirche von einer Nebenstraße, welche die Pfarvdörfer Lückendorf und Dybin mit einander verbindet. Wir überschreiten aber bei dem Zollhause die

Landesgrenze, lassen den Hutberg, einen niedrigen, kegelförmigen, am Gipfel abgerundeten Hügel, zu unserer Linken¹⁾ und gelangen nach Petersdorf, wo Kaiser Josef II. am 17. September 1779 im Grenzzollhause einkehrte und abends beim Postmeister in Gabel übernachtete. Der Kaiser selbst schrieb damals in sein Tagebuch: „Von Paß ritten wir bei Spittelgrund vorbei durch sehr schlechte Wege nach Lutendorff, so sächsisch ist und wo die Verhaue gemacht worden, und von da nach Petersdorff, Herrnsdorff, dann Gabel.“²⁾ Eine Anekdote, welche über die Anwesenheit des unvergeßlichen Kaisers im Petersdorfer Zollhause berichtet, endigt mit den bezeichnenden Worten des Kaisers: „Gleiches Recht für Alle, für den Bürger wie für den König!“³⁾ Auch Napoleon, welcher die Höhen des Falkenberges mit Kanonen besetzen wollte, was aber nicht zur Ausführung kam, weil er nach Zittau zurückeilen mußte,⁴⁾ war am 19. August 1813 im Zollhause zu Petersdorf,⁵⁾ wo man noch einen Holzschemel weist, auf dem der Kaiser gerastet hat, und wohnte dann gleichfalls auf der Post in Gabel, welches die einzige Stadt Böhmens ist, die der Kaiser der Franzosen betreten hat.

Westlich von Petersdorf liegt der Falkenberg. „An den Hochwald“ — sagt der Mineraloge Reuß⁶⁾ — „schließt sich südlich der Falken-

¹⁾ Reuß, II, 104. — ²⁾ Exf., III, 91. — ³⁾ S. Thomas, p. 37. — ⁴⁾ Morawek: Zitt.-Gabl. Str., p. 14. — ⁵⁾ Dymna, II, 57; Exf.-Klub, II, 152. — ⁶⁾ Reuß, II, 103.

berg, der nur durch eine Vertiefung getrennt ist, so daß er sich auch auf dieser Seite am leichtesten ersteigen läßt. Er liegt nördlich von Gabel und hat Petersdorf an seinem östlichen Fuße. Er ist ziemlich hoch (583 m), wird aber vom Hochwalde an Höhe weit übertroffen.“ Nach Keuß¹⁾ ist der Porphyrchiefer des Falkenberges dem des Johannissteines am Hochwald ähnlich, nur daß er nebst den Hornblendefaulchen noch einige Säulchen des honiggelben Fossils aufnimmt. Der Falkenberg ist ferner, wie Keuß fortfährt, „ganz bewachsen und hat einen gezogenen Rücken, der gegen W jänstig abfällt. Auf der Südseite erhebt er sich anfangs nur jänstig bis auf ein Drittel des Berges, dann steigt er steiler an. Den Gipfel decken noch einige Mauern, die Überbleibsel eines Schlosses, das einst ein tiefer Graben umgab, wovon auch noch die Spuren aufzufinden sind.“

Der Burgweg und der Wallgraben — sagt ein Neuerer — sind noch wohl erhalten, stellenweise auch die ovale Brustwehr. Ebenso sind Grundmauern des Bergfrieds und des Burggebäudes noch angedeutet. Auf der Hirsdorfer Seite waren im Jahre 1778 Verhaue gegen die einrückenden Preußen errichtet worden. Am östlichen Bergabhange ist noch ein alter Bergwerksstollen zu erkennen,²⁾ und auf der Südseite wurde im März 1884 unterhalb des Burgwalles anlässlich des Buchenstückerodens ein Gefäß mit böhmischen Brakteaten aus der Zeiten der Könige Wenzel I. und Ottokar II. aufgefunden.³⁾

Wie Dr. Herm. Knothe nachgewiesen hat, gehörten die Dörfer Petersdorf und Hermsdorf samt Lückendorf von jeher und urkundlich — mindestens seit 1391 — zur Herrschaft Gabel-Lämberg, somit auch der zwischen diesen Dörfern gelegene Falkenberg. 1386 hat Hasko v. Lämberg seinem Schwiegersohne Heinrich Berka von der Dauba die Stadt Gabel samt einigen Dörfern abgetreten, worunter aber die obigen nicht waren. Im Jahre 1398 eroberte Jone v. Wartenberg auf Devin und Wartenberg die Burg Lämberg, warf Hasko in's Gefängnis und besetzte seine Herrschaft Lämberg samt Zubehör. Endlich im Jahre 1418 verkaufte Heinrich Berka den Rest der Gabelschen Güter an Benedikt v. Wartenberg, der jetzt auf Lämberg wohnte. In dieser Zeit wird die Burg Falkenberg niemals erwähnt, wohl aber haben Benedikt v. Wartenberg auf Lämberg und Wenzel v. Wartenberg auf Blankenstein im Jahre 1404 das Dorf Lückendorf an den Rat von Bittau verkauft. Und es ist wahrscheinlich, daß sie um diese Zeit zwischen den Dörfern Petersdorf und Hermsdorf auf dem Falkensteine eine Burg erbauten, welche aber bald in andere Hände überging. In einer Urkunde vom 12. April 1415 wird bereits „Albert v. Dornyn, Burggraf auf Grewstein (Grafenstein) und Falkenberg“, erwähnt. Dieser war ein Schwager Jone's v. Wartenberg, und es scheint, als ob die Herren v. Wartenberg dem neuen Verwandten aus unbekanntem Gründen den Falkenberg samt den Dörfern Hermsdorf, Herrendorf und Petersdorf überlassen hätten. Die Burg wurde im Hussitenkriege wichtiger. Wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1423 hatte Albert's Sohn, der Burggraf Heinrich v. Dornyn auf Grafenstein, zu Petersdorf einen Wagen

¹⁾ Keuß, II, 104. — ²⁾ Dr. Hantschel: Tour.-Z., p. 407. — ³⁾ Gzl., VII, 244, 245.

mit Heringen weggenommen, welche Boczko v. Podiebrad für seine Truppen in Nordböhmen herbeiführen ließ. Den Heringsraub zu rächen, kam Boczko am 25. Jänner 1424 mit 700 Reitern und 8000 Mann zu Fuß über den Gäbler nach dem Grafenstein. Der Karlsfried wurde erstürmt und ausgebrannt. Dagegen haben wir von einer Bestürmung des Falkenberges keine Nachricht. Auch der Grafenstein trotzte dem Hussitensturme. Aber Zittau wurde belagert, aber Heinrich's Ortschaften sowie die Zittauer Stadtdörfer wurden geplündert, verwüstet, in Brand gesteckt. Endlich zog Boczko mit der Beute über den Gäbler zurück, und die Stände der Oberlausitz beschloßen am 22. Juli 1424, den Falkenberg zu pachten und 50 Schützen unter dem Hauptmann Balthasar Wentsch als Besatzung in diese Burg hineinzulegen. Eine gleich starke Besatzung legten sie unter dem Hauptmann Hans Foltsch von Torgau in die Burg Roynungen, welche dem Heinrich v. Dornyn auf Grafenstein († 1428) gehörte, während der Falkenstein bereits an Bernhard v. Dornyn übergegangen war, der diese Burg jedoch nicht behalten, sondern an „Wanko mit dem einen Auge“ verkaufen wollte. Das Haus Falkenberg kam in der Tat Anno 1429 an Herrn Bernhard v. Dornyn zurück, während der Pacht von Roynungen mit Genehmigung des Besitzers Wentsch v. Dornyn fortbestand. Dieser Wentsch v. Dornyn beanspruchte nun auch den Falkenstein und verkaufte ihn für 200 Schock Groschen an den Hussiten Johann Koluch, der alsbald in das Zittauer Gebiet einfiel. Den Zittauern mochte kein Friede helfen, sie wurden gebrannt, gemordet und beschädigt. Am 6. Januar 1431 sandte Görlitz den Zittauern einen Ratsherrn mit 8 Pferden und 4 Wagen Wappnern zu Hilfe, als sie vor den Falkenberg ziehen wollten, und zu Ostern meldete ein Zittauer Bote nach Görlitz, daß der Falkenberg am Oftertage (1. April) ausgebrannt worden sei. Dr. Knothe glaubt, daß dieser Brand nur durch Verwahrlosung seitens der Besatzung entstanden sei. Jedesfalls hieß Johann Koluch noch am 9. Dezember 1431 „gesehen zu Falkenberg“. Endlich am 24. August 1437 schrieb Kaiser Sigismund an die Sechsstädte, er habe vernommen, daß das Schloß Falkenberg „vom eigenen Feuer“ verbrannt sei. Nun sollten sie sich aufmachen und das Schloß, weil früher von dort großer Schade geschehen, bis in den Grund abbrechen. Das dürfte denn auch geschehen sein.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die Burg Falkenberg nochmals aufgebaut wurde. Doch zogen die Oberlausitzer in der Fehde mit den Wartenbergern und den Birken v. Dauba auf Leipa und Gabel am 25. November 1467 nach Gabel und zerstörten bei dieser Gelegenheit abermals das Schloß Falkenberg. Endlich soll der Räuber wegen, die sich auf dem Falkenberge aufhielten, der Falkenberg im Jahre 1476 nochmals gebrochen worden sein.¹⁾ Und das waren wohl noch nicht die letzten Räuber, die in den Ruinen auf dem Falkenberge hausten. Ein vielgestaltiges Volkslied, das in Nordböhmen weit verbreitet ist, erzählt in rührender Weise, wie ein Mädchen von den Räubern auf dem „Schalkenschloß“ oder „Falkenschloß“ vergewaltigt wurde. Ich wähle den Wortlaut, wie ihn meine Mutter gesungen hat.

¹⁾ Dr. Herrn. Knothe: *Erz.*, X, 19—26.

Es ging eine Jungfrau, hübsch und fein,
Sieg in eine Wiese hinein;
Die wollte die Wiese grasen aus.

Da kam ein Herr und such' sie auf;
Er suchte so lang, bis er sie fand.
Er sprach sie an um einen Pfand.

„Ich hab' weder Pfand noch Geldeswert,
Ich hab' ein kleines Sicherlein.“¹⁾

„Dein Sicherlein das brauch' ich nicht,
Kein Weibvolkleid, das trag ich nicht!“

Er nahm sie bei der rechten Hand
Und führt sie in das Schalkenschloß.

Die Jungfrau schaut zum Fenster naus,
Sie gedacht', sie säg' ²⁾ ihren Vaters Haus.
Sie dachte: „Wenn ich daheime wär',
Das Schalkenschloß versunken wär'!“

Sie legten die Jungfrau auf den Tisch,
Sie zerrissen sie als wie en Karpensfisch;
Sie legten die Stücklein alle zusamm',
Sie vergruben sie wohl unter eine Tann'.

Auf ihrem Grab, da wuchs eine Niltg.³⁾
Da kam ein Herr und brach sie ab;
Er stackte die Niltg auf seinen Hut,
Darunter trug er einen fröhlichen Mut.
Einen fröhlichen Mut, viel Glück dazu,
Wo find' ich morgen meine Ruh?

Auf ihrem Grabe da lag ein Brief.
Da kam ein Herr und las ihn ab.
Sie sollten die Jungfrau graben aus,
Sie sollten sie begraben in Gottes Haus.

Die Mörder wurden aufgefangen,
Zu Bunzlau wurden sie aufge-
hängen.⁴⁾

Andere Fassungen dieses Volksliedes sind von Ferd. Thomas,⁵⁾ S. Taubmann und Th. Hutter veröffentlicht worden. Ich verweise noch auf die Gabler Überlieferungen, welche mir von Frau Wilhelmine Sommer mitgeteilt worden sind. Darnach ging vom Falkenberge, der von Gabel $\frac{6}{4}$ Stunden entfernt ist, ein unterirdischer Gang nach Gabel bis in Pfankop's Wirtshaus am Marktplatz, welches Lauben hat. Bei dem Gang vorübergegangen sein. Die Räuber, so heißt es, fingen ein Mädchen, eine Gräserin, welche am Falkenberge gegrast hat. Wilhelmine Sommer (Koch) hat das Lied von ihrer Mutter oft gehört. Sie meinte, daß diese Geschichte nicht gar alt sei. Und das ist nicht gar unwahrscheinlich, weil die Räuber, wie es im Liede heißt, in Bunzlau aufgehängt wurden, was vor den Gerichtsreformen des 18. Jahrhunderts nicht wohl möglich gewesen wäre.

Fröhlicher ist die Nachricht, daß vor etwa vierzig Jahren auf dem Falkenberge eine Schankwirtschaft — eine Bude mit Tischen und Bänken — bestanden haben soll. Desgleichen wollte Frau Sommer auch auf dem Limberge noch selber die Ruinen einer Burg gesehen haben, deren Mauern so hoch wie ein Mann waren und im Umfange wie „unsere Küche“, was wohl besagen will, daß sie so dick waren wie die sehr dicken Mauern der Leipziger Klosterküche. Auf demselben Limberge, wo die Mauern standen, soll ein Schatz begraben sein. Auch gab es viele Leute, die diesen Schatz „aufbrennen“ sahen, und viele wollten ihn heben. Das mag vor etwa fünfzig Jahren gewesen sein.

Nach einer von mir angemerkten und auf das Lausitzische Magazin bezogenen Notiz sagt Wolf, daß in Nordböhmen der Glaube an die Kraunwurzel derselben den „Falkenberg“ zwischen Gabel und Zittau, sowie die Muskauer Heide als Standorte anweise. Dieser Umstand veranlaßt mich, über die geheimnisvolle Kraunwurzel ausführlicher zu erzählen. Die

¹⁾ Sichel. — ²⁾ sähe. — ³⁾ Niltg. — ⁴⁾ Das Lied wurde in Rannitzernudorfel bereits vor 60 bis 70 Jahren gesungen. Vgl. Paudler's Nordböh. Volkslieder, p. 25, 26. — ⁵⁾ Erz., III, 239.

„Uraunwurzel“ sollte unsichtbar machen und diente als Amulet. Sie schützte Menschen und Vieh gegen Krankheit und Hexerei, brachte Glück und Frieden in's Haus, schützte den Wein vor der Säuerung, gab Rat, schläge und weißsagte die Zukunft. Den Frauen verschaffte sie Fruchtbarkeit und leichte Niederkunft. Durch Beschneiden gab man der Uraunwurzel künstlich die Gestalt eines Männchens und nannte sie Goldmännchen oder Heckenmännlein oder Erdmännlein oder Glücksmännchen, auch Uraunmännlein oder Urräunchen. Von der echten Uraunwurzel sagte man wohl auch, daß sie unter dem Galgen wachse und dort mit Gefahr des Lebens ausgegraben werden müsse, indem man an das Kraut einen Hund binde, der die Wurzel aus der Erde reiße, nachdem der Wurzelgräber sich die Ohren verstopft habe, damit er den Schrei der Wurzel, wodurch er in Gefahr gerate unzulänglich, nicht hören könne. Aus diesem Grunde wurde das Urräunchen auch als „Galgenmännlein“ bezeichnet.¹⁾ Man kleidete das Urräunchen in rote und weiße Seide, gab ihm ein Mäntelchen, wusch es mit rotem Weine und gab ihm wohl auch von jeder Mahlzeit zu essen und zu trinken. Übrigens ward es in einem Kasten an einem geheimen Orte des Hauses wohl verwahrt.

Je wunderlicher und menschenähnlicher die Uraunwurzel aussah, desto besser für ihren Besitzer. Selbst wenn sie von ihm weggeworfen wurde, kehrte sie doch immer wieder zu ihm zurück. Deshalb war auch die Uraunwurzel sehr geschätzt und wurde oft mit Gold aufgewogen. Ein Stück wurde bisweilen für 60 Taler verkauft.²⁾ So hat im Jahre 1575 ein Leipziger Bürger an seinen Bruder nach Riga in Livland ein Urräunchlein oder Erdmännchen gesandt, wofür er dem Scharfrichter 64 Taler und überdies dem Knechte ein Trinkgeld (Engelskleid) gegeben hatte. Sein Bruder hatte ihm nämlich geschrieben, daß ihm Kinder, Schweine, Schafe, Pferde absterben, daß Wein und Bier im Keller veräuere; die Nahrung gehe zurück, dazu komme noch Zwietracht mit seiner Hausfrau. Gegen alle diese Schädigungen sollte das Urräunchlein helfen und aufkommen. Der Empfänger wurde aber beauftragt, den „Erdmann“ nach seiner Ankunft drei Tage ruhen zu lassen und dann in warmem Wasser zu baden. Mit dem Badewasser solle er das Vieh und die Schwellen des Hauses besprengen. Alle Jahre soll er das Erdmännlein viermal baden, dann in sein Seidenkleid winden und zu seinen eigenen besten Kleidern legen. Vom Badewasser kann auch eine Frau in Kindsnöten einen Löffel voll trinken, so wird sie leicht gebären. Und wer den Erdmann unter dem rechten Arme trägt, der wird vor Rat und Gericht eine gerechte Sache bekommen, sie sei recht oder unrecht. Die Kleider dieses Urräunchens bestanden in vier Doeken Flockseide von himmelblauer, roter, gelber und grüner Farbe, auf denen das Urräunchen in einer Schachtel wie auf einem Bette ruhte.

Nach Johann Georg Keyser (1720) sind Urräunchen (*Mandragora*) die Wurzeln eines Krautes, welche künstlich die Gestalt des menschlichen Körpers erhalten, indem die Betrüger Hafer- und Gerstenkörner sowie

¹⁾ Im Schwäbischen hat anlässlich eines Hexenprozesses in Rottenburg (1650) das „Erdmännlein“ und seine Gewinnung eine große Rolle gespielt. Birlinger, I, 158, 162, 164, 167. Vgl. p. 379. — ²⁾ Gebirgsfr., XIV, 92—94.

Fasern in den Orten befestigen, wo sie Haare hervorbringen wollen. Nach Petrus de Crescentiis (1280) unterschied man Uraunen zweierlei Geschlechtes: Männlein und Weiblein, doch wurden beide ohne Unterschied gebraucht. Das Männlein hatte längere, das Weiblein aber breitere Blätter. Bod's Kräuterbuch vom Jahre 1551 bringt Abbildungen der männlichen und weiblichen Pflanze.

Zur Herstellung der Uraunen wurde gewöhnlich die Mandragora, manchmal aber auch die Wurzel der Zaun- oder Hundsrübe (*Bryonia*) verwendet. Überhaupt wurden wegen des hohen Wertes und Preises die Uraunen oft gefälscht, wobei besonders der Allermannsharnisch oder Sieglauch (*Allium victorialis*) und die Zaunrübe (*Bryonia*) von den Fälschern verwendet wurden. Ersteres ist eine knollige Wurzel, die in den Sudeten und im Riesengebirge vorkommt, woher die Uraunen sehr häufig bezogen wurden. Für mich ist es gar nicht zweifelhaft, daß die Kräutermänner und Laboranten¹⁾ des Riesengebirges, wie sie die Rübezahlsagen verbreitet haben,²⁾ ebenso auch für die Wertschätzung der Uraunen zu ihrem eigenen Vorteile überaus tätig gewesen sind. Diese Wurzelklauber müssen sich schon im 17. Jahrhunderte bemerkbar gemacht haben. Der Wurzelklauber Großmann in Krummhübel war 1690 schon bei Jahren, doch war bereits sein Vater ein bekannter Wald- und Wurzelmann gewesen. Noch mehr. Christ. Gryphius, der die Schneekoppe angeblich am 7. September 1670, wahrscheinlich aber einige Jahre später besuchte, war in der „letzten Baude“ eingekehrt, deren Besitzer Namens „Tanler“ (Daniel), welcher auf dem Berge Bier kochte und es den Reisenden verschenkte, „so in Böhmen reisen wollen oder daher über das Gebirge kommen“, ihm und seinen Begleitern seinen Sohn Jeremias zum Wegweiser mitgab. Dieser Jeremias zeigte ihnen den „Teufelskessel“ d. h. den Riesengrund mit dem Brunnerberge, an dessen nordöstlicher Seite sich „Rübezahls Lustgarten“ und das „Teufelsgärtchen“ befinden, sowie den „Teufelsgrund“ mit der „Teufelswiese“, wo der Wegweiser — Daniels Sohn Jeremias — in der Johannisnacht „Glücksmännlein“ gegraben hatte.³⁾ Ferner in der „Schlingelbaude“, dessen Wirt, als Gryphius oben war, Schlingel hieß, lebte, wie Rektor Stieff im Jahre 1737 sich äußerte, „Anno 1725 ein versoffener Mann, den die Anderen „Rübezahl“ hießen und der sich gern in die Gesellschaft der Reisenden einschlich, um bei ihnen freien Trunk zu genießen und ihnen ausgegrabene Uraunwurzeln zu verhandeln, von deren Wirkung er viel aufzuschneiden wußte.“⁴⁾

Das sind doch wohl hinreichende Belege, um zu zeigen, wie die Uraunen von den Bewohnern des Riesengebirges gegraben, verkauft und durch mancherlei Märchen in Ruf und Ansehen gebracht wurden.

Die Uraunfälscher wurden in jener abergläubischen Zeit mit Landesverweisung bestraft,⁵⁾ aber ihr Geschäft war zu einträglich, so daß es nur mit dem Aberglauben selbst aussterben konnte. Der kleine Albertus

¹⁾ Über die Laborantenzunft in Krummhübel, Steinreisen und Arnsdorf berichtet Hojer's „Riesengebirge“ (I, 183—185, u. Anmerkung 134). — ²⁾ Wanderer, XX, 100, 101. — ³⁾ Wanderer, XXI, 114, 115. — ⁴⁾ Wanderer, XXI, 114. — ⁵⁾ Gebirgsf., XIV, 92—94.

erzählt in einem französischen Büchlein von einem Betruge mit der künstlichen Mandragora, der durch eine Frau zu Lille in Flandern geschehen, ferner von einem reichen Juden in Metz, der sich eine „Mandragora anderer Art“ (eine Art Huhn mit Menschenkopf) aus dem Ei einer schwarzen Henne verschafft hatte, endlich von einem reichen Bauer, der durch eine Zigeunerin das Geheimnis erhielt, wie eine Mandragora verfertigt werden sollte. Man nahm eine Bryoniawurzel an einem Frühlingmontage aus der Erde und behandelte sie nach dem Rate sehr verwickelter Vorschriften, welche an dieser Stelle zu erzählen wenig Zweck haben könnte. Lehrreicher ist es, wie die Kräunchen ausgehen haben, weswegen ich die Abbildungen von vier Kräunchen sowie der männlichen und weiblichen Mandragorawurzel demnächst in den „Mitteilungen des Nordböhmischen Excursionsklubs“ veröffentlichen will. Einige Kräunchen hat Herr Frind oben in die Initialen aufgenommen.

Ich besitze ein Büchlein¹⁾ mit einem Abschnitte de Mandragorae mangoniis, dessen Verfasser gleichfalls erzählt, daß unter dem Galgen eine Pflanze wächst, deren Wurzel ein Männlein darstellt, welches man — in Holland — een Pissediefjen nennt. Von diesem Galgenmännchen weiß der Verfasser so Manches zu erzählen, aber auch von der Art, wie Betrüger der Wurzel besonders mit Hilfe von Gerste, Hirse und Hafer die menschliche Gestalt anbinden. Hieher gehört auch die „Kurze Betrachtung der Kraunwurzel, des Fahrkrauts und seines Samens, wie auch anderer magischen Kräuter“ (Prag 1702), welche zu dem theuren Büchlein gehört, das ich früher erwähnt habe. Darnach stellet die Kraunwurzel „in der Figur einen halben Menschen“ dar. „Das Männchen erkennt man an der schwarzen, das Weibchen aber an der weißen Farbe der Wurzel“.

Über die Kräunchen haben außerdem viele geschrieben, besonders in den Jahren 1681 (S. Prätorius), 1684 (Simplicissimi Galgenmännlein), 1695 (Pfister), 1714 (de Porta), 1720 (S. G. Keyser), 1817 (Vulpinus) und 1847 (S. Scheible). Scheible's Kloster (VI, 180—191; XII, 599—602) haben wir denn auch die meisten der vorstehenden Nachrichten mit Dank und Anerkennung entnommen. Und mit diesem Geständnis wollen wir die Besprechung dieses Gegenstandes abschließen.

Abgesehen von den Kräunchen versichert Ferd Thomas, daß man sich von der „Falkenburg“ manch' eine unheimliche Märe erzählt. Insbesondere sei dort tagtäglich um Mittag ein großer, schwarzer Pudel zu sehen, dessen Bellen man um den ganzen Berg herum hören kann, weshalb auch Niemand den Berg um diese Zeit besteigen mag.²⁾

In dem Forste zwischen dem Falkenberge und dem Hochwaldgipfel

¹⁾ De Mandragorae pomis. Gröningen 1659. Der Verfasser Ant. Deusing war Doktor der Medizin und der Philosophie. Der Deckel des Büchleins trägt die Worte: Cat. de la Bibl. Huzard Nr. 1789. Diesen Worten entspricht ein Eindruck auf dem Rücken des Titelblattes: Huzard de l'Institut. Ein Inhaber des Büchleins war A. Warmont. Auf dem letzten Blatte steht in französischer Sprache, daß Ant. Deusing, geb. am 15. Okt. 1612 zu Maers, gest. am 29. Jan. 1666, der Vater zahlreicher Werke war, davon in meinem Büchlein noch folgende abgedruckt sind: de aquo vegetabili, de anseribus scoticis, de manna, de saeccharo, de monocerote (Anhang über das Einhorn). — ²⁾ Erf., III, 239.

liegt ganz einschichtig das Forsthaus „Nummer Sechs“, wo — nach Sommer's Erzählung — früherer Zeit fröhliche Schießen gehalten wurden, zu denen sich die Liebhaber aus den benachbarten Orten sowohl Böhmens als auch Sachsens versammelten.¹⁾

Südwestlich vom Falkenberge liegt Hermsdorf, wo einer unserer nordböhmiſchen Dichter als Oberlehrer tätig ist, längs eines Baches in einem Tale zwischen dem Steinberge, Hutberge, Limberge und Langenberge.²⁾ O wie schön besingt F. Richter die Heimat!

Du lieblichster der Laute,
O Heimat schön und süß!
Ob ich viel Schönes schaute,
Du bleibst mein Paradies,
O teure Heimat!

Ich seg'ne Deine Auen,
Ich grüße Deine Höh'n,
Ich kann nicht satt mich schauen.
Welch frohes Wiederseh'n,
O teure Heimat!

Die gold'nen Ährenfelder,
Des Silberbaches Spur,
Die mächt'gen Eichenwälder,
Die buntbeblüimte Flur,
O teure Heimat!

Und dort, im Grün verborgen,
Mein liebes Elternhaus.
Nun stiehn alle Sorgen,
Und aller Schmerz zieht aus,
O teure Heimat!

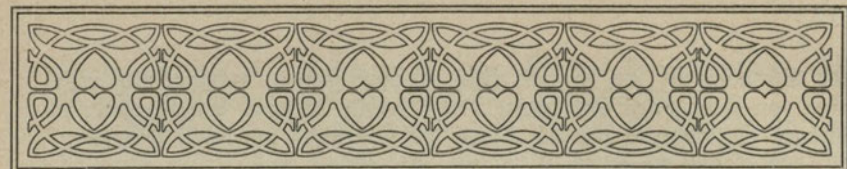
Dich will ich immer preisen
Mit meinem schlichten Sang,
Will dankbar mich beweisen
Mein ganzes Leben lang
Dir, teure Heimat!³⁾

Von Hermsdorf führt der Weg nach Gabel über Lادن, welches früher ein eigenes Gut war und dem Dominikanerkloster in Gabel gehörte, bis es nach der Aufhebung des Klosters im Jahre 1789 durch Ankauf mit der Herrschaft Gabel vereinigt wurde.

Wenn man von Hermsdorf nach Gabel geht, so bleiben Groß- und Klein-Hirndorf zur linken Hand liegen. Ersteres, ein altes Schuldorf, gehörte früher zur Herrschaft Gabel, letzteres zur Herrschaft Lämberg.⁴⁾ Aus dieser Besitzverschiedenheit erklärt sich auch die Entstehung eines Streites der Herrschaften Gabel und Lämberg wegen einiger Wiesen zwischen Groß- und Klein-Hirndorf. Dieser Streit wurde am 14. Juli 1644 durch einen Vergleich beendet. Die Zugehörigkeit der Wiesen zur Herrschaft Gabel wurde anerkannt.⁵⁾ Gabel, jetzt Deutschgabel, eine uralte Stadt, ist durch seine Kuppelkirche, welche sich mit der Peterskirche in Rom vergleichen läßt, wohl bekannt und weit berühmt. Durch die neue Bahn von Teplitz über Lobositz, Leitmeritz, Leipa, Niemes nach Reichenberg hat die Stadt Gabel sehr viel gewonnen und wird sicherlich zu ihren alten Freunden manch einen neuen erwerben.



¹⁾ Som., II, 273. — ²⁾ Som., II, 272. — ³⁾ Gg., XII, 136, 137. — ⁴⁾ Som., II, 266, 272, 273, 277. — ⁵⁾ Bürger, p. 13.



Das böhmische Tor.

isher haben wir nur über die Gabler Straße, wie sie jetzt ist, gesprochen. Wir müssen aber auch ein wenig erörtern, wie sie ehemals war. In der Nachbarschaft des Kuhberges im Kaisergrunde befindet sich das „böhmische Tor“, durch welches einst die Gabel-Zittauer Straße geführt hat. Es besteht aus zwei Felsenblöcken, trägt aber alte Wappen und Jahreszahlen. Über den Namen „Tor“ hat man sich nicht zu wundern, da man in alten Zeiten ganz gewöhnlich von „Landestoren“ oder „Landesporten“ sprach, deren es in vordenklichen Jahrhunderten bereits neun oder zehn gegeben hat. Das „polnische Tor“ war in Warta oder diesseits von Nachod bei Dobenin, welches nach Polack's Landesbeschreibung der Name eines Kirchdorfes bei Wenzelsberg im Königgräzer Kreise gewesen ist. Ein anderes Landestor gegen Mähren und Ungarn lag bei Trstenitz in der Landschaft von Leitomischel. Von diesem Tore führte der Weg über eine „Brücke in den langen Wiesen“. Ein dritter Weg führte durch das Landestor Sohors nach Weitra in Osterreich. Ein Saumweg oder Salzweg führte viertens über Netolitz gegen Linz. Der „goldene Steig“ führte durch ein Landestor von Prachatitz nach Passau; er ging über Königswarte (Kuschwarda). Ich war vergangenen Sommer bemüht, die Richtung des goldenen Steiges wenigstens teilweise kennen zu lernen. Ein weiteres Landestor war bei Sandau an der Eger, woran noch der Name der Stadt „Königswarth“ erinnert. Wir haben überdies den „Serbensteig“ über Kulm, das Landestor bei Taus, das Landestor gegen Glas und die Landesporte von Töpel.¹⁾ Dazu kam das „Elbetor“ bei Czernosek, welches die Elbestraße beengte, wobei auch das „eiserne Tor“ der Elbe, die berüchtigte Elbefurt

¹⁾ Schlesinger's Mitt., XXI, 187—195 und Lippert, I, 73, 75, 79.

und Stromschnelle am Schreckenstein oberhalb Außig, erwähnt sein mag. Eine von Felsblöcken überlagerte Barre erhebt sich vom Schreckenstein in schräger Querrichtung bis zur Klippe des Wartotich unterhalb Wannow.¹⁾

Die alten Wege waren in der Regel sehr schmal, so daß sie nur von Fußgängern, von Reitern und von Säumern, nicht aber von Wagen benützt werden konnten. Dabei waren sie krumm und steil, sie zogen über Berg und Tal, durch Sümpfe und Moräste.²⁾ So sagt es Cosmas bei dem Jahre 1101 bezüglich der Straße von Iglau nach Habern: *per angustam viam et nimis aretam semitam, qua itur trans sylvam ad Gabr.* Auch heißen die ältesten Straßen nur „Saumwege“ oder „Steige“. Solche sind der „Bolausteig“, der „Beheimsteig“, der „Brunnensteig“, der „böhmische Steig“, der „goldene Steig“, der „Günthersteig“.³⁾

Was nun die Gabler Straße betrifft, für welche schon König Johann v. Luxemburg den Gebirgspañ zwischen Zittau und Gabel hatte durchbrechen lassen, um den Verkehr beider Städte zu erleichtern⁴⁾, so war sie sehr alt. Das ersehen wir aus der Urkunde vom 29. Mai 1361, worin Karl IV. gebot, daß die von altersher gebräuchliche Straße, welche über das „Gabler Gebirge“ nach Zittau führt, zu bessern sei.⁵⁾ Bei dieser Gelegenheit gab der Kaiser auch Anordnungen über die Breite der Gabler Straße. Bei der Ausbesserung und Erweiterung der Straße sollte auf beiden Seiten das Gebüsch und Gestrüpp auf eine solche Breite ausgerottet werden, als man erreichen kann, wenn man einen größeren Stein, der von den Fingern und der hohlen Hand umfaßt werden kann, nach beiden Seiten hin wirft.⁶⁾ Zum Vergleiche diene ein Landtagschluß vom Jahre 1650, worin mit Bezug auf ein kaiserliches Patent vom 7. August 1650 zur Ausrottung der Straßenräuber festgesetzt wurde, daß nicht nur jeder auf seinem Grund und Boden zu beiden Seiten der Landstraßen in den Wäldern das große Holz fällen und abhauen, sondern dasselbe auch also bald und auf's längste innerhalb einer Monatsfrist gänzlich wegräumen oder verbrennen und alsdann alle Jahre auch die kleinen Büsche und Gesträuche eines Gewende Weges breit oder soweit man mit einer Pistole noch treffen könnte, gewiß und unfehlbar unter unausbleiblicher Strafe abtreiben lasse.⁷⁾ Hierbei läßt es sich gar wohl an den gegenwärtiger Zeit zu beiden Seiten der Eisenbahnen angeordneten Freiraum erinnern.

Im Jahre 1383 widmete Frau Katharina Grosen eine Mark zu besserer Erhaltung dieser Straße. Und am 19. November 1392 hat der Bürger Hansel Glänzel auf dem Berge zu Ruttenberg samt seiner Frau Margaretha für die Straße „über das Gebirge, das man nennt den Gäbler“, 60 Sch. Gr. als Legat ausgesetzt. Daß der Rat von Zittau diesem Wohlthäter einen Denkstein setzte, haben wir schon früher gehört.

Im Jahre 1581 beschloß der Rat von Zittau, einen neuen Weg über den Lückendorfer Paß durch den Steinfelsen hinauf zu brechen, eine

¹⁾ Erf., VI, 310. — ²⁾ Schlesinger's Mitt., XXI, 189, 190. — ³⁾ Schlesinger's Mitt., XXI, 189, 190. — ⁴⁾ Schlesinger's Mitt., XVIII, 148. — ⁵⁾ Schlesinger's Mitt., XVIII, 146; XXI, 194. — ⁶⁾ Schlesinger's Mitt., XVIII, 148; XXI, 189. — ⁷⁾ Weingarten's Codex, p. 267.

Arbeit, die mit 583 Arbeitern in neun Wochen beendet wurde. Eine ähnliche Ausbesserung hat im Jahre 1714 stattgefunden.¹⁾

Gewiß schon sehr früh gab es neben der Straße Zittau-Gabel-Prag auch eine solche von Görlitz über Friedland, Reichenberg, Bunzlau nach Prag. Bald gab es auch noch einen Nebenweg, der aus Polen über Seidenberg in's Friedländische führte. Durch diese beiden Friedländer Straßen wurde Zittau geschädigt, durch den Seidenberger Nebenweg auch Görlitz. Den Streit entschied König Johann am 28. Mai 1341 durch das Gebot, daß alle Kaufleute, welche aus Sachsen, Polen oder anders woher kommen und das Görlitzer Gebiet berühren, den Weg über Görlitz nehmen und hier ihre Zölle und Abgaben entrichten müßten. Zugleich sollte Prinz Karl, der Markgraf von Mähren, Acht geben, daß die in dem Görlitzer Gebiete aufgekommenen, jedoch verpönten Straßen, insbesondere die durch Friedland führende, jedem auch mit Gewalt zu verbieten seien. Die Görlitzer Kaufleute aber haßten wohl den Nebenweg, der Görlitz über Seidenberg umging, aber nicht die Friedländer Straße, auf welcher sie nach wie vor ihre Güter bezogen und verschickten, weswegen die Zittauer Kaufleute, als Karl IV. auf einer Reise von Böhmen nach Weißwasser auch nach Zittau kam, ihr Recht gegenüber den Görlitzern geltend machten und den verwilligten Straßenzoll sowie das altverbriefte Stapelrecht nicht fahren lassen wollten. Wer von Böhmen nach der Lausitz reise, der müsse seine Ware über Weißwasser und Gabel nach Zittau bringen. Hier aber müsse er sie durch einige Zeit zum Verkaufe ausstellen. In der Tat gebot der Kaiser am 2. März 1351: „Daß sie nicht die neue Straße über Friedland nach Böhmen reisen, sondern auf der ordentlichen Straße über Zittau und Weißwasser bleiben sollten.“ Die Zuwiderhandelnden sollten mit Hab' und Gut verfallen sein. Ähnliches verordnete Wenzel IV. am 15. Juli 1383. Am 24. Febr. 1418 gebot König Wenzel, daß Niemand aus Meißen über Rumburg, Waltersdorf, Krazau, Reichenberg, Turnau und Gitschin nach Prag fahren solle, sondern die alte Straße über Zittau und Weißwasser nach Prag. Auch sollten die zu Rumburg und Craze (Krazau) nicht weiter Wochenmärkte mit Salzmärkten genießen.²⁾ Es wäre lehrreich, diese Untersuchungen noch weiter zu verfolgen, aber uns bleiben noch andere Aufgaben.

Auch über die Zollstätten an der Gabler Straße folgen wir den Ausführungen von Dr. Wilh. Feistner. Vom Durchgangszoll und Stapelrecht in Zittau war schon oben die Rede. Ein „Geleitzzoll“ wurde bei der Burg Karlsfried erhoben. Gabel besaß im Jahre 1466 den „Deichselpfennig“ schon „von etlichen Hundert Jahren her“.³⁾ Über den Zoll in Niemes gibt es eine wegen der ausführlich aufgezählten Waren und Zollsätze ungemein beachtenswerte Urkunde vom 24. Juni 1371.⁴⁾ Außer Pferden, Ochsen, Kühen, Schweinen, Schafen, Ziegen und allerlei Kleinvieh galten als verzollbar: Tuch, Leinwand, Heringe, Fische, gesalzenes Fleisch, Salz, Krämerei, Pfeffer, Safran, Wachs, Feinwachs, Ingwer, Lorbeer, Kümmel, Nüglein, Unschlitt, Schmelz. Was säugt, war zollfrei,

¹⁾ Schlesinger's Mitt., XVIII, 148. — ²⁾ Schlesinger's Mitt., XVIII, 148—150. — ³⁾ Schlesinger's Mitt., XXIII, 152 ff. — ⁴⁾ Erf., XV, 239—241.

ebenso Leder, Honig, und wie es scheint, auch Eisen. Aber es mußten in solchem Falle doch die Pferde ihren Zoll bezahlen. Ebenso sollte jeder Jude bei jedem Durchgange einen halben „Vierdung“¹⁾ Auch „Wehewerg“ und „schonwerg“²⁾ waren zollpflichtig. Diesen uralten Zoll zu Niemandes ließen die Brüder Johann und Wenzel v. Wartenberg, welche kurz zuvor den Markt Niemes von den Junkern v. Niemes auf dem Kaufwege erworben hatten, sich vom Kaiser neuerdings bestätigen.

Als später der Wegabkürzung wegen die Handelsgüter nicht mehr nach Niemes, sondern den Landweg von Gabel über Wartenberg und Schwabitz nach Weißwasser gingen, wurde die Zollstätte von Niemes nach Schwabitz verlegt, wo die „Zollschänke“ noch jetzt an die Verhältnisse der Vorzeit erinnert. Wie die Sage erzählt, so haben die Güter von Breslau über Schwabitz nach Prag fahren müssen, obwohl sie es über Reichenberg näher gehabt hätten. Auch sollen unerlaubte Umwege mit Gefängnis und sogar mit dem Tode bestraft worden sind. In der „Zollschänke“ sollen Ställe für sechzig Paar Pferde gewesen sein und oft nicht einmal ausgereicht haben. Ähnlich stand es mit dem „großen Wirtshaus“ in Hühnerwasser, wo es Stallungen für hundert Pferde gab.³⁾ Ich selbst habe auf dem Regelpfane der Schwabitzer Zollschänke noch die steinerne Platte gesehen, wo die ob ihres guten Verdienstes übermütigen Fuhrleute, die bisweilen Tage lang auf die Zollabfertigung warten mußten, den Regel um einen Dukaten geschoben haben.

Weißwasser, das der Prager Burggraf Hinko Berka v. Dauba am 23. April 1337 gegründet oder vielmehr vom Fuße des Bößigberges zum „weißen Wasser“ übertragen hat, bekam das Niederlagsrecht, so daß die Kaufmannsgüter einen Tag und zwei Nächte zum Verkaufe liegen bleiben mußten. Jungbunzlau war schon in alter Zeit eine Zollstätte, und die Bürger erhoben außer dem Straßenzoll auch einen Brückenzoll, wofür sie die Brücke in guten Zustande zu erhalten hatten. Auch die Stadt Brandeis erfreute sich eines Zolles, der von den Fuhrleuten eingehoben wurde, so daß also zu einer Fahrt von Zittau nach Prag recht viel Zoll und Zeit erforderlich war.⁴⁾

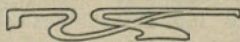
An das böhmische Tor mag sich noch eine Sagenuntersuchung anschließen, der wir nicht aus dem Wege gehen wollen. Wenn man aus der Oberlausitz vom Oybin und von der Lausche in den „Weißbachgrund“ kommt, der zum Teil böhmisches, zum Teil sächsisches Besitztum ist, so erblickt man am Neuweg den „Teufelsstein“, einen mühlsteinähnlichen Block mit einem Hebebaume. Weiter im Grunde aber liegt auf böhmischer

¹⁾ vierdune ist nach Müller & Jarnde „als Geldmaß der vierte Teil eines Pfundes“, nach Volkmer & Kohaus (Geschichtsquellen d. Grassch. Glas, p. 66, 222, 274, 342) 16 Gr. = $\frac{1}{4}$ Mark, da 1376 und 1396 „guter Prager Groschen 64 für die Mark zu rechnen“, wogegen 1305 erwähnt sind 30 Mark „böhmischer Groschen und polnischer Zahl, deren man 48 Gr. zählt für eine Mark“. Der Vierdung wird öfters zum Seelgerät gekauft und geschenkt. Das paßt für $\frac{1}{4}$ Mark. Doch es ist nicht zu glauben, daß ein Jude bei dem hohen Geldwerte und der großen Zahl der Zollstätten jenes Zeitalters 8 Gr. Zoll bezahlen konnte. Er zahlte wohl nur die Hälfte eines Viertel-Groschens, etwa 8 h uneres jetzigen Geldes. — ²⁾ Ich weiß nicht, ob ich recht habe, aber ich denke an „Fehwert und anderes (kostbares) Pelzwerk“. — ³⁾ Ert., XXII, 248. — ⁴⁾ Schlesinger's Mitt., XVIII, 154.

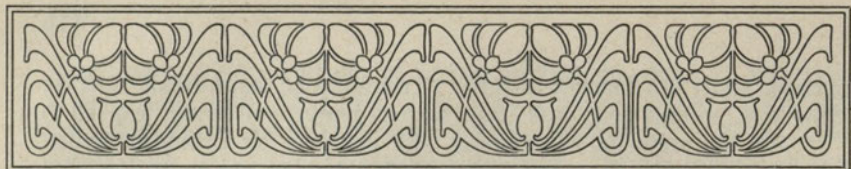
Seite die hinter den Bäumen versteckte „Teufelswand“, durch welche einst ein Wildschütze, welcher von einem Jäger verfolgt wurde, entkommen sein soll.¹⁾

So die Erzählung von Gräffe. Da mir aber die Örtlichkeit zweifelhaft war, so schrieb ich an Herrn Dr. Alfred Moschkau wegen der Lage des hier erwähnten Weißbachgrundes. Die freundliche Antwort (11. Oktober 1903) lautete: „Das Weißbachtal liegt im Reviere Hartau, nahe bei Lückendorf; sein Ende an der böhmischen Grenze bildet das „böhmische Tor“. Durch dasselbe ging, bevor die Gabler Straße erbaut wurde, der uralte Saum- oder Landweg von Zittau nach Gabel. Dort dürften der Teufelsstein und die Teufelswand zu suchen sein, welche, trotz Gräffe, hier nicht volkstümliche Namen sind.“ Da das Volk nach dieser Auskunft sich um Gräffe's Sage und ihre Felsenamen keinen Pfifferling gekümmert hat, so hätte die Sage für eine rein literarische gelten müssen. Die Sache bekam aber eine unerwartete Wendung, da an demselben Tage noch das umfangreiche Sagenbuch des Königreiches Sachsen von Dr. Alfred Meiche in meine Hände gelangte. In diesem schätzenswerten Werke fand ich dieselbe Sage, aber mit einem Hinweise auf Alfred Meiche's „Sagenbuch von der sächsischen Schweiz“. Unwillkürlich erinnerte ich mich jetzt der Sage von „Pumphut“, der in der Mühle zu Rhaa arbeitete und von dem der „Mühlschnerstein am Körnischbache“ herrührt. „Vor wenigen Jahren sah man noch den halbverwesten Hebebaum, womit Pumphut, als er jenen gewaltigen Stein trug, seine Bünde stützte.“ So schloß W. Foltmann seine Erzählung.²⁾

Meine Erinnerungen verwiesen mich demnach mit dieser Sage nach Hinterdaubitz. Und so war es auch, wie mich Herr Dr. Alfred Meiche alsbald überzeugte. Auf meine Anfrage schrieb er mir nämlich am 14. Oktober 1903: „Mein Vorgänger Gräffe hat jene Sage bei Hofmann gefunden in dem bekannten Büchlein: „Das Meißner Hochland (Lohmen, 1842, S. 437 ff).“ Und dort spricht Hofmann tatsächlich von dem „Weißbachgrunde“ beim Kirnizschgrunde (Hinterhermsdorf und Hinterdaubitz). Er erklärt bei jener Sage ausdrücklich: „An dieser „Teufelswand“ wurde mir von bejahrten Personen erzählt.“ Er fährt dann fort: „Hier (bei der Vereinigung der Weißbach mit der Kirnizsch) grenzt Sachsen mit zwei böhmischen Herrschaften: Hainzspach und Ramnitz. Auch öffnen sich hier zwei Felsengründe, welche weiter in's Böhmisches führen. Durch ersteren käme man zu dem gräßlich Salm'schen Lustschlosse Sternberg mit einem sehenswerten Tiergarten. Der zweite führt zu den Dörfern Rhaa, Schönbüchel und dem freundlichen Städtchen Schönlinde. Diejenigen, welche vom Dybin und der Lausche aus der Oberlausitz hierher wandern, kommen von diesem Orte — damit kann doch nur Schönlinde gemeint sein — durch letzteren Grund den Neuweg. In diesem befindet sich der Teufelsstein.“ Es ist nun vollkommen klar, daß die Sage vom Teufelssteine nicht in das Weißbachtal bei dem böhmischen Tore, sondern zum Weißbachgrunde und zur Kirnizsch bei Hinterdaubitz gehört. Herrn Dr. Meiche meinen besten Dank!



¹⁾ Würde recht gut auf den „Schemmler Adam“ passen. Gräffe: Sagenschatz, I, 178. — ²⁾ Ertl, I, 134—137.



↔ Lückendorf. ↔

als Kirchdorf Lückendorf, das südlichste Dorf der Oberlausitz,¹⁾ dessen Seelsorger sich als „Pfarrer von Lückendorf und Dybin“ bezeichnet, hat sich in neuester Zeit zu einer recht gut besuchten Sommerfrische entwickelt, wozu die Lage zwischen Bergen und Wäldern die Ortschaft recht gut eignet.

Lückendorf gehört zu den deutschen Ansiedlungen der Lausitz, deren es im Bittauer Gebiete sehr viele gibt. Ich nenne an dieser Stelle nur Königshain, Reichenau, Markersdorf, Lichtenberg, Oppelsdorf, Reibersdorf, Ullersdorf, Klein- und Groß-Schönau, Giekmannsdorf, Friedersdorf, Burkersdorf, Rosental, Hirschfeld, Witgendorf, Radgendorf, Drausendorf, Eckartsberg, Olbersdorf, Johnsdorf, Waltersdorf, Herwigsdorf, Heinewalde, Mariental, Spitzkunnersdorf, Seiffhennersdorf, Eibau, Kupersdorf, Großhennersdorf. Deutsch und von Personennamen abgeleitet sind auch die Ortschaften Rudorf (Rudungisdorf²⁾), Weigsdorf (Wigandivilla, Wiemandisdorf), Seitendorf (Zeybottendorf von Seibot, Seibt), Ditelisdorf (Ditleibsdorf), Bertsdorf (Bertrandivilla), Seifersdorf (Syffridisdorf), Leutersdorf (Liutgerivilla).

„Dybin“ hieß ehemals Moywin oder Moybin und mag wohl slavischen Ursprunges sein. Dasselbe behauptet man von „Bittau“, welches angeblich von Zitava kommt, aber gewöhnlich Sittauia, Syttavia, auch „Sittau“ geschrieben wurde und im Volksmunde noch jetzt „Sitt“ heißt. Wenn man für „Sitt“, das doch als ein hochdeutsches Wort vorkommt, eine

¹⁾ K. Moráwet: Bittau-Gabl. Straße, p. 12. — ²⁾ Im Heßischen gibt es einen Rennweg bei „Rudingshain“. Gebirgsf., XIII, 165.

angemessene Erklärung fände, dann würde die slawische Erklärung „Kornstätte“ samt der Erzählung von der Fuhrmannschenke bald als ein richtiges Märchen erscheinen, wiewohl den Straßen und Zollstätten nach den Erläuterungen von Julius Lippert ein großes Gewicht beizumessen kommt.

Der Name „Lückendorf“ wird vom Personennamen „Lucko, Lucke“ abgeleitet, wobei man wohl auch an den Götternamen „Loki“ ein wenig denken darf.¹⁾

Eine vorgeschichtliche Bedeutung hat man unserem Lückendorf wohl kaum zugeschrieben, da seine Gründung, wie man mit Recht vermuten muß, in die Zeit der deutschen Kolonisation fällt. Aber im Jahre 1880 wurde der Ort plötzlich von den Forschern beachtet. Damals hatte man nämlich in einem Gräberfelde bei Pirna zahlreiche Urnen und Näpfschen gefunden, unter anderen in einem Grabe unter den Beigaben einen Tonquirl, in anderen aber Löffel und Quirle. Da ist es denn durch eine Arbeiterfrau aufgekommen, in ihrer Heimat Lückendorf sei es Sitte, Müttern, welche im Kindbette sterben, Löffel, Breinäpfschen, Milchschalen, Mangelkeule und Mangelbrett als Geräte, welche zur Kindespflege gehören, in's Grab mitzugeben. Und wirklich werden in Lückendorf solche Beigaben noch jetzt aus Holz hergestellt. Lehrer Kühne in Lückendorf hat solche Grabbeigaben für Berlin und London anfertigen lassen. Und Wofz wie Wischel haben diese Sitte als ein schlagendes Beispiel bezeichnet, wie sich Gebräuche aus sehr alter Zeit vererbt haben. Da nun das Pirnaer Gräberfeld in die Zeiten, in welchen unsere Zeitrechnung beginnt, verlegt wird, so glaubte man, daß Lückendorf samt der Lückendorfer Sitte auch so alt sei. Nun, von der Sitte will ich nicht weiter reden, aber an ein so hohes Alter von Lückendorf glaub' ich keineswegs. Die Ansiedler können ja den Gebrauch aus ihrer Heimat mitgebracht haben. Sorgfältiges Nachfragen hat ergeben, daß die Lückendorfer Sitte in den Nachbarparreien nicht besteht, doch pflegt man auch dort an den meisten Orten den Toten eine Beigabe zu widmen: in Oderwitz und Lückendorf den Wöchnerinnen Fingerhut, Schere, Nadel, Zwirn und ein Hemd, den Kindern an manchen Orten Spielzeug, bisweilen Seife und einen Waschfleck. In Oderwitz wurde den Toten bisweilen Geld in die Tasche gesteckt, in Lückendorf erhielten die Wöchnerinnen einen alten Groschen (12 Pfennig) in die Hand oder in den Handschuh, weil sie ihren Kirchgang nicht hatten halten und opfern können.²⁾

Daß den Wöchnerinnen, denen bei jedem Todesfalle eine so große Teilnahme gewidmet wird, mancherlei Gebräuche gelten, darf nicht allzu auffällig erscheinen. In der Kamnitzer Gegend wird die Leiche der Wöchnerin in die Kirche getragen, und eine Pate — wenn es sein kann, die Taufpate des Kindes — kniet statt der Wöchnerin nieder, weil sich die Letztere nicht mehr hat einsegnen lassen können. Auch bleibt an vielen Orten das Bett der Verstorbenen unverändert stehen und wird täglich aufgebettet, bis die „Sechswochen“ zu Ende sind.³⁾ Hiemit vergleiche man

¹⁾ Pastor Sauppe: Die ältesten Ortsnamen im Weichbilde von Zittau. — ²⁾ Pasi. Sauppe: Gebirgsf., XI, 103, 104. — ³⁾ In Schwaben besteht ein ähnlicher Gebrauch, daß man der verstorbenen Kindbetteerin ihr Schlafbett acht Nächte nach einander machen

folgende Sage, welche mir Frau Theresia Langer, die Lochmüllerin, vor ungefähr einem Vierteljahrhunderte erzählt hat.

Meiner Mutter Schwester, die vor vier Wochen in Freudendorf gestorben ist, war einmal in Großpriesen auf Besuch. „Zule,“ sagte die Muhme, bei welcher sie war, „lege Dich nur in die Stube.“ Es wurde ihr also ein Bett in die Stube gemacht. Wie es nun um Elf in die zwölfte Stunde kommen war, macht es die Stubentür auf. Sie erzählte hernach: „Ich war doch nicht munter und schlief doch auch nicht fest, es war so ein Schlummer.“ So kommt ein Weibsbild hinein, hat eine Kinderwanne und auf dem Arme ein Kind. Und setzt die Wanne auf die Ofenbank und beginnt das Kind zu waschen und zu baden. „Doch die Nacht hatt' ich nicht, daß ich reden konnte, ich war wie gelähmt.“ Wie nun das Weibsbild mit ihrer Wäsche fertig war, öffnet sie die Türe, ergriff Kind und Wanne, und wieder hinaus. Da hat es Zwölf geschlagen, und jene wird ordentlich munter. „Und ich machte die Tür auf und eilte hinauf auf die Kammer, wo die Anderen waren, und erzählte das Ding.“ — „Ja, meine liebe Zule,“ hatte die alte Muhme gesagt, „die Schwiegertochter ist in den Wochen gestorben, und wir haben das Bett hinausgeschafft, und deshalb kommt sie durch sechs Wochen alle Nächte. Jetzt ist es schon vier Wochen. Wir haben schon Messen lesen lassen, aber es hilft nichts.“ — „Wie ich das hörte, so bin ich den andern Tag von Großpriesen auf und fort.“ So hat es mir meiner Mutter Schwester oft erzählt, sagte die Frau Müllerin und schloß mit den Worten: „Drum hab' ich aber auch, als meine Tochter im Wochenbette starb, darauf gedrungen, daß das Bett sechs Wochen lang stehen blieb und alle Tage aufgebettet wurde.“¹⁾ Daß Letzteres wirklich stattgefunden hat, kann ich bezeugen; denn die Verstorbene war die Schwägerin des Erzählers.

In der Gegend von Lückendorf hat es noch manch' einen sonderbaren Gebrauch gegeben. An Tauffesten in Zittau haben ehemals die „Lachweiber“ teilgenommen (1567). Sie wurden „zur Lache“ gebeten, bekamen Wein und Bier mit Konfekt, Ingwer und Muskateln.²⁾ An diese Sitte erinnert wohl auch der bei uns noch übliche Ausdruck „Lachbrandwein“, welcher bei der ersten Patenschaft gezahlt werden muß. Merkwürdig ist es auch, daß noch im Jahre 1720 bei der Grenzberainung zwischen der Zittauer und Gabler Herrschaft Förster und Andere nach alter Sitte „geprütschet“ wurden, nämlich Georg Schleinitz von Hermsdorf mit Kaspar Seydel von Dybin, an einer zweiten Stelle Josef Stoy und Hans Posselt von Petersdorf mit Christoph Pracht von Hermsdorf und Christoph Schüller von Gabel, endlich an einer anderen Stelle der Förster Christian Stoy zu Petersdorf und der Förster Michael Zöllner zu Lückendorf. Die „Prütsche“ war aber ein bis zum Griffe in lauter

sol, weil sie darin zu liegen pflege. Das ist gewiß ein rührender und geradezu ergreifender Brauch. Aber ein alter Schriftsteller versichert: „Ist heidnisch und Teufelisch.“ Die Furcht vor dem Heidentum hat viel Unheil angerichtet und uns um große Schätze gebracht, die nun unwiderbringlich verloren sind. Vgl. Birlinger, II, 241. — ¹⁾ Ert., III, 126, 127. — ²⁾ Ert., XVII, 386.

dünne Späne zerfägtes Stück Holz, dessen Schläge viel Geräusch, aber keinen Schmerz verursachten.¹⁾

Das nahegelegene und seelsorgerlich mit Lückendorf verbundene Dybin oder vielmehr die Burg dieses Namens, die von Einigen mit Paulinzell in Thüringen und mit dem herrlichen Schlosse in Heidelberg verglichen wird,²⁾ hat eine so reiche Geschichte, daß man dicke Bücher darüber schreiben könnte und wirklich geschrieben hat. Wir sind zufrieden mit einigen Einzelheiten. Im Jahre 1421 kam ein Archidiacon von Prag nach Dybin und übergab drei Kisten mit Reliquien zur Aufbewahrung. Begleitet war er von Hinko Hlawatsch v. Dauba.³⁾ — Im Jahre 1426 hat sich, abgesehen von der schweren Niederlage bei Aufzig (16. Juni), noch ein Vorfalle abgespielt, der in seinen Folgen für die Stadt Zittau überaus verhängnisvoll wurde. John v. Wartenberg auf Devin, der bisher der Stadt Freund gewesen war, kam nach dem Berichte des Johann von Guben wegen eines Handels mit dem Juden Smoyl, durch den er sich für übervorteilt hielt, am 28. August mit 400 Pferden vor die Stadt Zittau und nahm Schafe, Pferde und Kühe, soviel er deren habhaft werden konnte. Doch die Mannschaften setzten ihm nach, überholten ihn im Spitalholze, schlugen ihn und nahmen ihm das geraubte Vieh wieder ab. Von diesem Vorfalle her schrieb sich die durch Jahrzehnte dauernde Feindschaft der Wartenberge gegenüber der Stadt Zittau und die übrigen Sechsstädte, sowie der spätere Übertritt der ganzen Familie zu den Hussiten.⁴⁾ Die Ereignisse der „Wartenberger Fehde“, die im Jahre 1433 zum offenen Ausbruch kam, sind landbekannt.

Im Jahre 1426 verweilte der Dechant Joh. v. Kralowitz auf dem Dybin und schrieb am 26. Juni einem Amtsgenossen, daß viele Priester in der Stadt Ust (Aufzig) unter dem Schwerte der Hussiten und durch die Flammen umgekommen seien. Im folgenden Jahre (8. Juli 1427) hatte Hans Wölfel v. Warnsdorf, Hauptmann auf dem Birkestein (Bürgstein), unter dem Meyben (Dybin) eine Zusammenkunft mit dem Deutschordensvogte Gottfried Rodenberg. Im Jahre 1429 hatte Johann Koluch am 28. September die Belagerung des Cölestinerklosters auf dem Dybin begonnen; diese Belagerung hatte zwar kein Ergebnis, aber die Klostergüter wurden arg verwüstet.⁵⁾ — Als im Jahre 1463 der Domherr Nikolaus Merboth aus Breslau über Görlitz und Prag nach Wien reiste, weil er wegen der Kezer den Weg über Glatz und Trautenau nicht nehmen mochte, wollte er das Weihnachtsfest auf dem Dybin zubringen, ist aber wegen einer Überschwemmung erst am Tage nach Weihnachten in Dybin eingetroffen. Zu jener Zeit vermittelte der Prior von Dybin Nachrichten und Briefe aus Böhmen nach Breslau. Im nächsten Jahrhunderte äußerte der gelehrte Bohuslaus v. Lobkowitz den Wunsch, einige Zeit auf dem Dybin zu leben, aber die Väter lehnten ab, weil sie in ihrer Ruhe gestört zu werden fürchteten. Um jene Zeit schrieb der „Mönch von Pirna“ in seine Chronik: „Moybon, auch Dybon, im Kloster Cölestinerordens, auf einem hohen Berge wie ein Schloß, eine halbe Meile von

¹⁾ G. Korzhelt: Sitten u. Gebr., p. 16. — ²⁾ Gebirgsfr., XIII, 39. — ³⁾ Ältere Besucher, p. 1. — ⁴⁾ Gebirgsfr., XII, 15. — ⁵⁾ Gebirgsfr., XII, 16, 42, 43. —

der „Sittau“, am „Böhmerwalde“, ¹⁾ bei Bettelstorf, von Kaiser Karolo gestiftet (1368). Eine Abseite der Kirche ist selbwachsender Stein.“ ²⁾ Im Jahre 1532 kam Donnerstag vor St. Thomas der Landvogt Zdislaus Berka, welcher Herr auf Reichstadt und Leipa war, mit dem Kanzler König Ferdinand's zu den Mönchen auf dem Dybin und besichtigte alle Kleinodien. Auch mußten die Mönche all' ihr Einkommen jagen, was sie hatten und vermochten. Diese Vermögensaufnahme geschah, weil das Kloster sich aufzulösen drohte. Zu Ende des Jahres 1544 kamen Laurentius Knorr und Fabian v. Schöneich auf den Dybin und besichtigten, wogen und versiegelten alle Monstranzen, Kelche, Pontificalien und das Silberverk, wie sie es schon zuvor in Zittau und in anderen Städten und Klöstern Schlesiens und der Sechslande getan hatten. Im Jahre 1546 kam am 28. Mai Königin Anna samt dem jungen Herzoge mit 750 Pferden nach Zittau. Hier waren auf dem Markte zwei Küchen aufgerichtet, die eine für die Königin, die andere für den Herzog. Am Sonnabend (29. Mai) ist dann die Königin nach Prag verreist, der junge König aber ist mit 44 Pferden auf den Dybin geritten und hat denselben besichtigt. ³⁾

Im Jahre 1546 sollen die letzten Mönche den Dybin verlassen, doch ihre Rechte keineswegs verloren oder aufgegeben haben. Zdislaus Berka von der Danba hat den Berg und die Güter pfandweis übernommen und die Verwaltung seinem Amtmann Kaspar v. Gersdorf auf Reichstadt übergeben, der nach Lätare und vor Elisabeth in Olbersdorf einen „Dingtag“ abhielt. Es folgte der Amtmann Sigmund v. Debschitz, welcher samt seiner Gemahlin auf dem Dybin wohnte, wo sein Schreiber, „vielleicht aus Bekümmernis, daß er nicht hat berechnen können“, sich aus dem Scherstübel zum Fenster hinaus stürzte und tot liegen blieb.

Im Jahre 1554 hat König Ferdinand, weil nur noch ein einziger Mönch übrig war, die Einkünfte des Klosters Dybin den Jesuiten zu St. Klemens in Prag überwiesen. In der Fastenzeit 1556 kam Petrus Canisius auf den Dybin und ließ Mancherlei für die Kirche, die Bibliothek und die Hauseinrichtung nach Prag schaffen. Ende Mai kam er mit drei Kammerherren abermals auf den Dybin, und die Verwaltung der Güter wurde den Zittauern übergeben. Doch hat Canisius zwei verheiratete, also lutherische Pfarrer in den Klosterdörfern Herwigsdorf und Niederodermütz abgesetzt.

Der letzte Cölestiner, ein fränklicher Mann Namens Balthasar Gottschalk, zog im Januar 1559 nach Zittau, wo er 1568 gestorben ist und vor der Türe der Frauenkirche begraben wurde. ⁴⁾ Inzwischen hatte jedoch das Prager Kapitel (1. März 1562) sich an Ferdinand I. gewandt, daß der Bitte des Priors vom Dybin stattgegeben werden möge, nach welcher laut der Stiftung Karl's IV. zu Zittau im Hause des Klosters

¹⁾ bemher walde. — ²⁾ p. 1585. — ³⁾ In der Nordböh. Tour.-Ztg. (III, 94 bis 97) finden wir einen längeren Aufsatz über den Dybin samt zwei Abbildungen: Kaiserhaus und Klosterküche Dybin sowie Dr. Alf. Moschtau's Museum. — ⁴⁾ Vorstehende Nachrichten entstammen einem Aufsätze des Herrn Pfarrers Sauppe: „Ältere Besucher und Bewohner des Dybin“ (Gebirgsfr., XV, 17 ff.).

Dybin wöchentlich zweimal Brot von zwei Schock an die Armen gegeben werden sollte, was die Bittauer zu tun sich weigerten.¹⁾

Und nun eine Sage, die mir vor vielen Jahren mitgeteilt worden ist.²⁾ Auf dem Dybin, dessen Lage zu vielen Sagen Veranlassung gab, befindet sich, wie das Volk erzählt, eine Grotte, welche mit Wasser gefüllt ist. Dort soll nun ein Schatz verborgen sein, den man an einem bestimmten Tage zur Mitternachtsstunde heben kann, doch darf dabei kein Wort gesprochen werden. Das Wasser wird natürlich, so wird behauptet, von selber zurücktreten.

Ich wohnte vor längeren Jahren (1883) durch mehrere Tage im „Bad“ zu Dybin. Es herrschte aber sehr schlechtes Wetter. Namentlich einer von den Regentagen war sehr langweilig. Da schrieb ich nun folgende Zeilen:

Wetterhege, Wetterhege,
Hör' zu waschen auf,
Sonst geht bei dem Ungewitter
Alle Freude drauf!

Wetterhege, Wetterhege,
Plätsch're nicht so sehr,
Sonst wird bei dem vielen Regen
Noch das Herz mir schwer.

Wetterhege, Wetterhege,
Es ist schon zu spät,
Denn mein Herz ist schon verloren
Und mein Kopf verdreht!

Meine kleine Begleiterin mußte diese Zeilen auswendig lernen und dann vortragen. So hatten wir uns doch über zwei Stunden recht gut hinweggetäuscht. Ich schrieb das Gedicht von der „Wetterhege“ in das Gedenkbuch des Dybin-Museums. Dann begleitete mich — denn es folgte ausnahmsweise und unverhofft ein schöner Tag — Herr Dr. Alf. Moschkau in liebenswürdiger Weise zu den Nonnenfelsen und auf den Rabenstein, über Krombach auf den Hochwald und über Lückendorf nach Dybin zurück. Gleich am Morgen begegneten wir dem „Rübezahl“ der Dybingegend. Dieser Forstmann machte dem „Alten vom Berge“ wahrhaftig keine Unehre.

Die Sandsteinsäulen von Johnsdorf sind wohl berufen. Auch von der doppelten „Verwerfung“ hat man wohl gelesen.³⁾ Das durch feuerflüssige Basalt- und Phonolithmassen durchbrochene Quadergestein wurde an einigen Orten gefrittet und hierauf säulenförmig abgefordert, so am Laufberge bei Brims, auf Hulitschka zwischen Neuland und Grünau, bei Johnsdorf in Sachsen und am Hohlstein bei Zwickau in Böhmen. Hier sind die Sandsteinsäulen sehr schön ausgebildet. Wenn man von Kleingrün zum Berge kommt, so steht man vor einer Wand, die aus lauter 2—5 cm dicken, vier- und fünfseitigen Säulen von verschiedener Länge besteht, welche wie Ziegel auf dem Dache über einander geschoben sind, auch hin und her gebogen, mit einander zusammenhängen und wie hingegossen erscheinen. Andere Quadersandsteine wurden von der feuerflüssigen Masse halb geschmolzen und in eine feste, aber poröse Masse umgewandelt, die ein ausgezeichnetes Material für Mühlsteine liefert. Solch Gestein findet man am Tollenstein und am Mühlsteinberge bei Johnsdorf, dessen Mühl-

¹⁾ Borowy, Acta Cons., II, 333. — ²⁾ Von st. gymn. Ab. Demuth aus Reichenberg. — ³⁾ Gebirgsstr., XIII, 9, 10.

steinbrüche weit bekannt sind.¹⁾ Auch am Mühlberge und bei Zwickau gibt es gutes Material zur Mühlsteinerzeugung. Doch der Mühlsteinbruch, welcher vor Jahren am Zischkenberge bei Neuschloß betrieben wurde, soll unter dem Direktor Triebel eingestellt worden sein.²⁾

In Neujohndorf, welches wie Altjohndorf sich zu einer Sommerfrische entwickelt hat, finden wir einen „Gondelteich“ und in der Nähe die „Felsenstadt“, eine eigene Welt, die, in Fels und Wald eingebettet, aus düsteren Schluchten und weltentrückten Talkeffeln besteht. Als besonders beachtenswert hat der „Gebirgsfreund“ die „Brummerfelsen“, die „Kaffcemühle“, die „Wagedrossel“, den „Friedrichstein“, die „Orgel“ und den „Großvater“ bezeichnet.³⁾ Wer sich aber über die Felsenstadt und die anschließenden Mühlsteinbrüche genauer unterrichten will, der findet Näheres⁴⁾ in einem Führer: „Zonsdorfer Mühlsteinbrüche oder Rabensteine (Zittau, Fiedler's Antiquariat).“

Es werden acht Touren zum Besuche der „Felsenstadt“ empfohlen. Alle beginnen beim Zollhaus oder führen vom Kretscham über Neujohndorf. Im „Bärloch“ war der erste Mühlsteinbruch, den Hieronymus Richter schon im Jahre 1580 gepachtet hatte.

In einem der zwei Löcher des „Schalkssteines“ bei Johndorf soll ein Schatz liegen, der nur dem beschieden ist, welcher in der Johannisnacht auf der Spitze dieses Felsens eine wundervolle Blume blühen sieht.⁵⁾

Doch wollen wir von unserm Ausfluge nach Lückendorf in's Kurhaus zurückkehren, wo wir auf einer schattigen Veranda ganz einsam unsern Mittagstisch aufgeschlagen hatten. Auch ist es Zeit, daß wir unsern Fuß wieder weiter setzen. Wir können es, da wir ausgeruht sind. Denn die Ausflüge nach Döbin und Johndorf waren nicht sonderlich zu rechnen, sie glichen fast dem Kampfe mit einem Schatten, einer reinen Spiegelfechterei.

Mit Speis und Trank im Kurhaus waren wir wohl zufrieden, und wenn uns Vorsatz oder Zufall wieder einmal in diese Gegend verschlägt, so wollen wir uns auch im Kurhaus wieder festsetzen.

Niemand weiß, wie es kam. Aber als wir das Kurhaus verließen, hatten wir es übersehen, daß der Kammweg durch die wohlbesuchte „Felsengasse“ führt. Und nach einigem Fragen trafen wir erst im „Kammloch“ wieder auf das bekannte Kammzeichen. Wir begrüßten es voller Freude, ohne noch einmal zur „Felsengasse“ umzukehren, die wir schon bei einer anderen Gelegenheit kennen gelernt hatten.



¹⁾ Erf., V, 65. — ²⁾ Erf., V, 189. — ³⁾ Gebirgsfr., XII, 118. — ⁴⁾ Gebirgsfr., III, 158 ff.; XV, 56. — ⁵⁾ Gräfe, Sagenschatz, II, 191. — Auch in dem Gärtlein auf dem Löbauer Berge blüht — allein nur aller hundert Jahr — in der Mitternachtsstunde vor St. Johannis Enthauptung ein wunderseitsames Blümlein von anmutiger Gestalt und lieblichem Geruch, welches nur einer, der reinen Herzens ist, aus der Erde reißen kann. Das Blümlein samt der großen, starken Wurzel ist von Gold, Silber und köstlichem Gestein. Nach einer andern Sage verleiht die Wunderblume des Löbauer Berges einer gequälten Menschenseele einen seligen Tod. Gräfe, II, 188—191.



Auf dem Hochwald.

um Hochwald hinauf! Wer solch einen Gedanken gefaßt hat und bereits an die Ausführung schreitet, der braucht sich vor langer Weile nicht zu fürchten. Wir stiegen also lustig den Berg empor. Der reiche Schatten erleichterte die Anstrengung. Unterwegs rauscht neben einer Ruhebank reiches Wasser in einem Wasserteller. Wie ich einmal gelesen zu haben glaube, beziehen die Zittauer ihr Wasser vom Hochwalde, und sie sollen eine Quelle, deren Wasser sonst nach Böhmen und zur Elbe floß, für

sich nach Zittau abgeleitet haben, so daß das, was ihnen übrig bleibt, zur Ostsee fließen muß.

Etwas höher hinauf bietet eine Schneise einen sehr hübschen Durchblick nach dem Schlosse Lämberg bei Gabel, wo einst die selige Zdislawa, als sie noch auf Erden lebte, Burgfrau war und durch manch ein wunderbares Erlebnis eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der hl. Elisabeth bekam, deren Andenken auf der Wartburg vielfach verewigt ist.

In der Zdislawa-Gruft der Gabler Hauptkirche zu St. Laurentius befinden sich 48 Bildertafeln, deren Gegenstand Dr. G. E. Pazaurek vor einigen Jahren beschrieben hat.¹⁾ Die ersten 24 von diesen Bildern schildern das Leben der Seligen, die zweite Hälfte der Tafeln betrifft die Wunderzeichen, die nach Zdislawa's Tode geschehen sind. Zdislawa, deren angebliche Bettstatt im Schlosse zu Lämberg noch gezeigt wird, hat auf die Verbreitung und Bedeutung des Deutschtums im Böhmerlande einen großen Einfluß ausgeübt. Das wird auch Jenen angenehm sein, die gegen Zdislawa's Wunderzeichen sich gleichgiltig verhalten sollten.

Vom Hochwalde (748 m), der nach einer Behauptung von Ferd. Thomas wegen seiner Gestalt insgemein auch „Heufuder“ genannt wird,²⁾

¹⁾ Erf., XX, 46—53. — ²⁾ Erf., III, 238.

sagt der Topograph Schaller¹⁾ schon im Jahre 1786: „Nahe bei Krombach liegt der hohe Berg „Hochwald“, der zum Teil nach Zittau, Gabel und Reichstadt gehört. Das am Gipfel angebrachte Kreuz, das aus zwei Stämmen errichtet ist, zeigt die „Laufnitzer Grenzcheidung“ an.“ Schon im Jahre 1787 hat ein Zittauer Ratsherr zur leichteren Besteigung des Hochwaldgipfels, eine Treppe mit 84 Stufen anlegen lassen, woraus zu ersehen, daß die Aussicht vom Hochwalde schon damals hoch geschätzt war.

Von demselben Hochwalde schreibt Keuß: „Dieser Berg liegt Oberlichtemwald gegen Osten an der äußersten Grenze der Lausitz und gehört größtenteils nach Zittau, teils aber nach Gabel und Reichstadt. Er hat eine ansehnliche Höhe und dürfte den Spitzberg (Lausche) wo nicht übertreffen, ihm doch an Höhe gleichkommen. Seine Höhe bestimmte Bergrat Charpentier auf 2102 Fuß, die Höhe der angrenzenden Lausche in der Oberlausitz auf 2172 Fuß. Er fällt an der Nordseite dem herrlichen Tale bei Dybin zu, an der Südseite verbindet er sich mit dem Falkenberge, an der Westseite erstreckt er sich bis an den Bach bei Großmergental. Am leichtesten besteigt er sich von der böhmischen oder nordwestlichen Seite bei Krombach, das zum Teil schon an seinem Abhange liegt. Der Berg läuft in einem langgezogenen Rücken von Morgen gegen Abend und ist an dem nördlichen sanftigeren Abhange ganz, an dem steil abfallenden südlichen weniger mit Wald bewachsen. Er hat drei Kuppen. Die am höchsten gelegene ist kegelförmig zugespitzt und bis auf den Gipfel ganz bewachsen. An dem Gipfel selbst ist ein großer, freistehender Felsen, auf welchem ein Kreuz aufgepflanzt ist, welches die Grenze zwischen Gabel und Reichstadt macht. Diesen Felsen nannte mir mein Führer „Almenstein“. Geht man mehr „ostwärts“, so kommt man auf den „Johannisstein“, einen fahlen, freistehenden Felsen, an dem man in der Ferne säulenförmig stänglich abge sonderte Stücke zu sehen glaubt, die aber auch in der Nähe deutlich bleiben. Die Säulen liegen mehr horizontal und nehmen dem Gipfel näher an Länge ab und bilden so, wie auch Laske bemerkt, eine natürliche Treppe.“²⁾ Noch eine etwas höhere Kuppe befindet sich etwas mehr gegen Mittag, welche gleichfalls an der größeren Erhöhung einen freistehenden Felsen hat. Der Porphyrchiefer ist derselbe wie am Almenstein.“³⁾

Gegenüber den Angaben von Keuß (1797) spricht der Topograph Sommer (1834) bloß von zwei Kuppen des Hochwaldes. Er schreibt nämlich: „Der Hochwald, der höchste Berg der Herrschaft Reichstadt, hat zwei Kuppen, von denen die eine der „Almenstein“, die andere der „Johannesstein“ genannt werden. Auf der ersteren steht ein Kreuz, welches die Grenze der Herrschaften Reichstadt und Gabel und des Königreichs Sachsen bezeichnet. Die Aussicht von dieser Kuppe sowohl nach Böhmen als nach Sachsen ist vortrefflich.“⁴⁾

Ungefähr zwei Jahrzehnte nach Sommer's Zeit hat Joh. Marx, der seit 1848 die Lausche bewirtschaftet hatte, im Frühjahr 1853 die erste Bergwirtschaft auf dem Hochwald errichtet.⁵⁾

¹⁾ Schaller, IV, 245, 255. — ²⁾ Lausche 791 m, Hochwald 748 m. Der Unterschied beträgt also 43 m. — ³⁾ Also erachtet wohl Keuß den Johannisstein als westliche Kuppe des Hochwaldes. — ⁴⁾ Keuß, II, 99—102. — ⁵⁾ Som., II, 273. — ⁶⁾ D. Volksztg. v. 9. April 1903.

Da wir noch eine Weile zu gehen und zu steigen haben, so sei an eine Sage erinnert, welche Gräße in seinem „Sagenschatz“¹⁾ erzählt. Auf dem Hochwalde, in dessen Boden sich nach den Sagen der Walen kostbare Edelsteine befinden sollen, geht zu Zeiten ein kleines, aschfarbiges Männchen herum. Hat langes, weißes Bart- und Kopfsaar, einen schwarzen, rotverbräunten, mit einem goldenen Gürtel umschlungenen Talar, auf dem Haupte eine spitze, trichterförmige Mütze von smaragdgrüner Farbe, in der linken Hand ein Rauchfaß und in der rechten Hand einen bunten Stab. Wem das Männchen wohl will, dem zeigt es Gold und Silber und Edelstein, insbesondere aber wohlthätige Heilkräuter. Es kommt aber meistens am Vorabende des Weihnachts-, Oster-, Johannis- und Michaelis-Festes. Nun lebte einst zu Olbersdorf der fromme Jakob Sahrer, dem in der Schlacht am weißen Berge eine Kugel das Bein zerschmetterte hatte. Doch trotz seines Hinkens machte er Botengänge und verkaufte er Heilkräuter. Diesem Kräutermanne begegnete in der Michaelisnacht das Bergmännchen und führte ihn durch den Wald zu einem kleinen Hügel. Hier blieb er stehen, deutete mit seinem Stabe nach den vier Weltgegenden und berührte damit den Erdboden, worauf sich gleichsam ein Springbrunnen von Gold, Silber und Edelstein aus dem Hügel ergoß. Der Hinkende bekam nun die Erlaubnis, sich seinen Mantel mit dem Gold und Silber zu füllen, und überdies ein in schwarzen Sammet gebundenes Buch, worin die geheimen Kräfte der Kräuter und Wurzeln verzeichnet waren. Ein Zettel enthielt die Weisung, daß der Besitzer des Buches und Geldes der Armen und Kranken eingedenk sein solle. Das hat der brave Alte auch lebenslang befolgt. Das Bergmännlein aber soll der Geist eines mittelalterlichen Kräuterkenners und Naturarztes gewesen sein, der vom Volke vielfach geehrt und aufgesucht, eines Tages aber, als er von einer Reise aus Böhmen an die Landesgrenze zurückkehrte, von gottlosen Menschen auf jenem Hügel, aus dem der Schatz hervorquoll, erschlagen und von Landleuten aus der Gegend begraben worden sein. Das ist Gräße's Sage, wir gestehen aber, daß sie uns nicht den Eindruck einer Volks Sage macht. Sie ist für eine solche allzu verwickelt. Auch scheint es, daß der Erfinder sich bei Ovid einen Teil seiner Gedanken geholt hat. Sollte dennoch ein volkstümlicher Kern zu Grunde liegen, dann ist dieser vom Verfasser verderbt und erstickt worden.

Kaum waren wir auf dem Gipfel des Hochwaldes angekommen, als ein leichter Regenschauer niederging. Doch waren die Tropfen zwar groß, aber bald erschöpft, wenigstens vorläufig. Der hölzerne Turm, den ich einst bestiegen hatte und dessen Strebepfeiler auf böhmischem Boden standen, war verschwunden. Dafür gibt es jetzt einen gewaltigen Steinturm, den 25 m hohen „Kavolaturm“, der vom naturwissenschaftlichen Vereine „Globus“ erbaut wurde und am 14. September 1892 die Weiße erhielt. Mit der Doppelwirtschaft auf der Hauptkuppe steht der auf der sächsischen Nordkuppe gelegene Turm durch einen breiten Gang in Verbindung. Diese Doppelwirtschaft ist merkwürdig. Denn die eine ist für Bier, die andere für Wein und Kaffee bestimmt. Wir gaben der letzteren den Vorzug.

¹⁾ Gräße, II, 301.

Allein bald kamen wir in Verlegenheit, da der Eine Wein, der Andere Bier trinken wollte, wir aber doch beide den Wunsch nach einer Trennung von Tisch und Wirtschaft nicht hatten. Es blieb uns aber, obwohl die Kellnerinnen ohne Unterbrechung hinüber und herüber gingen, nichts übrig als einen Entschluß zu fassen. Ja, wir mußten uns einigen. Wir einigten uns auf Bier und wanderten alsbald aus den Weinräumen in die Bierräume. Zuvor aber sahen wir uns nach der Aussicht um. Wir sahen den Feschenzug mit der Koppe, wir sahen den Falkenberg, den Tolzberg, den Limberg, den Ortelsberg, den Kleis, die Lausche. Die Stimmung der Landschaft war gegen Abend ganz eigenartig, da die Sonne gegen Westen Wasser zog, so daß der Himmel ganz gelb war.

In der Weinwirtschaft sah ich auch die farbigen Fensterscheiben wieder, die ich hier oben schon vor vierzig Jahren gesehen hatte, und die der Landschaft je nach der Farbe einen so eigenen Charakter geben und meistens eine ganz andere Jahreszeit vortäuschen. Freilich will ich nicht behauptet haben, daß es noch genau dieselben Farbenscheiben sein müssen, da die im Jahre 1853 erbaute Wirtschaft im Jahre 1877 abgebrannt ist,¹⁾ während ich schon im Jahre 1863 dem Berge meinen ersten Besuch machte. Dagegen das „Relief“ von Johnsdorf und Dybin, das sich auf dem Hochwalde befinden soll,²⁾ habe ich nicht gesehen, allerdings auch nicht darnach gefragt. Sehr gut erinnere ich mich noch an die „Weilchensteine“, welche wir im Jahre 1863, als wir den Dybin und den Hochwald besuchten, gekauft haben. Es sind Phonolithe, die mit einer nach Weilchen duftenden Alge überzogen sind und daher mit der Zeit diesen Geruch verlieren, wenn die Alge wegen schlechter Aufbewahrung verkümmert, vielleicht auch weil sich jeder Duft zuletzt erschöpfen muß.

In den Bierräumen war uns zwar geholfen, daß wir Bier trinken und nach dem Sprachgebrauche der Norddeutschen ein „Abendbrot“ essen konnten. Allein wegen der dort herrschenden Kälte, woran das schlechte Wetter schuld war, zogen wir schließlich und endlich doch wieder ab und begaben uns endgiltig in das wohlwärmte Weinland, wo wir uns eine Flasche roter Donaublume vergönnnten. Trotz des Regens, der abends immer heftiger wurde, kamen immer noch Gesellschaften, um auf dem Berge zu übernachten. Nun, wir saßen im Trockenen und waren wohl geborgen. Zu unserer Unterhaltung, wenn wir selber nichts mehr zu sagen wußten, dienten die geschäftlichen Unterredungen der Bergwirtin mit einigen Leuten, die unten aus der ebenen oder vielleicht auch buckligen Welt heraufgekommen waren. Denn da unten gibt es manchen „Bucks“ und manchen „Hübel“.

Zum Schlafen bezogen wir ein unmittelbar neben der hochragenden Aussichtsplatte gelegenes, aber gegen Wind und Wetter doch ziemlich geschütztes Zimmerchen. Und wir schliefen sehr gut, wenigstens ich. Mein Nachbar aber klagte, daß er wegen Schnarchens nicht schlafen könne. Um ihn zu trösten, sagte ich, daß ich das sehr merkwürdig finde. „Denn so viel weiß ich über das Verhältnis der Schlafenden und der Schnarchenden:

¹⁾ Dr. F. Hantschel's Tour.-F., p. 261. — ²⁾ Gebirgsfr., XII, 129; Erg., XXIII, 298.

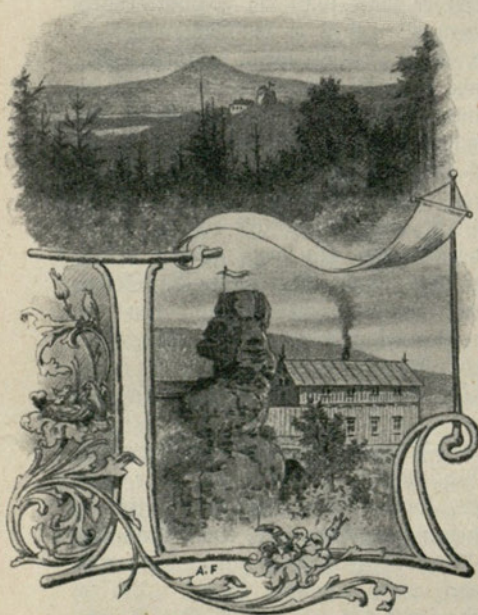
Alle Schnarchenden sind Schlafende, keinen ausgenommen, aber nicht alle Schlafenden sind Schnarchende, sondern einige sind es, andere sind es nicht. Mithin muß ein Schnarchender stets ein Schlafender sein und wenn es so ist und er demnach schlafen muß, weil er sonst nicht ein Schnarchender wäre, so muß er dann auch schlafen können, eben weil er ein Schnarchender ist. Es ist mir daher — verzeihen Sie, lieber Freund, wenn ich offen rede, wie ich denke — ganz unbegreiflich, wie Jemand behaupten kann, daß er wegen Schnarchens nicht schlafen könne. Über solche Dinge weiß ich seit vierzig Jahren Bescheid. Das muß ich auch wissen, weil ich seinerzeit bei Professor Dr. Löwe in Prag alle 64 Schlafarten kennen gelernt habe, die brauchbaren wie die unbrauchbaren. Und überdies habe ich meine Schüler durch manches Jahr in der Logik unterwiesen und die Gespräche des Sokrates, wie sie bei Plato dargestellt werden, mit ihnen gelesen. Wie aber das Sprichwort sagt, durch Lehren lernt man. Also auch ich. Selbst die Lehre von den Trugschlüssen und die von den Fehlbeweisen haben wir durchgenommen, wovon ich Ihnen ein Beispiel gegeben habe. Nun, was sagen Sie, Lieber Freund?“ Der liebe Freund war noch schläfrig und sagte gar nichts. Aber am nächsten Abende nahm er ein Zimmer für sich allein. Und ich tat ebenso.

Am Morgen wurden wir wegen des Sonnenaufganges wach gerufen. Ein Fenster unseres Schlafzimmers lag aber so günstig, daß wir uns weder anzukleiden, noch hinauszugehen, sogar kaum aus dem Bette zu steigen, sondern nur den Kopf zu erheben brauchten, um einen Sonnenaufgang zu sehen, den wir nach dem kühlen Regenabende gar nicht hatten erwarten können und in der That auch nicht erwartet hatten. Um so freudiger waren wir überrascht. Der Horizont lag im Nebel. Die Sonne bildete daher eine blutrote Scheibe, um welche das Licht wie eine „Korona“ flackerte und flimmerte. Das war sehr schön. Darauf legten wir uns nochmals auf's Ohr.

Gelegentlich des Frühstückens machten wir die unerfreuliche Wahrnehmung, daß wir unsere Ansichtskarten in den falschen Briefkästen geworfen hatten, nämlich in jenen, dem die von uns aufgeklebten Briefmarken nicht entsprachen. Die Bergwirtin versicherte aber, daß solch eine Verwechslung des Einwurfes hier oben sehr oft vorkomme, und daß der Fehler bei der Briefaushebung wieder gut gemacht werden solle. Und so mag es denn wohl auch geschehen sein. Wenigstens haben wir später von keiner Seite eine Klage wegen einer Verwendung falscher Briefmarken zu hören bekommen.

Ich möchte vom Hochwalde nicht scheiden, ohne ausdrücklich zu bemerken, daß die Preise für einen Berg ganz mäßig, die Weine gut und die Menschen sehr freundlich und gefällig waren. In solch ein Haus wird der Wanderer gern wieder zurückkehren.





In der Eishöhle.

angsam trippeln wir den Berg herunter. Denn mein Gehwerk wird immer wehleidiger. Doch die herrliche Landschaft stärkte mich, daß ich meinen Schmerz im Stillen verbiß und mich auf die weiteren Erlebnisse vorbereitete. Dabei erinnerten wir uns, daß im Spätsommer 1884 in Oberkrombach am Hochwalde auf einem am Abhange

des Johannessteines gelegenen Feldstücke eine bronzene Pfeilspitze gefunden wurde, die nach ihrer Form eine Brandpfeilspitze war.¹⁾

Mittlerweile kamen wir nach Hain, einem Dörfchen, das an der Landesgrenze liegt. Das erste Haus ist eine Wirtschaft und heißt „Kaiser Wilhelms-Höhe“. Es war noch zu früh, um einzufehren. Wir bogen also um das Haus herum, ich rechts, mein Begleiter links. Hinter dem Hause trafen wir uns wieder, sahen aber kein Kammzeichen. Maurer, welche den Felsen mit Hacken absprenghen, um den Weg zu erbreitern, erklärten uns, daß wir tiefer nach Hain hinabgehen müßten. „Nein“, sagt ich, „nach dem veröffentlichten Programm führt der Kammweg auf den Johannesstein; dorthin werden wir gehen, dort werden wir fragen.“ So taten wir. Die Wirtin²⁾ gab uns freundliche Auskunft, obwohl wir nicht einkehrten, noch eine Zechen machten. Aber der Kammweg führte nicht auf den Johannesstein, auch nicht tiefer nach Hain hinunter, sondern in westlicher Richtung gegen Schanzendorf. Das Kammzeichen trug ein niederer Stein am Wege, wo wir es zuvor übersehen hatten. Das war der erste Fall, daß uns die Kammzeichen einen Augenblick in der Not und Verlegenheit ließen. Doch wir sollten später noch mehr erfahren.

Nun ging es quer durch Schanzendorf. Dieses Dorf soll auf den

¹⁾ Erf., IX, 326. — ²⁾ Die Bergwirtschaft „zum Johannesstein“ wurde im Sommer 1880 errichtet. Erf., III, 275.

Gründen des Krombacher Meierhofes erbaut sein und hat seinen Namen von einer Schanze, welche sich zur Zeit des siebenjährigen Krieges in dieser Gegend befand. Im Jahre 1778 soll sich der Feind auf dem Kulichberge (567 m) bei Krombach gelagert haben, und am 19. September 1779 kam Kaiser Josef II. in diese Gegend, insbesondere auf die „Schanze“ d. i. Schanzendorf.¹⁾

Wir erreichten die Straße, welche von Johnsdorf nach Krombach führt. „Stehen muß hier Roß und Rad, mag's Euch nicht gefährden!“ So ruf' ich mit dem Dichter. Ich habe nämlich Lust, vom Kammwege abzubiegen und eine Weile im Zwickauer Bezirke herumzuwandern. Das ist ein Gebiet, welches mir seit mehr als vierzig Jahren überaus lieb und wert ist.

Nach Zippe's Darlegungen in Sommer's Topographie des Bunzlauer und Leitmeritzer Kreises umfaßt eine Abteilung des Mittelgebirges sämtliche Berggruppen und Gebirgszüge nördlich von der Polzen bis zur Landesgrenze, so daß also das „Röhrsdorfer Gebirge“, welches von den Geographen häufig zu dem „Laußitzer Gebirge“ gerechnet wurde, noch hieher gehört. Zu dieser Gebirgskette gehören daher auch die Lauße (Mittagsberg) und der Hochwald, welcher das nordöstliche Ende derselben und gleichsam einen Grenzstein bildet, so daß nur niedrige Bergkluppen den Raum zwischen diesem Ausläufer des Mittelgebirges und dem Festsengebirge ausfüllen. Die Scheidegrenze bildet der Paß bei Gabel. Als Südgrenze gelten die Orte Gabel, Kunnersdorf, Zwickau und Röhrsdorf. Es gehört also zu diesem Hauptteile des Mittelgebirges das Röhrsdorfer Gebirge, das Gebirge um Haida und Steinschönau, um Kreibitz und Georgental, überhaupt alles vulkanische Gebirge nördlich von der Polzen bis Benschen und Tetschen, so daß es durch das Sandsteingebirge an der Elbe, durch das nördliche Granitgebirge und im Osten durch das Langenauer Tal oder den Sporkabach begrenzt wird. Hervorragend sind als Berge der Tannenbergr, der Kleis, der Kaltenbergr und der Wolfsbergr bei Steinschönau, endlich die noch höheren Grenzberge Lauße und Hochwald.

Die Ansichten ändern sich, die Einsichten vertiefen sich. Nach dem Archive für die naturwissenschaftliche Landesdurchforschung Böhmens gehört das Röhrsdorfer Gebirge (Zippe's & Sommer's) nicht mehr zum Mittelgebirge, sondern zum nordböhmischen Sandsteingebirge, dessen zwei Haupt Rücken auf der Antonienhöhe sich kreuzen. Der westliche Flügel reicht bis zum Kaltenberge und heißt Kreibitzer Gebirge, der östliche reicht bis zum Trögelberge und heißt Zittauer Gebirge. Doch sollte man, wie Herr Dr. F. Hantschel gesprächsweise vorschlug, diesem östlichen Flügel lieber die Namen „Zwickauer Gebirge“ (von Antonienhöhe bis zum Hochwald) und „Gabler Gebirge“ (vom Hochwald bis zum Trögelberge) beilegen. Auch ich würde beide Bezeichnungen vorziehen und für angemessener halten als den Namen „Zittauer Gebirge“, der uns über die Lage dieser Gebirge eine ganz falsche Vorstellung gibt.

Die vorherrschende Felsart im Röhrsdorfer (oder Zwickauer) Gebirge ist Klingstein (Porphyrchiefer), nur der Zwickauer Kalvarienbergr und der Hutbergr bestehen aus Basalt, der Mühlstein aus Klingstein,²⁾ der Hengstbergr

¹⁾ Ergl., II, 158; IV, 1. — ²⁾ Die Kuppe des Mühlsteinberges ist Klingstein. Dr. F. S.

aus Quadersandstein, welcher denn auch am Schöber, am Mittagsberge (Lauſche), am Fuße des Kalvarienberges und Grünberges ſowie der Berge bei Lichtenwalde, Schanzendorf und Krombach in Felſwänden anſteht, die mit der grotesken Gebirgsgegend von Dybin einen Zuſammenhang haben. Nun zum Einzelnen!

Krombach, ein uraltes Dorf, welches ſamt Ober- und Nieder-Lichtenwalde ſchon im Jahre 1391 urkundlich¹⁾ genannt wird, iſt wohl bekannt durch eine alte Eibe, durch eine Glashütte der Schürer v. Waldheim, auch durch ein altes Gaſthaus, in welchem einmal ein rieſig langer Menſch folgende Worte an den Deckbalken ſchrieb: „Wer größer iſt als ich, der ſchreibe über mich.“ So hat es uns einſtmals der Wirt ſelber erzählt, der uns auch über ſeinen Falkenauer Verwandten und Better, den berühmten Mineralogen Franz Kav. Zippe, Vielerlei mitzuteilen wußte. Deſgleichen hat er uns folgende Sage erzählt. Vor Jahren, ſagt' er, hatte ich einen Fleiſcherburſchen aus Mecklenburg, einen alten Mann, der Nachts nach dem Abgange der Gäſte jämmerlich ſchrie und um Hilfe rief. kamen dann die Hausleute, ſo verſicherte er, daß er ein ſo großes Geräuſch und Getöſe gehört habe, als ob hundert Klafter Holz zuſammengefallen wären. Und das müſſe der „Biereſel“²⁾ geweſen ſein. Sene ſuchten die Sache natürlich zu erklären, allein der Mecklenburger blieb ſteif und feſt dabei ſtehen, daß in der Kammer bei dem Rauchfange Geld liegen müſſe, weil der „Biereſel“ da ſei. Zulezt haſtete ich daher in der Kammer bei dem ſchon lange nicht mehr benützten Rauchfange hinein und fand ſehr viel Aſche darin, aber zugleich auch 40 Taler. Das war der alte „Mecklenburger Karl“, ein Fleiſcherburſche, der auch mit Fingerringeln und Halsgeſchmeide handelte, dieſe Dinge um einige Kreuzer an ſich brachte und dann auf den Dörfern ſehr teuer wieder verkaufte.³⁾

In Krombach gab es zu Schaller's Zeiten ein „berühmtes Bier“, zu welchem das erforderliche Waſſer aus einer Quelle am Hochwalde bezogen wurde. „Doch ändert ſich dieſes Waſſer zweimal im Jahre, deſſen der Bräuer eine genaue Kenntnis haben muß.“⁴⁾

Was die „Rieſeneibe“ betrifft, ſo ſteht ſie im Obſtgarten des Hauſes Nr. 19 in Oberkrombach und hat einen Stammumfang von 3.60 m, einen Durchmeſſer von 1.15 m und bis zum Wipfel eine Höhe von 10 m, kann alſo den ſtärkſten der in Deutſchland bekannten Eiben an die Seite geſetzt werden.⁵⁾ Der kreisrunde Stamm zeigt gegen zwanzig wulſtartige Längsfurchen und iſt noch völlig geſund. Das Alter wird von Einigen auf 940 Jahre, von Anderen ſogar auf 1800 Jahre geſchätzt, weil die Eibe überaus langſam wächst. Jedesfalls iſt die Krombacher Rieſeneibe älter als das Dorf, in welchem ſie ſteht, obwohl auch letzteres mindesſtens ein halbes Jahrtauſend überdauert hat. Ubrigens gibt es im Ortsgebiete auch noch zwei junge Eiben von 7 bis 8 m Höhe.⁶⁾ Es iſt möglich, daß es ſich hiebei um den Reſt eines älteren Eibenbeſtandes handelt, der

¹⁾ Emler: Tab. T., I, 536. — ²⁾ Ich möchte beinahe glauben, daß zwiſchen dem „Biereſel“ und der „Tut-Djel“ oder „Tut-Urjel“ ein Zuſammenhang beſtehen könnte. *Erz.*, XXVI, 325. — ³⁾ *Erz.*, XI, 128, 129. — ⁴⁾ Schaller, IV, 244. — ⁵⁾ *Erz.*, XX, 179. — ⁶⁾ *Boh.* v. 5. April 1903.

zwischen Krombach und Spittelgrund sich befand, in dessen Nähe auch heute noch fünf Eiben gefunden werden.¹⁾

Die Eibe ist in unserm Zeitalter ein sehr seltener Baum geworden und verdient, wo sie sich noch erhalten hat, den sorgsamsten Schutz. Eibebäume gibt es bei uns auch in Rumburg,²⁾ am Kühberge bei Rehdörfel und bei der alten Mädchenschule in B. Kamnitz. Auch im vormaligen Schloßgarten zu Luditz stehen noch neun Eibebäume, einige auch auf dem Drachenberge bei Voigtzbach.³⁾ — Im Ibenwerder in Westpreußen befinden sich noch zahlreiche Eibenstubben (Eibenstöcke). Der größte davon, der über dem Wurzelhals 3·40 m mißt, kam in das Provinzial-Museum zu Danzig. Bei Georgenhütte sind noch gegen 600 Eiben. Zahlreich sind auch die Eiben bei Lindenschütz, und der Ziesbusch bildet als eine sehr urwüchsige Dase in der Kieferheide den reichsten Eibenstandort im preussischen Staate und weit darüber hinaus. So berichtet Prof. Dr. Conwentz in seinem forstbotanischen Merkbuche und versichert überdies, daß die Erhaltung der Eiben bei Mirchau, wo sie im Jahre 1746 noch einen geschlossenen Untervuchs bildeten, sehr erschwert war, weil die Landbewohner zu Zeiten ihre Kirchen mit Eibenzweigen ausschmückten und daher die Beschädigung der Bäumchen für keinen Waldfrevel hielten.⁴⁾ Damit ist die merkwürdige Nachricht zu vergleichen, nach welcher an der Vereinigung der Polzen mit der Elbe — also in der Tetschner Gegend — die Sitte herrscht, am Palmsonntage Eibenzweige zu weihen.⁵⁾ Ich wenigstens kann aus eigener Erfahrung nichts darüber berichten.

Früher standen auch im Gehöft des Anton Goth in Krombach Nr. 40 drei Riesenlinden, welche, wie Karl Morávek behauptete, auch auf älteren Karten von Böhmen aufgeführt sind. Daher habe man dieses Gut seit Jahrhunderten „zum Dreilinden“ genannt. Zwei von diesen Linden hat schon ein früherer Besitzer fällen lassen. Der Stammumfang der noch verbliebenen Linde betrug elf Ellen, der Durchmesser fast vier Ellen.⁶⁾ Diese drei Linden bringen mir in Erinnerung, daß Krombach, wie Sommer⁷⁾ bemerkt, früher „Drei Linden“ geheißten und als ein Gut dem „Waldheim bei Drei Linden“ gehört haben soll.⁸⁾ Hier verwirrt sich Geschichte und Sage, Märchen und Wirklichkeit. Doch ist es durch viele Zeugnisse gewährleistet, daß die Schürer v. Waldheim in Krombach eine Glashütte besaßen. Diese Glashütte soll in den „Hüttenwiesen“ zwischen Krombach und Großmergtal gestanden haben, wo noch in unsern Tagen Schlacken und Glascherben gefunden wurden. Sie mochte im Jahre 1609 schon eine Zeit lang bestehen und dürfte um 1650 eingegangen sein.⁹⁾

Der Name „Schürer v. Waldheim“ ist für mich von großer Bedeutung. Zuerst vernahm ich ihn von Th. Walter, der einige Jahre hinter mir das Untergymnasium besuchte und gegenwärtig als Schuldirektor zu Gmünd in Nieder-Osterreich tätig ist. Dieser erzählte nämlich, daß an einem Gehöfte in Krombach das Wappen des Glashüttenmeisters Schürer v. Waldheim

¹⁾ Grf., XX, 179, 180. — ²⁾ Gebirgsjr., XIV, 110. — ³⁾ Grf., XX, 405; XXIII, 393. — ⁴⁾ Grf., XXIV, 345. — ⁵⁾ Grf., XXIII, 289. — ⁶⁾ Grf., III, 276. — ⁷⁾ Sommer, II, 266. — ⁸⁾ Grf., III, 275. — ⁹⁾ Grf., XII, 191.

zu sehen sei. Die Erzählung reizte mich, ich hegte den Wunsch, das Wappen selber zu sehen, ich bin seit jenen Jugendtagen den Spuren des Schürerengeschlechtes allezeit mit einer gewissen Vorliebe nachgegangen, und die ausgebreitete Tätigkeit, welche die Schürer v. Waldheim fast in allen Grenzgebieten Böhmens entwickelten, machte auf mich einen solchen Eindruck, daß meine Vorliebe für dieselbe sich allmählich auf alle und jede Glasmacherkunst übertrug. So wird bisweilen ein kleines Fünkchen zu einem großen Feuer und ein winziges Körnlein zu einem mächtigen Baume.

Ein Zufall wollte, daß ich später eine Familienchronik der Schürer v. Waldheim in die Hände bekam, daß diese Chronik einen großen Einfluß auf meine wissenschaftlichen Bestrebungen ausübte und schließlich zur Gründung des Nordböhmischen Exkursionsklubs nicht unmerklich beitrug, wie ich es bei einer andern Gelegenheit bereits dargetan habe.¹⁾

So knüpft sich für mich an den Namen „Schürer v. Waldheim“ eine ganze Lebensgeschichte. Wie das doch alles so gekommen ist? Schon in meiner frühesten Jugend war ich ein großer Freund der Natur, besonders der Blumen, der Bäume, der Steingebilde. Auch besaß ich Interesse für jede menschliche Tätigkeit und deren wundervolle Mannigfaltigkeit. Die Liebe zur Sage hatte ich vom Großvater, die Liebe zum Volksliede von meiner Mutter. Doch haben auch viele Andere, es hat meine ganze Umgebung zur Pflege dieser zwei „Liebschaften“ sehr viel beigetragen. Auch war ich aufmerksam für alles Seltsame und Fremde, das sich in Haus und Gerät irgendwo zeigte oder mocht' es ein Bild am Wege sein oder auch irgendwo eine Inschrift. Weit zurück liegen auch die Spuren des noch unbewußten Verlangens nach heimischer Forschung. Unter meinen Hausgenossen und Jugendfreunden erzählte Th. Walter, wie gesagt, vom Schürerwappen, F. Schimpke aus Gersdorf von der angeblichen Affenburg, Jg. Hiekel vom Edelmannshause in Oberebersdorf, F. Oppelt aus Hoffnung von der Burgruine Mühlstein, W. Kettner von der Burg Koforschin und von der Blutmühle (Krwomlyn). Andere erzählten von der Gabler Kirchengruft und dem vergessenen Topfbinderjungen, ein Erwachsener auch von der kleinen Semmel auf einem Bilde im Schlosse zu Niemes und von der Schaffnerin, welche für den franken Grafen die Amme macht. Außerdem besaß unser Kotherr in seiner Verwahrung merkwürdig geformte Zinngefäße, denen wir nur bei seltenen Gelegenheiten ganz aus der Ferne einen schüchternen Blick zuzuwerten wagten, denn es waren Zunftkleinodien, welche zu jenen Zeiten ungemein sorgsam verwahrt, später aber freilich für einen Pappenspiel veräußert wurden. Von ihm selber ging ganz leise eine unverbürgte Sage, denn er selbst sprach nicht von der Sache und mochte nicht daran erinnert sein, daß er kurz vor der Schlacht bei Bautzen als wandernder Handwerksbursche unter die Franzosen geriet und von ihnen als vermeintlicher Spion festgenommen und vor Gericht gestellt wurde, so daß er nur mit genauer Not — auf welche Art und Weise ist mir nicht bekannt — dem sicheren Tode entging.

Fortan war ich bestrebt, über solche Dinge Näheres zu erfahren, und wo es in der Heimat Merkwürdiges gab, es mit eigenen Augen zu sehen.

¹⁾ Exf., XVIII, 98, 99.

In den nächsten Jahren regte sich auch der Sinn für die Dichtkunst. Aber es dauerte doch manches Jahr, ehe diese Bestrebungen sich so verdichteten, daß sie nach Außen sich zu betätigen begannen, nach Innen sich selber klar wurden. Mir ging es so ungefähr wie einer Schlange, welche in ziellosen Bestrebungen und zwecklosen Bewegungen sich abmartert, aber aus der alten Haut nicht herauskommen kann. Erst durch die Gründung des Nordböhmischen Exkursionsklubs war der Bann gebrochen, aber das Spiel noch lange nicht gewonnen. Die Volkslieder hatten trotz Herder's Sammlung „Stimmen der Völker“ bei uns noch immer ziemlich geringen Anwert. Die Sagen wurden selbst von guten und wackeren Männern als Aberglaube betrachtet und bespöttelt. Und die Gedichte! Darüber läßt sich gar nicht reden, wie tief sie in der menschlichen Achtung standen. Wenn ich also zuerst Sagen und hie und da auch Folkloristisches, wenn ich erst zehn Jahre später auch Gedichte in unsere Zeitschrift aufzunehmen begann, so geschah es immer nur scheu und zaghaft. Ich weiß, was ich von hochgebildeten Männern zu hören bekam, als ich das „Wiederkommen“¹⁾ besprochen und mit einem Scherze geschlossen hatte. Ich weiß, wie ich wiederholt gedrängt wurde, in unserer Zeitschrift die Aufnahme von Gedichten einzuschränken. Aber heute dürfen wir sagen, daß wir über den Berg glücklich hinüber sind. Das Volkstümliche hat nach allen Richtungen seine Existenzfähigkeit behauptet und seine Existenzberechtigung bewiesen. Und ganz das Gleiche gilt vom Heimatlichen, vom Unwüchsigem, vom Bodenständigen. Ich fürchte sogar, daß sehr bald vieles, was nicht irgendwo in einem heimatlichen Boden haftet, sondern wie eine Seifenblase in der leeren Luft schwebt, der Geringschätzung verfallen wird.

Das sind so die Gedanken, die mir bei den Namen „Krombach“ und „Schürer v. Waldheim“ einfallen. Wer sollte mich deshalb schelten? Und tät' er's, so werd' ich es zu dem Übrigen rechnen, was ich versucht und ertragen habe.

Damit wir ob solcher Erinnerungen nicht allzu ernst werden, so wollen wir einer alten Nachricht gedenken, die Manchem recht sonderbar vorkommen wird. Nach der Behauptung einer Zittauer Chronik hat nämlich der Teufel am neuen Jahrstage 1686 den Wiedethat zu Krombach wegen seines großen Fluchens und Schwörens vor den Augen aller Gäste bei dem Kopfe ergriffen und holen wollen.²⁾ Ein Jahr später (18. September 1687) hat Herzog Franz Julius v. Sachsen-Lauenburg zu Krombach ein großes Schießen veranstaltet. Der Bestgewinn war ein Lavoir aus Zinn im Werte von 22 Rth., der zweite Gewinn ein Duzend Krystallbecher. Jenen gewann die Fürstin, den andern der Schütze, der für die Gemahlin des Fürsten den Schuß tat. Den dritten Preis, nämlich ein großes Faß Bier, gewann Hans Abraham Hennig, ein Handelsmann aus Zittau. Das Faß war schön gemalt und befand sich unter einer Laubhütte auf einem Wagen, worauf einer saß, der den Gott Bakchos darstellte. So wurde das gewonnene Faß am 20. September in Zittau

¹⁾ Erf., II, 72—74. — ²⁾ Man darf wohl annehmen, daß sich die Gäste mit dem unverbesserlichen Flucher einen Spaß erlaubt haben. Erf., IV, 279.

eingeführt.¹⁾ Im Jahre 1702 haben in Böhmen schon im Februar die Kirchen geblüht, und zu Krombach im Walde sind die Buchen ausgeschlagen und haben große Blätter bekommen.²⁾

Zum Schlusse sei noch der Krombacher Pfarrer Ant. Bermann genannt, welcher zuvor drei Jahre zu Cincinnati in Nordamerika tätig gewesen war. Im Jahre 1875 kam er als Pfarrer nach Niedereinsiedel bei Hainspach, wo er im Jahre 1881 Erinnerungen an den „alten Sänger von Niedereinsiedel“, nämlich den berühmten Bassänger „Franz August Siebert“, veröffentlicht hat und am 11. April 1882 gestorben ist.³⁾

Wir kommen von Krombach nach Großmergtal. Die hiesige Kirche zur hl. Magdalena, welche Professor Rud. Müller als „ein schön gestaltetes Gotteshaus“ bezeichnet,⁴⁾ wurde durch den Leitmeritzer Baumeister Broggio in den Jahren 1699 bis 1715 erbaut⁵⁾ und 1706 mit einem Pfarrer besetzt,⁶⁾ doch war Mergtal schon im 14. Jahrhunderte ein Pfarldorf. Erwähnenswert ist der Jahrmarkt am Montage nach dem Magdalenenfeste.

Zwischen Großmergtal und Hermsdorf liegt der „Schloßberg“ (526 m), über welchen Herr Schuldirektor F. Friedrich geschrieben hat.⁷⁾ Außer dem Burgwege, dem Graben und einem Stück Mauerwerk ist nichts mehr vorhanden. Die Aussicht von der „Agnesruh“ sei erwähnt. Es ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß der „wüste Margental“, dessen am 1. März 1391 urkundlich gedacht wird, sich auf dem Schloßberge befunden habe. Sichergestellt ist, daß im Jahre 1588 das Leipae „Kriminalbuch“ ein „neues Schloßlein“ in Margental kennt und nennt.

Am Südennde von Großmergtal errichtete die Großherzogin A. M. Franziska v. Toskana, welche von hier aus gern auf die Auerhahnbalz ging, ein Jagdhaus, welches jedoch im Jahre 1789 wegen Baufähigkeit abgetragen wurde.⁸⁾ Hier in „Franziska-Tal“ wurde im Jahre 1706 (12. bis 14. Juli) ein großes Freischießen veranstaltet, „welchem viele Grafen und andere Cavaliers beigewohnt“.⁹⁾

Unweit von Mergtal liegt auch ein „Kalvarienberg“, wo zu St. Anna ein Einsiedler wohnte, der den aussichtsreichen Berggipfel mit religiösem Steinbildwerk schmückte und auch den Hofrat Zippe als erster Lehrer unterrichtet haben soll.¹⁰⁾ Desgleichen befindet sich am Fußwege nach Kunnersdorf eine sehr schöne Statue mit einem Wappen, dessen rechtes Oberfeld einen einköpfigen, nach rechts blickenden Aler trägt.¹¹⁾ Der Segenberg (460 m) bleibt uns zur Linken. Östlich davon liegen der Limberg (664 m), der Frauenstein und der Eichberg (418 m), dann der Eichstein (485 m), der durch die Gabler Straße vom Lerchenberge getrennt ist.

Zu Kunnersdorf, das westlich vom Steinberge (433 m) und Eichberge (407 m) liegt, hat es ein Schloß gegeben. Auch hat Kaiser Josef II., als er am 18. September 1779 mit seinem Gefolge auf einem Bauernwege hinausritt, einem „Hirtenmädchen“, das auf einer Wiese ihre Kühe

¹⁾ Scheible's Schaltjahr, V, 200, 201. — ²⁾ Erf., VIII, 229. — ³⁾ Erf., IV, 19—21; V, 235. — ⁴⁾ Erf., XXIII, 84. — ⁵⁾ Erf., VIII, 68. — ⁶⁾ Som., II, 264. — ⁷⁾ Erf., XXIV, 413. — ⁸⁾ Mitgeteilt von Herrn Direktor F. Friedrich. — ⁹⁾ Erf., VIII, 68. — ¹⁰⁾ Erf., IV, 278. — ¹¹⁾ Mitteilung von Herrn Direktor F. Friedrich.

hütete, ob ihres fröhlichen Gefanges ein reiches Geschenk gegeben.¹⁾ Der Kaiser ritt damals zwischen dem Tolzdorfe und dem Laufberge gegen das Dorf Kannitz, wo ein Jahr zuvor Prinz Heinrich am Steinberge sich gelagert hatte.²⁾ Von Kunnersdorf führt die Straße, zu deren Linken der vielgenannte und vorbeschriebene „Hohlstein“ bleibt, nach Kleingrün, das am Fuße des Grünberges (584 m) liegt.

Über Zwickau wäre viel zu schreiben. Diese Stadt hat sich in neuerer Zeit sehr gehoben. Die „Garnfärberei von Ignaz Martin“ war nach Sommer's Topographie³⁾ die erste in der Monarchie, in welcher echt und dauerhaft türkischrot gefärbt wurde. In Zwickau ist der um das Schulwesen verdiente Hofrat Augustin Zippe († 1816) geboren worden, ebenso Optatus Paul, der letzte Abt des Zisterzienserklosters Neuzell in der Niederlausitz, dem einer seiner Verwandten (Erwin Martin) ein biographisches Denkmal gesetzt hat.⁴⁾ Wir betrachten noch die von dem Baumeister Benedikt Terzi erbaute Pfarrkirche (1553—1558) und zwei alte Grabsteine, die uns nach Köhrs Dorf verweisen.⁵⁾ Diese Ortschaft liegt am Fuße des Kleis (755 m), der wie ein mächtiger Gipsfeiler das Mittelgebirge abzuschließen scheint. Die Aussicht wird viel gerühmt. Darüber schrieb die „Bohemia“ vom 26. Jan. 1882: „Der Kleis bei Köhrs Dorf verdient die größte Beachtung. Die prachtvolle Aussicht, welche dieser durch seine mitunter ganz schroffe Kegelform von weither auffallende Berg bietet, kann mit der vom Millechauer rivalisieren. Aber man muß sich deren Genuß im Schwelge des Angesichtes erringen. Denn steil wie auf einem Dache geht's manchmal hinauf.“⁶⁾ Dem Fremden kann versichert werden, daß der Aufstieg auf den Kleis seither ungemein erleichtert worden ist.

Über den Kleisberg berichtet Schaller, daß dort eine große Höhle sei, wo sich noch achtzig Jahre vor seiner Zeit ein unterirdisches Feuer spüren ließ, welches die herumstehenden Bäume eingäschert habe. „Auch riechen die herumliegenden Steine nach Schwefel und Vitriol.“⁷⁾ Vielleicht handelt es sich bei diesem Märchen um eine auffällige Blitzeerscheinung. Doch behaupten die Zwickauer, daß der Berg damals von der Sonnenhitze entzündet und ganz ausgebrannt sei.

Es verdient bemerkt zu werden, daß Pfarrer Jg. Saksch schon vor hundert Jahren den Namen „Gleiß“ — so schrieb er ihn — von dem „Glanze“ der glatten, schimmernden Steine ableitete, „von welchen der Berg gegen Mittag bei Sonnenschein glänzt oder gleißt“. Ich besitze einen Aufsatz von Karl Frost, worin diese Vermutung durch zahllose Belege erhärtet wird.⁸⁾ Der Kleis beherbergt seltene Pflanzen. „Vor Zeiten“, versichert Jg. Saksch, „hat man an diesem Berge gute Kräuter,

¹⁾ J. Thomas, p. 38. — ²⁾ Ert. III, 91. — ³⁾ Som., II, 263. — ⁴⁾ Ert., XXV, 1—25. — ⁵⁾ Die Inschriften lauten: „Johann Christoph Palme, f. f. Zoll-einnehmer und Gerichtsverwalter in Köhrs Dorf, gest. 1757, d. 19. März.“ — „Elias Göttlich, f. f. Grenz Zoll- und Ungeldseinnnehmer und Gerichtsverwalter in Köhrs Dorf, † 30. Oktober“ (ohne Jahreszahl). Jeder von beiden Grabsteinen trägt außer der Inschrift einen vor einem Kreuz sitzenden und betenden Mann. (Selbst besichtigt am 27. März 1897). — ⁶⁾ Ert., V, 69. — ⁷⁾ Schaller, V, 242. — ⁸⁾ Vergleichsweise berichtet Menden (I, 1463), „daß Edenbrecht samt seiner Fürstin auf dem S. Voitsberge (etwa „Gleißberg“ genannt) begraben wurde.“

ja sogar Gewürzpflanzen, welche zu Arzneien und Speisen gebraucht wurden, gesammelt und genützt.“¹⁾

Vom letzten Wolf am Kleis erzählt der zweite Jahrgang der „Dywina“. ²⁾ Über die „Kleisberg-Schatzkammer“ erzählt der Verfasser der „Geschichten vom Hockewanzel“ in der dritten Folge der „Nordböhmischen Dorfgeschichten“. ³⁾

Gegenüber dem Kleis erhebt sich der Hamrich (661 m), der sich eine Stunde weit bis Morgentau erstreckt. Sein Name kommt von einem Eisenhammer, der einst in Köhrsdorf bestand und für welchen das Erz aus Gruben auf kleineren Bergen der Umgegend bezogen wurde.

Auf dem Hamrich entspringt eine starke und frische Quelle, welche der „verlorene Brunnen“ heißt, weil ihr Wasser sich wiederholt verliert und nach einigen Hundert Schritten wieder emporkommt. ⁴⁾ Dieses Wasserlein mündet bei Morgentau in den Friedrichsbach ⁵⁾, der nicht weit von Neuhütte entspringt und in den Boberbach sich ergießt. „Neuhütte“ oder „Antonienhöhe“ war ehemals eine Glashütte und liegt zwischen dem Buchberge (732 m), dem Friedrichsberge (711 m) und dem „Schöber“. Der Schöber und die Kreuzbuche gelten als Grenzmale des böhmischen Niederlandes.

Die Umgebung des Schöbers und des Tannenberges ist reich an gefährlichen Kreuzottern. Doch gibt es Leute, welche diese Schleichtiere fangen und ihnen die giftigen Zähne reißen. ⁶⁾

Zwischen Tannenberg und Neuhütte steht an der Stelle, wo die drei Herrschaften Rannitz, Reichstadt und Rumburg zusammenstoßen, ein Denkmal, worauf ein Hirsch und ein Mann mit gezogenem Schwerte eingehauen sind. Dreißig Schritte nördlich davon ist der „Fürstentisch“, wo einst die drei Herrschaftsbesitzer zusammengekommen sein sollen. Am 29. Juli 1705 geschah eine Verainung, worauf an der Stelle, wo vor langen Jahren eine rote Säule ⁷⁾ gestanden, eine dreieckige Steinsäule ⁸⁾ mit den Wappen der drei Herrschaften, die hier zusammenstoßen, errichtet wurde. ⁹⁾

Unter dem bereits erwähnten Friedrichsberge lag, wie es heißt, eine Ortschaft „Friedrichsdorf“. Davon sollen jetzt noch Steine sowie ein Teich vorhanden sein. Zur Zeit des Bahnbaues fand man dort noch Teile eines Mühlrades. Und ein Mann aus Oberlichtenwalde soll sehr viel von diesen Sachen gewußt haben. Aber er ist schon gestorben. ¹⁰⁾

Von Neuhütte verfolgen wir die Kaiserstraße bis in die Nähe von Morgentau und wandern über den Hammerbach nach der „Ruine Mühlstein“, über welche F. Friedrich anlässlich der Kaisermanöver in der Leipaer Gegend eine Schrift veröffentlicht hat. ¹¹⁾ In Mühlstein soll die vom Teufel erbaute „Teufelsküche“ zum Brauen von Zaubertänken unter Mitwirkung der Hexen gedient haben. ¹²⁾ Auch gibt es hier eine Jungfernsprung-

¹⁾ Erz., XVII, 189. — ²⁾ II, 13—24. — ³⁾ Erz. XXII, 207. — ⁴⁾ Erz., XVII, 190. — ⁵⁾ Erz., XI, 294. — ⁶⁾ Erz., XXV, 365—368; XXVI, 60, 181—183, 245 bis 254. — ⁷⁾ Eine „rote Säule“ stand ehemals auch bei Rottowitz, und man hielt sie für ein Grenzzeichen. Erz., XVI, 388. — ⁸⁾ Vgl. Dreieckstatue bei Schirgiswalde. Gebirgsf., XIII, 125. — ⁹⁾ Gebirgsf., XV, 13. — ¹⁰⁾ Mündlich, 1891. — ¹¹⁾ „Reichstadt. Mühlstein (Zwidau 1899).“ — ¹²⁾ Dr. F. Neuwirth: Erz., V, 198.

Sage. Ein schönes, von Räubern verfolgtes Mädchen bat eines Abends um Einlaß in die Feste Mühlstein und erhielt ihn von den Kriegsknechten. Allein bald nachher wollten die rohen und weintrunkenen Knechte das Mädchen vergewaltigen. Aber sie riß sich los und sprang aus einem Fenster oder wie Andere wollen, vom höchsten Felsen in die Tiefe.¹⁾

Die Geschichte der Burg Mühlstein übergehen wir, doch sei erwähnt, daß die Burg um 1580 noch bewohnbar war und daß der Turm derselben erst am 27. November 1725 zusammengebrochen ist.²⁾ Im Jahre 1862 fand ich noch eine Mauer mit Fenster oder Thor — genau kann ich es nicht mehr sagen. Jetzt aber sind von der wichtigen „Geleitsburg“ nur noch geringe Reste vorhanden.³⁾ Die Mühlsteinbrüche haben mit dem Felsen fühlbar aufgeräumt.

Die Burg Mühlstein war eine „Geleitsburg“, welche in erster Linie dem Schutze der „Leipaer Straße“ diente. Diese führte in uralter Zeit von Zittau nach Olbersdorf, zog sich bei Nieder-Dybin rechts in den Wald und so weiter gegen die Landesgrenze, wobei der Johnsberg (642 *m*) rechts, der Ameisenberg (567 *m*) samt dem Pferdeberge (532 *m*) und dem Dybin links liegen blieben. Von der Grenze führte die Straße über Schanzendorf nach Oberkrombach und durch die „Hüttenwiesen“ nach Mergtal. Von dort soll sie, wie Dr. Mosekau⁴⁾ schreibt, nach Zwickau gegangen sein. Immerhin verdient es angemerkt zu werden, daß es auf dem Wege von Zwickau zur Ruine Mühlstein ein „Teufelsgatter“ gibt, dessen Bedeutung mir allerdings ganz unbekannt ist.⁵⁾ Auf alle Fälle sollte man glauben, daß die Straße nahe bei der Burg Mühlstein vorüberführte, wo das „Geleite“ sah, welches im Auftrage des Kaisers Karl IV. die Wagen der Kaufleute „von dem Dybin gen der Leipe beritten zu geleiten“ hatte. Sicherlich führte von Köhrsdorf eine alte Straße nach Rodowiz, welche aber ein Bestandteil der Leipa-Rumburger Straße gewesen sein kann, die nach dem Zeugnis alter Karten in der That von Bürgstein über Rodowiz nach Köhrsdorf ging. Am Altbürgstein vorüber führte die Zittauer Straße durch Pihlerbaustellen, den „schwarzen Busch“ und Jägersdorf nach Leipa und von hier über Neuschloß und Hohlen gegen Gastorf, über Regersdorf und die Daubaer Nachbarschaft gegen Prag, endlich auch durch den „kalten Grund“ bei Quitkau gegen Aupscha und Leitmeritz. Vor einigen Jahren wanderte ich mit Herrn Dr. Alfred Meiche aus Sebnitz, dem bekannnten Herausgeber des sächsischen Sagenbuches, durch die Leipaer Landschaft und zeigte ihm auch den alten Straßenhohlweg zwischen Zückmantel und Neuschloß, worauf er mir beteuerte, diese Hohlwege seien ihm merkwürdiger als alles Andere, was ich ihm gezeigt hatte. Und doch war dessen Mancherlei, wie der Betgraben und das Teufelsloch.

Es sei noch bemerkt, daß die im Zuge der alten Leipaer Straße liegenden Ortschaften Dybin, Hain, Johnsdorf, Schanzendorf, Zuliustal, Hoffnung, Pihlerbaustellen in alten Zeiten noch nicht bestanden, daß also

¹⁾ Dr. J. Neuwirth: *Exl.*, V, 197. — ²⁾ *Exl.*, VIII, 68. — ³⁾ *Exl.*, XXII, 383. — ⁴⁾ „Die alte Leipaer Straße“ (Druck von Heinr. Pfeiffer in Rumburg). — ⁵⁾ *Exl.*, XV, 112.

die Gegend viel unbewohnter und walddreicher war als jetzt.¹⁾ Gegenwärtig wird die alte Leipaer Straße zwischen Olbersdorf und der Landesgrenze nur noch als Holzweg, sowie von den Badegästen bei ihren Ausgängen benützt, da die Zollstraße schon längst über Olbersdorf, Hänischmühle, Johnsdorf und Schanzendorf verlegt worden ist.

Nach dem Zeugnisse der Leipaer Stadtbücher wurde in Stolpen (Bürgstein) eine Abgabe für Besserung des Weges und für das „Geleite“ von Bürgstein bis Hain eingehoben. Jedes Pferd zahlte von Alters her einen Heller, auch jegliches Tuchgewand einen Heller. Dagegen hat man zu Reichstadt, Drum und Wolfersdorf keinen Zoll zu zahlen gehabt.²⁾

Zwischen dem Mühlstein und dem „Fallerwasser“ erhebt sich der „Dürre Berg“ (639 m) mit dem „Eisloch“. Nordböhmen ist reich an felsigen Stellen, wo „Sommereis“ vorkommt. Man findet „Eislöcher“ auf dem Rosenberge, am Wachberge bei Kleinwöhlen und am Koll bei Rehwasser, auch eine „Eispflanze“ auf dem Kofelberge bei Tiefendorf, „Eisquellen“ bei Kamait und auf dem Steinberge bei Wertendorf. Die Temperatur der letzteren ist wiederholt untersucht worden. Die Eisquelle bei Kamait heißt „Jordanquelle“. „Eiskeller“ mit Sommereis sollen auf dem Kelch bei Triebisch und auf der „Jungfrau“ bei Rübendörfel vorkommen.³⁾ Besonders berühmt ist das Sommereis auf dem „Eisberge“ bei Kamait, woran aber vor dem Johannistage (24. Juni) nicht gerührt werden darf, weil sonst nach dem Glauben des Volkes Ungewitter mit Hagelschlag die Ortschaften heimsuchen würde.⁴⁾ Es braucht nicht weiter versichert zu werden, daß dieser Eisberg bei Kamait mit seinem Sommereis eine ganze Literatur veranlaßt hat.⁵⁾ Von ganz besonderer Bedeutung ist die „Eishöhle“ auf dem Dürreberge, auf welche sich seit dem Jahre 1881 die allgemeinere Aufmerksamkeit richtete.⁶⁾ Diese Eishöhle des Dürreberges, welche unter dem Namen „Eisloch“ bekannt ist, gilt jetzt als eine Merkwürdigkeit unseres Gebirges. Sie ist 12 m tief, und fast immer wird darin eine Lage Eis angetroffen. Doch je wärmer die Jahreszeit ist, desto stärker vermehrt sich auch das Eis. Die Erklärungen für diese Erscheinung werden sehr verschieden angegeben.⁷⁾ Wer aber die Eishöhle am Dürreberge besucht, in welche man über ungefähr zwanzig Stiegenstufen hinabsteigt, der möge wegen des Temperaturgegensatzes die gebotene Vorsicht nicht veräumen. Ein wunderbarer Anblick, wenn man bei Fackelschein eintritt! Die Steinblöcke sind mit Eis überzogen, lange Eiszapfen hängen abwärts, der Fußboden ist völlig mit Eis überdeckt. Der Eindruck kann überwältigend genannt werden. Der Schlüssel zur Eishöhle wird in der Hammermühle aufbewahrt.⁸⁾

Die Ortschaft „Hoffnung“, zu welcher eine Mühlstein-Fabrik gehört, dürfte, wenn man nach dem Namen schließen darf, auf vormalige Bergbau-

¹⁾ Der Johnsberg, der Ameisenberg und die Rabensteine werden schon 1369 erwähnt. Doch verstand man damals, wie behauptet wird, unter den Rabensteinern die Johnsdorfer „Felsenstadt“, unter den „Schustersteinern“ die jetzigen Rabensteine. — ²⁾ Erf., II, 17; Dr. Binn: Geogr. Lage v. Leipa, p. 6. — ³⁾ Erf., I, 59; IV, 167; V, 77; VIII, 56; XVI, 294, 374; XVII, 259; XVIII, 367; XIX, 270, 379. — ⁴⁾ Erf., XVI, 373, 374. — ⁵⁾ Vgl. Erf., XVII, 93; XVIII, 360. — ⁶⁾ Erf., V, 77. — ⁷⁾ Erf., XIII, 120, 121; XIX, 269—272. — ⁸⁾ Rumburg. Ztg. v. 1. Juli (D. Z.).

versuche hindeuten. In der That wollte man am 8. August 1706 am Hammerwasser ein Bergwerk erfunden haben, das in der Probe das reichste Gold und Silber gab. Doch die Großherzogin auf Reichstadt verbot den Zwickauern, wie der selber beteiligte Kantor Förster berichtet, den Betrieb des Bergwerkes.¹⁾ In Wirklichkeit mag aber Gold und Silber nicht echt gewesen sein. Solche Täuschungen sind in unserer Gegend nicht selten vorgekommen. Indessen glaub' ich doch auch in Oberpolitz einmal gehört zu haben, daß in alter Zeit die Gutsbeamtenschaft, um das Holz in den Wäldern zu schonen, den Betrieb eines Salzbornes untersagt habe.²⁾

Südlich von Hoffnung liegt das alte Dorf „Glasert“, das mir wegen seines Namens sehr merkwürdig ist. Am 1. März 1391 wird es „Krazhart“ genannt.³⁾ Ich dachte ursprünglich „Krazhart“ sei ein Fehler und „Glasert“ sei richtiger. Jetzt bin ich aber anderer Meinung geworden. Das Dorf hieß ursprünglich „Krazhart“ (Krazwald) und läßt sich in ähnlicher Weise wie „Kraz-Au“ und „Krazdorf“ erklären. Später aber, als die Glaserzeugung in der Gegend sich verbreitete, hat das Volk dem Namen „Krazhart“ den Namen „Glasert“ (Glashart = Glaswald) vorgezogen.

Doch wir wenden uns nicht südwärts, sondern nordwärts nach „Zuliusstal“, welches am Krombacher Bache liegt und vom Herzoge Julius v. Sachsen-Lauenburg gegründet und mit einem stark besuchten Jahrmarkte begnadet wurde. Dieser Herzog war ein großer Freund verschiedener Kunst-arbeit. Er besaß einen großen Hofstaat von 200 Personen, darunter die berühmtesten Laboranten und Apotheker, auch Glaschneider, „welches letztere dazumal noch nie gewesen. Und hat mit vielem Gelde den kostbaren Rubinstein mit selbsteigener Hand durch die zu Reichstadt angestellten Glasöfen präpariert, auch im Zwickau'schen Gebirge eine Glashütte angestellt“. Den Ort nannte er nach seinem Namen „Zuliusstal“ und erbaute dafelbst auch eine Mahlmühle, welche um Michaeli 1689 bei einem solennen Scheibenschießen,⁴⁾ wozu die Zittauer und andere Nachbarn eingeladen waren, den Betrieb begann. Dabei wurde die Kirchweih dieses Ortes mit vieler Lustbarkeit unter großem Volkszulaufe gefeiert.

Besagte Glashütte in Zuliusstal ist schon nach drei Jahren (1692) eingegangen, angeblich weil das Holz rar und weit entfernt war, in Wirklichkeit wohl, weil der Herzog schon am 30. September 1689 fast plötzlich starb⁵⁾ und bei den Besitznachfolgern für den Glashüttenbetrieb weniger Vorliebe vorhanden sein mochte. Immerhin bleibt es wahrscheinlich, daß die herbeigezogenen Glasarbeiter und Glaschneider nicht alle aus dem Lande gingen, sondern im Anschlusse an die in der Nachbarschaft blühende Glasveredlung ihr Brot zu verdienen suchten, wobei bemerkt sei, daß damals die Glaschneider und Glasmaler auf der Rammnitzer Herrschaft schon geraume Zeit bestanden und ihre Gnadenbriefe besaßen, nach denen sich ihr Kunstgewerbe regelte.

¹⁾ Erz., II, 37. — ²⁾ Mir von meinem Freunde M. U. Dr. J. Martin in Oberpolitz mitgeteilt. — ³⁾ Emler, Tab. T., I, 536. — ⁴⁾ Nach einer anderen Nachricht soll am 18. Sept. 1687 in Zuliusstal ein sehr vornehmes Scheibenschießen stattgefunden haben. Erz., VIII, 68. — ⁵⁾ Erz., XXII, 338, 339.

Zwischen das Ernste gehört wohl unterweilen auch ein Scherz. Als Kaiser Josef II. im Jahre 1779 die Grenzen Böhmens bereiste, kam er auch nach Juliuſtal und wünschte zu eſſen. Es gab aber nichts als Eier, wie es mancher Orten auch heutigen Tages nicht viel anders iſt. „Für jedes Ei einen Dukaten!“ So ſagte die Frau. Verwundert fragte der Kaiſer, ob hier die Eier ſo ſelten ſeien. „Die Eier nicht“, ſagte die junge Frau, „aber die Kaiſer, die ſie verzehren, ſind ſelten.“ Dem Kaiſer ſoll die Antwort gut gefallen haben. Das Haus wurde ſteuerfrei und bekam für immerwährende Zeiten den kaiſerlichen Adler.¹⁾ So erzählt man, aber die Steuerfreiheit und der Adler werden wohl eine andere Urſache gehabt haben.

Von Juliuſtal führt unſer Weg auf die Straſe Gabel-Waltersdorf. Wir könnten, wenn wir wollten, nach „Lichtenwalde“ gehen, wo Kaiſer Josef II. im Jahre 1779 den Oberzollauſſeher von Niederlichtenwalde, einen verdienten Kriegsmann Namens Franz Scherbaum freundlich anſprach. „Alter, die Leute ſagen, Du trinkſt ſehr viel!“ — „Majeſtät, die Leute reden ſtets vom Trinken, aber nicht vom Durſte.“ Darauf erhob der Kaiſer den ſonſt wackeren Mann zum Tranſtsteuerbereiter in Eſchlan. Nun konnte er trinken, ſo viel er wollte.²⁾

In der That ritt Josef II. am 19. September 1779 durch Niederlichtenwalde und durch den Wald nach Oberlichtenwalde, wo Devins den nänklichen Tag, als Prinz Heinrich nach Röhrsdorf und die Anderen nach Krombach marſchirt waren, über dieſen Ort und das Jägerhaus nach Georgental vorgerückt war. Aber er ſah ſich zum Rückzuge genötigt, fand nun die Wege hinter ſeinem Rücken beſetzt und zog bei der Nacht auf einem Fußſteige nach Lämberg. Das Ende des Rückzuges war aber nicht günſtig.³⁾

Um jene Zeit war Ignaz Hammer, der in Niederlichtenwalde das landtäfliche Gaſthaus Nr. 60 beſaß, als virtuöſer Waldhornbläſer in Petersburg angeſtellt, nachdem er zuvor bei dem Fürſten von Anhalt-Weilburg ſich aufgehalten hatte. Im Jahre 1791 beſand er ſich wieder auf ſeiner Wiſtſchaft. Doch ließ er ſeine Söhne Johann und Josef, die ebenfalls geſchickte Waldhorniſten waren, in Rußland zurück. Beide blieſen Duett-Konzerte.⁴⁾ Ignaz Hammer, ſagt Schaller, machte ſeiner Heimatsgemeinde viel Ehre.⁵⁾ Wahrlich, man könnte aus vielen Gemeinden Böhmens ähnliches Lob über berühmte Muſiker berichten.

Der Name „Lichtenwalde“ erweckt in mir eine lebhaſte Vorſtellung, wie die beiden Dörfer dieſes Namens, welche 1391 bereits genannt werden, im Mittelalter mitten in den Markwald, der damals wohl einem Urwalde gleich, hineingeſetzt wurden. Die erſten Anſiedler ſtammten wohl aus derſelben Gegend wie die von Königswalde und Kaiſerſwalde, von Georgswalde (Geringswalde) und Schirgiſwalde; aber auch die von Schönwald bei Friedland, von Schönwald bei Karbiß, von Schönwald bei Joachimſtal, von Schönwald bei Tachau und von Schönwald bei Bärwald dürften aus derſelben Nachbarschaft geweſen ſein. Der Name iſt ſo lehrreich und beweiskräftig, wie ein Wappen bei adeligen Familien. Im Niederlande

1) F. Thomas, p. 42. — 2) F. Thomas, p. 42. — 3) Eſt., IV, 1. — 4) Paudler: Muſik und Geſang, p. 38. — 5) Schaller, IV, 244.

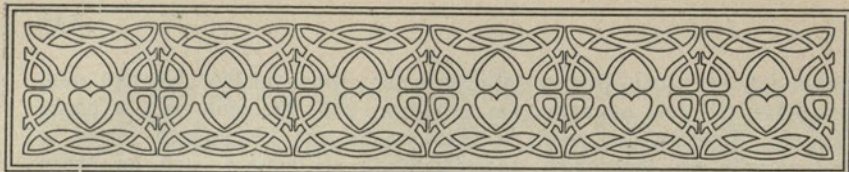
haben sich die alten Formen „Kaiserswalde, Königswalde“ bis jetzt noch ungeschmälert und unangefochten erhalten, und Niemand nimmt daran Anstoß. Dagegen hat man in Peterswald und Schönwald sowie in Königswald bei Bodenbach das Schluß-E abgeworfen, und an diesen Orten machen die Einheimischen merklich ein finstres Gesicht, wenn ein Fremder sich vergißt und „Peterswalde“ oder „Königswalde“ sagt. Dieser Widerwille gegen das altertümliche „walde“ ist nun auch nach Lichtenwalde vorgeedrungen, und man will dort das Schluß-E auch nicht mehr gelten lassen, wenn es gleich ein veraltetes Pöpschen oder ein echtes Teufelschwänzchen wäre, dem man auf hundert Schritte ausweichen müßte. Meines Erachtens mit Unrecht. Geschichtlich berechtigt und gerechtfertigt ist die Form „Lichtenwalde“. Ich habe mittels eines Fragebogens erfahren, daß im Leipziger Bezirke die Form „Lichtenwäde“ in 23 Schulgemeinden alttümlich ist, in 5 Gemeinden sagt man „Lichtenwäld“, in allen übrigen aber „Lichtenwalde“. Nur in wenigen Gemeinden ist der Ortsname Lichtenwalde überhaupt nicht bekannt oder doch im Volksmunde nicht nachweisbar.

Ein solcher Beweis aus dem Volksmunde ist nicht leicht umzustößeln. Und noch eins kann ich versichern. Ein „Lichtenwald“ könnte sehr gut aus neuerer Zeit stammen, aber der Name „Lichtenwalde“ deutet für jeden Kundigen auf ein ehrwürdiges Altertum zurück. Bei Dörfern und Städten wächst aber Wertung und Würdigkeit mit den Jahren und dem Alter, gerade wie es bei den Weinen der Fall ist.

Von den zahlreichen Volksgruben bei Oberlichtenwalde wurde schon gesprochen. Vom nahen Hengstberge, den ich aber auf meiner Karte nicht finde, behauptet Schaller¹⁾, daß dort vor Alters eine ansehnliche Stüttereier gewesen sei. Das Dorf aber, welches dort lag und wovon in den Waldungen noch die Ackerbeete sichtbar sind, wurde, wie er versichert, zur Zeit des Schwedenkrieges gänzlich eingäschert. Es sei noch bemerkt, daß Schaller dem Quellwasser in Oberlichtenwalde gesundheitschädliche Wirkungen zuschreibt.²⁾ Ähnliches behauptete Hamburger vom Wasser mancher Ortschaften des Gabler Bezirkes. Das gilt indessen doch wohl nur vom dauernden Gebrauche solchen Wassers. Daher können wir recht wohl ein Glas trinken, ohne für unsern Hals besorgt sein zu müssen. Übrigens ist es hohe Zeit, über Krombach nach Schanzendorf zurückzukehren. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß die Wanderung auf dem Kammwege unsere Hauptaufgabe bleibt.



¹⁾ Schaller, IV, 243. — ²⁾ Eine Quellenkunde dürfte für jede Gegend von Wichtigkeit sein.



Auf der Lausche.

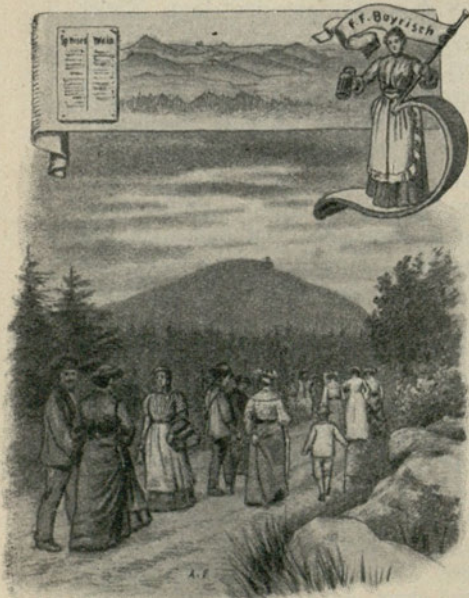
wrück zum Kammweg und unserer Aufgabe! Unser Rundgang durch den Zwickauer Bezirk oder das Röhrsdorfer Gebirge war zu Ende, unsern Querweg durch Schanzendorf setzten wir fort. Bald waren wir im Walde und stiegen bergauf, bergab und wieder bergauf. Ofters sahen wir große Grenzsteine aus dem Jahre 1694. Das Z, welches bei der Jahrzahl stand, war besonders schön geschwungen. Endlich nach ziemlich langer Wanderung kommen wir zum „Rabensteine“, der vielleicht vom „Johannissteine“ in viel kürzerer Zeit zu erreichen gewesen wäre, wenn man einen andern Weg gewählt hätte.

Doch wollen wir hierüber nicht rechten, denn der Weg über Schanzendorf und durch den schattenreichen Wald ist wirklich sehr angenehm. Unberufen!

Auf dem Rabensteine kehrten wir ein. Oberhalb der Schankwirtschaft gibt es zwei artige Felsengestaltungen, die den Gesellschaftsplatz weit überragen. Wenn wir uns so stellten, daß wir die Lausche vor uns hatten, dann lagen die Nonnenfelsen zur rechten Hand. Die Brücke, welche von Felsen zum Felsen führt, konnten wir deutlich sehen.

Die „Nonnenfelsen“ gelten als Glangpunkt des Zittauer Gebirges und werden auch als „Lausitzer Bastei“ bezeichnet. Joh. Friedrich Seidel, ein Kammstricker und Naturfreund, hat sie zuerst den Bergfreunden erschlossen. Im Jahre 1846 hat er, unterstützt vom Müller Sussig, sein Werk begonnen: er schuf den Aufgang durch die Felsengasse, die Anlage des Gesellschaftsplatzes und verschiedene Aussichtsplätze. In demselben Geiste hat R. G. Buttig weitergearbeitet, im Jahre 1860 das erste Restaurant errichtet, die Brücke gebaut und die Stufen in der Felsengasse angelegt.¹⁾ In der Nacht vom 26.—27. Dezember 1902 ist die Bergwirtschaft auf dem Nonnenfelsen niedergebrannt²⁾, sie konnte aber bereits am 1. August 1903 wieder eröffnet werden.³⁾

¹⁾ Gebirgsfr., XV, 56. — ²⁾ Gzt., XXV, 112. — ³⁾ Mitgeteilt von Herrn Dr. Alf. Moschtau.



Zahlreiche Stufen führen vom Rabensteine niederwärts. Wald, lauter Wald!

Nur Vogelfang und Waldesrauschen
Die heil'ge Stille unterbricht.
Dort ragt aus moos'gem Blütenteppich
Ein Felsenthron gar stolz empor,
Umshirmt von finst'ren Wettertannen,
Umshwebt vom Waldesgeisterchor.
Auf diesem Thron seh' ich Dich ruhen,

Im gold'nen Haar den Blütenkranz,
Die stolzen Tannen als Vasallen,
Statt Goldgestirn rings Ätherglanz.
Behüt' Dich Gott auf allen Wegen,
Behüt' Dich Gott zu jeder Zeit,
Es ströme allwärts Dir entgegen
Lenzfrische Lebensheiterkeit.¹⁾

Durch den Wald erreichen wir die Straße, die von den Nonnenfelsen kommt und die wir jetzt nach links verfolgen. Unterwegs haben wir einen sehr schönen Blick auf den Rabenstein und später auch einen schönen Blick auf die Lausche. Unsere Straße nimmt die Richtung auf die Lausche bis zum Zollhause oberhalb Waltersdorf, wo zwei Wirtschaften sind, darunter „Kübezahl“. Hier hat wohl die „Blunderstraße“ vorübergeführt, von welcher es heißt, daß sie von Gabel über Waltersdorf und Warnsdorf nach Rumburg und Baugen ging. Diese Straße hat Matthias II. am 2. September 1611 benützt.²⁾ Die Stadt Zittau und die „hohe Straße“ mied er, weil damals in Zittau eine bössartige Krankheit herrschte. Aus diesem Anlasse sandten die Zittauer zwei Viertel Bier nach Waltersdorf und Lebensmittel für das Gefolge, ein Zittauer Dichter überdies eine lateinische Ode, welche ihm viel Lob und auch einen Pokal brachte. Anlässlich dieser Reise schenkte der König den Rumburgern sein Portrait, nachdem er sich mit der Uhr in der Hand hatte abbilden lassen. Es muß aber bemerkt werden, daß zu andern Zeiten die „Blunderstraße“ in keinem besonderen Geruche stand. Ihre Benützung wurde von König Wenzel und 1422 von König Sigismund verboten, und als 1516 der Warnsdorfer Bauer Winter den vom Zittauer Kate verhauenen Weg über Waltersdorf eigenmächtig gangbar machte, so nahmen ihn die Zittauer gefangen, ließen ihn aber über Verwendung seines Erbherrn endlich doch wieder frei.

Ich weiß nicht, wie es kommt, allein ich kann an Waltersdorf nicht ohne einige Rührung denken, obwohl das Ereignis, das ich als Ursache nennen muß, schon weit über zweihundert Jahre zurückliegt und mir ganz fremde Menschen betrifft. Der Steinschönerer Glashändler Georg Franz Kreybich schreibt in seiner Chronik³⁾ zum Jahre 1685: „Als wir“ — auf der Rückreise von Reval und Riga in Livland — „zwei Meilen von Breslau in ein Dorf kamen, haben wir uns einen Wagen aufgenommen bis auf Neumarkt und von dort bis Zittau und nach Waltersdorf. All-dorten sind wir über Nacht bei dem Georg Richter geblieben. Denn wir brachten ihm einen Brief von seinem Sohne aus Mitau mit, welches die ganze Freundschaft erfreute, daß sie alle zusammengelaufen kamen, um von uns über ihren Bruder etwas zu hören. Wir waren aber sehr krank und hatten ein hitziges Fieber an uns. So hat sich vielleicht Eines vor uns gesehnt, und ist erst eine Schwester krank worden, und ist darnach an

¹⁾ Frida Gumpinger: *Erl.*, XXV, 330. — ²⁾ *Tour.-Ztg.*, I, 36. — ³⁾ *Schlesinger's Mitt.*, VIII, 223.

die andern auch kommen, und ist nur eine von diesen sechs Schwestern am Leben geblieben. Als wir aber zu Haus kamen, habe ich noch acht Tage krank gelegen, und darnach ist mir besser worden.“ So haben jene Schwestern sterben müssen, der Chronist aber hat am 25. November jenes Jahres „mit seiner alten Liebsten“ Hochzeit gehalten.

In südlicher Richtung vom Zollhause führt die Straße nach dem uns schon bekannten „Lichtenwalde“, wobei der Pliffenberg (659 *m*) links bleiben würde. Er liegt dem Steinberge gegenüber und hat einen schmalen Rücken, der sich von NO nach SW zieht, wo seine Höhe noch 605 *m* beträgt. Der Pliffenberg muß vom Plizenberge (587 *m*) unterschieden werden, der nördlich von Julinstal und der Hammermühle sich erhebt.

Wir wollen die Straße Waltersdorf-Lichtenwalde diesmal nicht einschlagen, sondern überqueren sie unweit des Zollhauses und klettern auf einem breiten Fahrwege zur „Lauſche“ empor. Der Weg ist meines Erachtens gar nicht unangenehm und gar nicht zu steil. Auch war uns der reiche Schatten sehr gelegen. Endlich sind wir auf dem Gipfel des so viel besuchten Berges. Wir sehen uns eine Weile um und betreten dann die Bergwirtschaft. Sie ist schon alt, wenn auch nicht in ihrer gegenwärtigen Einrichtung. Denn schon zur Zeit des „Lotteriekönigs“ wird von einem Gastwirt auf der Lauſche erzählt. Damals bildete die Lauſche eine Hauptstation für das „Nummernschlagen“, wofür denn auch der Wirt mit Gefängnis bestraft worden sein soll.¹⁾ Eine solche Telegraphie war auch von Zittau über den Töpfer, Hochwald, Limberg, Koll, Bösig nach Prag eingerichtet. Die Nummern wurden durch lange Stangen angedeutet und durch ein Fernrohr beobachtet. In Dybin haben vor nicht langer Zeit solche Nummernschläger noch gelebt.²⁾

Natürlich ist im Laufe der Zeit die Bergwirtschaft auf der Lauſche immer mehr erweitert und verbessert worden, was jeder Besucher anerkennen muß. Auch wir haben es anerkannt. Wir erfreuten uns einer Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, die uns an das Stadtleben gemahnte und auf solcher Höhe kaum erwartet werden konnte. Übrigens war ich hier oben nicht zum ersten Mal. Es war vor vierzig Jahren, als ich schon die Lauſche besuchte. Der Zickzackweg, auf welchem wir damals emporstiegen, soll für Kaiser Ferdinand den Gütigen angelegt worden sein, der zur Zeit seines Reichstädter Sommeraufenthaltes — besonders in den ersten Jahren — gern Ausflüge in die weitere Umgegend unternahm. Solchen Ausflügen ging gewöhnlich eine Herrichtung der Bergwege voran. So war es auf dem Leipaer Spizberge, so war es auf dem Oberlieblicher Kirchberge, so soll es auch auf der Lauſche gewesen sein.

Ich war damals ein junger Mensch, der den Kopf voller Träume und die Tasche bar des Geldes hatte. Franz Oppelt aus Hoffnung begleitete mich. Unterwegs haben wir Anton Seidel in Niederlichtenwalde „umgestoßen“, wie man sagt. Er folgte uns. Aber Stephan Rößlich, aus Oberlichtenwalde war nicht daheim. Auf seine Begleitung, auf die wir ganz sicher gerechnet hatten, mußten wir also verzichten. Ach, ich bin allein von diesen allen noch übrig. Oppelt starb als Bezirks-Schul-

¹⁾ Erz., V, 103. — ²⁾ Erz., VI, 70.

Inspektor in Senftenberg, Seidel als Pfarrer in Daubitz und Dr. Köbisch irgendwo als Regimentsarzt. Unwillkürlich sind mir zwei Zeilen von Ant. Aug. Naaff eingefallen:

„Lebensfatte Greise müssen leben,
Und die lebensfrohe Jugend sorgst du ein.“¹⁾

Ich bin übrigens aus einem Dörfchen, wo hohes Alter keine Seltenheit war. Wer nicht gegen die achtzig Jahre hat, den kann ich nicht für alt halten, er müßte denn krank und aus diesem Grunde lebensmüde sein.

Im Jahre 1825 hat der Astronom David, ein Prämonstratenser aus Töpel († 22. Feb. 1836), die Lausche besucht.²⁾ Es fällt uns aber nicht ein, alle wissenschaftlichen und dichterischen Größen zu nennen, welche auf dem „Mittagsberge“ — das ist der Nebenname der Lausche — in die Welt oder in den Sonnenaufgang geschaut haben mögen. Lieber erzähl' ich einige Sagen. Wie Gräße in seinem Sagenschatze berichtet, hat es in der Zittauer Gegend nicht an Zwergen gefehlt. Am Breitenberge bei Haynewalde gibt es ein „Querzloch“ und einen „Querzbrunnen“, ebenso auf dem Berge bei Dittersbach sowie zwischen Großschönau und Warnsdorf ein „Querzloch“. Die Zwerge nehmen kein³⁾ Kümmeibrot, aber sie brachten einem Bertsdorfer Einwohner eine Nebelkappe, sie besuchten mit einem Bertsdorfer Bauer eine Hochzeit, auch kamen sie in die Wochenstuben und zu Taufgastmählern. Einer Wöchnerin schenkten sie einen goldenen Ring, einen silbernen Becher und ein Weizenbrötchen. Den Schall der Glocken fürchteten sie. Daher hat endlich ein Bauer aus Haynewalde die Zwerge vom Breitenberge auf zwei Wagen nach Böhmen fortgeführt. Beide Wagen waren übervoll, so daß an jeder Latte und jeder Speiche ein Querzlein hing. Sie würden aber, sagten die Zwerge, erst wiederkommen, wenn Sachsenland (Lausitz) wieder an Böhmerland käme. Diese Sage hat also einen politischen Charakter. Noch merkwürdiger ist der geschichtliche Gehalt folgender Sage, deren Abschrift ich Herrn Dr. Alfred Moschkau in Dybin verdanke.

Auf der Lausche bei Zittau zeigt sich — aber äußerst selten — ein wunderbarer Vogel, fast wie ein Adler gestaltet, aber bunter und mit wunderlichem, glänzendem Gefieder. Dieser Vogel ist ein verzauberter Prinz aus dem Böhmerlande. Dieser war im Leben schön von Angesicht und herrlich von Gestalt, klug und beredt, wohlthätig und gerecht. Aber er hatte den Fehler, daß er die Jagd leidenschaftlich liebte und alles andere darüber vergessen konnte. Eines Tages jagte er zur Mittagsstunde in der Nähe der Lausche. Ein Adler kreiste in der Luft, und der Prinz verfolgte ihn bis an den Fuß des Berges. Da senkte sich der Adler, und mit sicherem Schusse traf ihn der Pfeil des Prinzen, so daß der Vogel mit durchbohrter Brust in die Wipfel der Bäume herabstürzte. Der Prinz eilte in den Wald, den Adler aufzufuchen. Da kam er an einen umzäunten Garten, den er noch nie gesehen hatte, so oft er auch schon auf dem Berge gejagt haben mochte. Doch entschlossen setzte der

¹⁾ Still. Insel, p. 72. — ²⁾ Tour.-Ztg., II, 16; M. Urban: Volksleben, p. 182, 183. — ³⁾ Gräße: Sagenbuch, II, 258—265; Reiche: Sagenbuch, p. 330—335.

Prinz über das Gehege. Da lag der tote Vogel mitten unter wunderbar gestalteten und herrlich duftenden Blumen. Der Prinz wollte den Adler ergreifen und eilig sich entfernen, da ihm zwischen den glänzenden Blumen und den betäubenden Gerüchen der Kräuter unheimlich zu Mute wurde. Schon streckte er seine Hand nach der Beute aus, als eine Donnerstimme ihm „Halt!“ zurief. In einem langen Faltengewande trat ein schrecklicher Zauberer aus den Büschen, schwang seinen Zauberstab und rief: „Was tust du hier in meinem Reich, und warum schießest du meine Vögel, Borwitziger? Sei, was du getötet hast, ein Adler, jedoch gebannt an diesen Zauberberg!“ Und so geschah es. Noch immer harret der Prinz seiner Erlösung. Doch geht die Sage, daß ein Jäger, der niemals auch nur das Geringste entfremdet habe, den Wundervogel schießen, den Prinzen erlösen und durch ihn reich und glücklich werden könne.¹⁾

Diese an und für sich nicht üble Sage ist doch reich an dichterischer Zutat, und der gehässige Schluß ist gar zu absichtlich geraten. Doch der Hauptgedanke steht im Sagenreiche nicht allein oder vereinsamt. In der niederländischen Sage verwünscht ein Vater seinen Sohn, der ein grausamer und leidenschaftlicher Jäger ist, als Sterbender in einen Raubvogel und ruft: „So jage für ewig!“ — Auch Odin wird auf der Flucht in einen Adler verwandelt. — Der Adler ist das Symbol des Windes. Der Wind entsteht in der nordischen Sage von dem Flügel-schlage eines Adlerriesen, der am Ende des Himmels sitzt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Bewohner der Schettlandsinseln den Wind in Gestalt eines Adlers beschwören. Merkwürdiger als diese mythischen Beziehungen und Deutungen ist mir eine Randbemerkung von Dr. Alf. Moschkau: „Nebenbei meine Meinung: Der jagende böhmische Prinz an der Lausche deutet darauf, daß die Lausche, ähnlich dem Königsholz bei Zittau und dem Königshain bei Ostritz, einst ein dem Landesherrn vorbehaltenes „Jagdberg“ war, eine königlich böhmische Jagddomäne.“ Diese Vermutung Dr. Moschkau's wird durch die Ausführungen von Julius Lippert vollkommen bestätigt. Die Waldmark oder Grenzmark gehörte ursprünglich den Herzogen oder Könige, also auch die Lausche, welche der König sich möglicher Weise noch länger vorbehielt als andere Waldgebiete. In diese Zeit mag die Sage vom Wundervogel auf der Lausche zurückreichen, allerdings als völlig verdunkelte Erinnerung.

Natürlich schrieben wir auf der Lausche wie auf den anderen Höhen, auf welchen es Bergwirthschaften gab, auch Ansichtskarten, mit denen wir unsere fernen Freunde begrüßten. Das gehörte auf unserer Kammwanderung zu unserer täglichen Beschäftigung wie das Brot zum menschlichen Leben. Dabei ist mir nun ein höchst wunderliches Abenteuer begegnet. Wir ließen uns eine „Rundsicht“ geben, wie sie auf dem Berge verkauft werden. „Sehen Sie doch“, sagte ich zu meinem Begleiter, „da steht: „Schloß Schönbrunn“! Ich glaube doch in Nordböhmen gut bekannt zu sein, aber ein Schloß Schönbrunn sah ich wohl bei Wien, wo unser Kaiser geboren worden ist, aber in Nordböhmen kenn' ich kein

¹⁾ Gräfe: Volksagen der Oberlausiz, p. 95; Haupt: Sagenbuch d. Oberlausiz, p. 131.

Schloß Schönbrunn.“ Wir redeten noch eine Weile hin und her, endlich meint' ich, daß wir doch die Lage des merkwürdigen Schlosses näher untersuchen sollten. Die Luftlinie streicht am Oberliebicher Kirschberge vorbei, auch links vom Kleis gegen die Kosel. Da kam mir plötzlich ein Gedanke, der alles aufstellte und erklärte. Nach der ganzen Richtung und Lage ist es unser „Tiefendorfer Schlößchen“. Dieses ist ein großes Stein-gebäude mit einer Kapelle und einem Türmchen, wird seit langer Zeit von unserm Waldheger bewohnt, aber von einigen Schriftstellern als „Schloß“ bezeichnet, während die Topographen Schaller und Sommer nur von einem „Meierhose mit Kapelle“ reden. Das ganze Gut, also Tiefendorf, Kleineicha, Schönborn mit den verschiedenen Einsichten wird ämtlich als „Gut Schönborn“ bezeichnet und ist als solches zur Wahl in den Landtag und Reichsrat berechtigt. Aus dem Gute Schönborn hat man offenbar „Schönbrunn“ gemacht und alsdann das „Tiefendorfer Schlößchen“ als „Schloß Schönbrunn“ verzeichnet. Es kann nicht anders sein. — „In der That“, versicherte mein Begleiter, „Sie werden Recht haben. Aber sonderbar und spaßhaft bleibt es doch, daß Sie das eigene Besitz-tum nicht sofort erkannt haben, sondern dazu längere Erwägung und Überlegung bedurften.“ — „Gewiß, aber in einer so seltsamen Verneinung ist schon Manches verkannt worden. Und man erzählt wohl auch, daß manchmal eine Frau auf dem Maskenballe von ihrem eigenen Manne nicht erkannt worden ist. Ich bin aber mit unserm „Schlößchen“ weniger vertraut, als es ein Mann mit seiner Frau sein kann.“ — „Es wird's Niemand glauben wollen, wenn wir es erzählen.“ — „Wir werden es doch erzählen, und Jedermann kann sich auf der „Rundsicht“ durch den Augenschein überzeugen, daß wir die Wahrheit sagen.“

An der Rundsicht, welche die Lausche bietet, haben sich schon Tausende und Tausende erfreut. Von der Tafelsichte und den anderen Kluppen des Zsergebirges schweift das Auge zum Feschen und bis an den Horizont, wo das Riesengebirge mit dem Keifträger, dem hohen Rad und der Schneetoppe uns grüßt. Schloß Lämberg, Devin, Bösig, Limberg, Tolzberg, Rollberg sogar hinter einander. Es folgen der Höhenzug von Kleinbösig, die Hauskaer Berge, der Altperstein, der Leipaer Spitzberg, der Wilschberg, der Gelsch, der Millechauer, im Westen der Kaltenberg, der Rosenberg, der Schneeberg, das Erzgebirge, weiter rechts die sächsische Schweiz, die Dittersbacher Heide, zahllose Höhen des Niederlandes und der Lausitz, dazu Städte, volkreiche Dörfer, lange Häuserzeilen und mitunter vereinzelt Gehöfte — ein herrliches Bild!

Es war nur ein Wochentag, freilich ein freundlicher Sonntag, aber der Berg war sehr gut besucht. Insbesondere brachte ein Schülerausflug Leben und Bewegung in das Haus und erfüllte den größten Teil des verfügbaren Raumes. Auch gab es da einen Harmonikaspieler, welcher seine Stückchen hören ließ — wirklich ein sehr angenehmes Spiel!





Burg Tollenstein.

uf der Lausche konnten wir nicht bleiben, denn wir wollten mit unserem Kammwege doch wenigstens in einer Woche fertig werden. Zum Abstiege wählten wir, wie es die blauen Zeichen vorschrieben, ein Stück der Waldstraße, die uns heraufgebracht hatte, und bogen dann links ab. Auf durchaus ebenem Wege gelangen wir zu einem Landesgrenzstein „Böhmen-Sachsen“, und es folgte ein weiterer Weg mit geringfügigen Unebenheiten. Die Sonne machte

uns recht warm, wenn sie uns zu Leibe kam und der Waldesschatten uns schützend einzuhüllen ein wenig vergessen hatte. Geschwind einige Zeilen von Anna Maria Biel.¹⁾ Ich habe sie erst neulich gelesen. In diesen Wald passen sie.

Ich tanzte allein bei Sonnenschein
Nach lieblicher Vögel Melodei'n
Im Walde grün.

Ach, käm' doch ein junger Rittersmann,
Sollt' tanzen mit mir auf grünem Plan
Im Walde still.

„Was tanz'st du in glühheißer Mittagszeit,
Jede Blum das Haupt neigt in Mattigkeit
Und alles schläft!“

Nun ist mir verfallen Seel' und Leib,
Ich nehm' dich mit mir als Zeitvertreib
In dunkles Reich.“

Zurück aus dem Reiche der Träume! Gib acht, daß Du nicht stolperst! Im Wurzelgeflechte der Waldwege muß man der Füße achten. — Endlich senkt und dreht sich der Weg, und eine breite Waldstraße führt uns mit bedeutendem Gefälle niederwärts. Unterwegs steht linker Hand eine große Fichte mit einem alten Bilde: Christus am Kreuze. Darunter steht: „Renoviert durch Gottfried Görner, Waldheger in Inno-

¹⁾ Neue Bahnen, III, 509.

zenzdorf im Jahre 1882.“ Einige Schritte weiter und es rieselt ein Wässerchen durch ein malerisches Kinnjal. Es wird heller. Zur Rechten haben wir Hochwald, in welchem das Wässerlein zu Tale murmelt, links einen „Hau“ oder Jungwald. Vor einer Wiesenlichtung vereinigt sich das Wässerlein mit einem zweiten Wässerlein und wendet sich als „Kohlhauwasser“ gegen Niedergrund. Wir aber biegen links von der Straße in den Wald ab. Das war der „Weg durch den Kohlhan“.

Nachdem wir einen niedrigen Bergvorsprung überstiegen haben, erreichen wir in Innozenzdorf, vom Volke auch „Buschdörfel“ genannt, die Leipa-Kumburger Kaiserstraße. In Innozenzdorf ist der Dichter Cölestin Johann Sohne geboren worden, der zur Zeit meiner Gymnasialstudien in Leipa gestorben ist (geb. 26. Juni 1819, gest. 2. Dezbr. 1858). Erzogen wurde er in dem Hause „mit der gelben Thür“, links an der Straße, die von Leipa nach Kumburg führt. Seine Eltern hatten an dem klaren Bache, der das Dorf durchfließt, einige Baderwannen für den öffentlichen Gebrauch hergerichtet und an das „Mineralbad“ noch ein Wirtshaus angeschlossen. So und mit Hilfe der Weberei ernährten sie ihre sechs Kinder, die sie am Leben hatten. Und so verstehen wir umso besser die Zeilen, womit Sohne als Jüngling die Heimat begrüßt:

Ah, wie eilte ich froh über Berge und duftende Täler
 Hin zum freundlichen Ort, wo ich das Leben erhielt,
 Wo mit sehnendem Blick mir harreten die liebenden Eltern,
 Teure Brüder und dann zärtlicher Schwestern Verein!
 Ah, wie glänzte mein Blick, wie strahlte wonnig mein Auge,
 Als ich im Walde mich sah, welcher die Heimat umhüllt!
 O wie jauchzte mein Herz, da mein Ohr ein Riefeln vernommen,
 Welches ein Bächlein entsendet, fließend auf heimischem Kies!
 Meine Seele entschwand in jene Tage der Kindheit,
 Wo ich in seinem Grund launig nach Steinen gehascht,
 Wo ich in seiner Flut die glänzenden Fischlein belauschte,
 Wo ich am grünenden Rand öfters so kindlich gespielt.
 So in Träume versenkt, gelangt' ich zum Saume des Waldes.
 Da blickt' ich auf und sah — o wer beschreibt mein Gefühl? —
 Von der Heimat erblickt' ich die ersten friedlichen Hütten,
 Schon vom Abend begrüßt, golden von Hesperus' Strahl.
 Wie besügelten Schritte eilt' ich fort, und bald stand ich staunend
 Da vor der gelblichen Thür, die die Geliebten verschließt!
 Freudig trete ich ein, und bald umschließen die Arme
 Jener Teueren mich, meiner kaum selber bewußt.¹⁾

Es mag heutigen Tages sehr seltsam erscheinen, aber Sohne war es auch, der, wie verschiedene Aufzeichnungen es beweisen, in vielen Familien der Polzenlandschaft die Vorliebe und Verehrung für Goethe, Schiller und Shakespeare verbreitete, weshalb denn auch — bald nach Sohne's Ableben, aber gewiß in seinem Sinne und Geiste — die Gedächtnistage der zwei letztgenannten Dichter am Leipaeer Obergymnasium feierlich begangen wurden. Hieran erinnert jetzt noch die „Schiller-Stiftung“, welche alljährlich an arme und sehr brave Schüler vergeben wird.

Wir überschreiten in Innozenzdorf ein Wässerlein, das erste namhaftere, welches noch in dem Dorfe, nach dem es benannt ist, eine Mühle

¹⁾ Grf., III, 162.

treibt. Der „Innozenzdorfer Bach“ heißt auch „Goldflössel“, welches aus dem Weisengrund- und Schöberwasser besteht und den Weißbach aufnimmt, aber sich selber in das uns bereits bekannte „Kohlhauwasser“ ergießt, das in Niedergrund sich mit der „Laujur“ vereinigt, welche ein Abfluß des „Bernsdorfer Teiches“ ist und zu Großschönau in die Mandau, einen Nebenfluß der Neiße, sich verliert.¹⁾

Wir werden nun, nachdem wir einige Schritte oberhalb der Kapelle die Kaiserstraße verlassen haben, gegen das Dorf Tollenstein hinauffklettern, wobei wegen der Hitze und der starken Steigung gar mancher Schweißtropfen verloren geht. Das war das schlimmste Stück Weges auf unserer ganzen Kammwanderung.

Endlich sind wir wieder einmal oben auf dem lieben Tollenstein, auf der Burg Tollenstein. Auch Herrn Münzberger mit dem Feß und den Ketten aus großen und dicken Silbermünzen bekommen wir zu Gesichte. Leider ist von den Rattern, die sich in früheren Jahren, wenn wir den Berg bestiegen hatten, „soeben gehäutet“ zu haben pflegten, keine übrig, sie haben es nicht länger ausgehalten, sind zu unserem Leidwesen den letzten Weg gegangen oder richtiger: gekrochen, ohne Erben und Nachfolger hinterlassen zu haben. So stirbt mit den Jahren das Gute und das Böse, selbst eine Ratter. Doch Scherz bei Seite. Der Tollenstein kann wohl zu ernstern Gedanken anregen.

Wir wollen von den Besitzern des Tollensteines für diesmal absehen, wollen auch nichts von Belagerungen und Erstürmungen erzählen. Von den Herren v. Wartenberg, von den Birken v. der Dauba wollen wir schweigen, wie auch von der Herrschaft der sächsischen Herzöge. Aber mit den Herren v. Schleinitz müssen wir uns doch ein wenig befassen. Zu ihrer Zeit wurde das Gebirge um den Tollenstein und die Stadt Rumburg noch zum „Böhmerwalde“ gerechnet. Der „Pirnaer Mönch“, welcher zur Zeit Kaiser Karls V. lebte und schrieb, erwähnt ausdrücklich „Tollstein, ein Slos in Behmerwalde“ und „Konnebergk, ein Slos und stetlein am Bemeralde“. Er fährt über Rumburg fort: „Do wart (1515) der swarze Andres gericht, dobey im walde seint cleuzner vnderm III. regil prediger ordens.“ Der Name „Klaufe“, der eine Ortschaft zwischen Rumburg und Schönlinde bezeichnet, dürfte noch an diese Einsiedler vom Dominikanerorden erinnern. Was jedoch der „schwarze Andres“ Todeswürdiges angestellt haben mag, daß man ihn in Rumburg hinrichten mußte, davon habe ich weder Kunde noch irgend eine Ahnung.

Aus der Zeit der Herren v. Schleinitz, welche den Bergbau in Georgental eröffneten, dürfte so manche Nachricht und so manche Sage über den Erzreichtum dieser Gegend stammen. Schon am 28. Juli 1484 verließ König Wladislaus dem Obermarschall Hugold v. Schleinitz und seinen Söhnen das Bergrecht auf der Herrschaft Tollenstein-Schluckenau für zehn Jahre, und am 30. März 1509 gewährte derselbe König dem Heinrich v. Schleinitz eine zwanzigjährige Bergfreiheit auf den Herrschaften Tollenstein und Schluckenau, „wenn einigerlei Bergwerk, Seifen und Flut-

¹⁾ H. Hockauf, Rumburg. Heimatst., p. 16.

werk auf Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn, Stahl, Eisen, allerhand Metall gewinnhaftig gefunden würde.“¹⁾

Es gelang wirklich, Silber zu finden, und so gründete Georg v. Schleinitz die Bergstadt Georgental, die er nach seinem eigenen Namen oder wenn man lieber will, zu Ehren seines Namensheiligen — daher „Sankt Georgental“ — benannt hat. Er hatte den Bergknappen schon im Jahre 1539 die Stelle an der Leip'schen Straße zwischen der kahlen Heide und dem Schloßberge unter dem „Gläsersdorf“ mit allen Bergfreiheiten eingeräumt. Doch die Gründungsurkunde hat er erst im Jahre 1554 Montag nach Martini ausgestellt. Die Bergordnung von Joachimstal sollte auch für Georgental gelten.²⁾

Noch jetzt trifft man bei Georgental alte Stollen und Bergwerkshalden, die dem Kenner schon aus der Ferne auffallen. Al. Wiltz. Stelling besuchte im Jahre 1868 den St. Christoph-Erbstollen, und später hat man den Bergbau, welcher seit 1804 stillstand, wirklich wieder aufzunehmen versucht.³⁾ So wurde im Jahre 1891 auf der kahlen Heide ein unalter, guterhaltener Bergwerkstollen gefunden, welcher auf eine Länge von 24 m gut begangen werden konnte.⁴⁾ Ein alter Stollen soll sich auch in dem umweit von Innozenzendorf gelegenen Meißengrunde befinden. Hier gibt es Märchen von Gold und Silber, von kostbaren Perlen, Korallen und Bergkristallen⁵⁾, wovon in Sagen, Chroniken und Walenbüchern die Rede ist. Aber die Wirklichkeit will diesen Märchen keineswegs entsprechen. So erzählt ein Walenbüchlein, daß bei dem „Meiße-Grund“ in einem „Wallenstein“ ein Bischof mit anderen Zeichen eingehauen sei. Auf der Höhe steht ein Baum, der wie ein Mensch gestaltet ist, der die Hände ausstreckt. In dieser Gegend findet man großes Gut und im klaren Sande eines Moores gediegene Körner wie Erbsen.⁶⁾

Nach Gräße findet man am „Vogelstein“ viel Zeichen, auch einen Bischof an einer Kammen stehend. „Da findest Du mächtige Gut.“⁷⁾ Das Walenbüchlein erzählt weiter: „Das rechte Ort ist gestaltet wie ein Schiff, das auf dem Wasser gehet. Willst Du zu dem Erze gehen, so gehe stracks gegen „der“ rechten Hand und siehe zum Tholenstein, zum Thurm und siehe hinter Dich, so siehest Du ein klein Berglein, zu dem gehe und lege Dich nieder auf die Erde, hörest auch Wässerchen rauschen. Du findest an demselben Orte Gold, das ist klein wie die Wickenkörner, und findest auch Röhrlein, das ist gediegen, gut Gold.“ Und der Erzähler versichert, daß er solches mit seinen Augen gesehen und mit seinem Großvater, der zu Florenz gewohnt, solche lederne Säcke voll nach Florenz und Benedig gebracht habe. „Und ist ein solches Guth allda, daß sich zwei gewaltige Fürsten oder Adelige wohl davon erhalten können.“ Vielleicht mögen in dem großen Walenbuche, das zu Freiberg in Sachsen aufbewahrt wird, über den Meißengrund und über andere Gegenden Böhmens noch weitere Nachrichten enthalten sein.⁸⁾

Ganz ohne ist die Schilderung des Walenbüchleins keinesfalls. Sie

¹⁾ Erl., XVI, 123. — ²⁾ Hodauf: Rumbg., p. 173—178. — ³⁾ Erl., XI, 327. — ⁴⁾ Erl., XIV, 370. — ⁵⁾ Hodauf: Rumbg., p. 43. — ⁶⁾ Erl., XVI, 126. — ⁷⁾ Gräße, I, 531. — ⁸⁾ Erl., XXII, 292.

birgt topographisches Wissen aus alter Zeit und weiß auch sonst von mancher Besonderheit, wenn auch die Hinweise auf Gold, Silber und Perlen ganz windig sind. Dabei herrscht eine große Verworrenheit, und weit entfernte Dinge stehen bisweilen ganz nahe bei einander. Daher ist es sogar möglich, daß das Schiff, von dem vorhin die Rede war, sich nicht auf die Nachbarschaft des Meißengrundes, sondern auf den Habichtsteinfelsen bei Habstein bezieht. Sicher ist, daß M. W. Stellzig, welcher im Jahre 1868 den alten Stollen im Meißengrunde besuchte, dort in einem kleinen Gewässer „Sferine“ gefunden hat, welche Peter Albinus als „Goldgrauen“ bezeichnete, deren auch in der böhmischen Schweiz gefunden werden. Das dürften also wohl die goldenen „Wickenkörner“ sein, von denen das Walenbüchlein spricht. Stellzig hat auch kleine, aber echte Granaten aus der Kirnitzsch bejessen. Übrigens erzählt auch Balbin, er habe sich durch den Augenschein überzeugt, daß Korallen, welche einer seiner Freunde am „Scheberle-Hügel“ (Schöberberg) unweit der Burg Tollenstein gefunden habe, an Lebhaftigkeit der Farbe den Seekorallen durchaus nicht nachstanden.¹⁾ Wie es sich hiemit verhält, will ich unerörtert lassen.

Von den Walen oder Benedigern, die aus Italien in unser Tannen- gebirge kamen, hat sich noch manche Nachricht erhalten. Sie trugen Zipfelhauben und spitzschnäbelige Schuhe. Einer von ihnen hatte einmal eine alte Schrift mitgebracht, worin seltsame Schriftzeichen von einem großen Schatze meldeten, der tief in den Gewölben des Tollensteiner Schlosses verborgen sein sollte. Er zog noch einige Landsleute herbei, und sie begegneten in der Nacht drei hohen Frauengestalten, welche ihnen sagten, daß sie getrost an ihr Werk gehen könnten, wenn sie frei von jedem unlauteren Gedanken zu einander seien. Doch einer von ihnen schlich sich in der folgenden Nacht allein in die Ruinen der Burg, es zuckten Blitze und ein Donnerschlag schmetterte den Wälschen zur Erde. An den Folgen des Schreckens starb er und der Schatz war für immer versunken.

Noch vor einem halben Jahrhunderte kamen zwei Tuchmacher aus Reichenberg nach Warnsdorf und gingen nächtlicher Weile auf den Tollenstein. Weil sie aber einen Sack mit Hammer, Meißel, Zange und Brechstange bei sich führten, so schöpfte der Wirt Verdacht und meldete die Sache der Behörde, welche zu jener Zeit auf äußerst strenge Fremdenpolizei hielt. Die Reichenberger wurden also beanständet, aber endlich doch freigelassen. Schatz fanden sie zwar keinen, aber Spott haben sie später genug geerntet.²⁾

Poetischer ist die Sage von den sieben Brüdern, welche mit ihrem Vater auf dem Tollensteine lebten und ihn dann auf der Jagd in einem Dickicht erschlugen. Der Jüngste eilte aber rasch heimwärts, rief alle Knechte zusammen, schrie Zeter über seine Brüder und beschuldigte sie des Vatemordes. Die Knechte verammelten das Thor, und als die sechs Brüder ankamen und Einlaß forderten, wurden sie mit Flüchen und Steinwürfen abgewiesen. Sie riefen die Nachbarn zu Hilfe, schoben den Vatemord auf den jüngsten Bruder und belagerten die Burg, bis der Jüngste,

1) Erz., XI, 315. — 2) Erz., VII, 187—189.

als er erkannte, daß er sich nicht mehr halten konnte, mit einem Knechte durch ein heimliches Pfortlein entfloß, zuvor aber den Wein im Keller vergiftete und in den Stall einen brennenden Span warf. Die sechs Brüder drangen in die Burg, löschten das Feuer und tranken ahnungslos den tödtlichen Wein. Doch auch der Jüngste, welcher, müd' und matt, seinen Knecht zu einer Quelle gesandt hatte, wurde von einer dunklen Gestalt, die er für seinen Knecht hielt, eilends aufgerafft und auf den Tollenstein zurück' gebracht. Es ging durch den Wald, es ging durch das Thor, es ging in den Saal. Entsetzt erkannte der Jüngste beim Fackelscheine, daß der, welcher ihn getragen, sein Vater war. Am folgenden Tage fanden die Knechte alle sieben Brüder tot in Saale. Nachher soll der Tollenstein durch lange Zeit wüst und und bewohnt geblieben sein.¹⁾

Es ist sonderbar und doch wiederum nicht unerklärlich, daß mit der Ruine Tollenstein gar so grause Taten in Verbindung gebracht werden, wie wohl kaum mit einer anderen Burg Nordböhmens. Noch unter die erträglicheren von diesen Mären gehört die über Kurt v. Tollenstein, welche Schuldirektor S. Friedrich in schöne Verslein gebracht hat.

Der Ritter Kurt von Tollenstein,
Der lebt' in Saas und Braus,
Und schrumpfte ihm der Beutel ein,
So ging's auf Raub hinaus.
Der reiche Kaufmann, mancher Ort,
Die zollten ihm Tribut,
Sein Schwert sprach gar ein scharfes Wort,
Die Feinde fühlten's gut.

Doch heut' hat Kurt ein and'res Ziel,
Nach Teischen geht's hinein
Zum Tjost, dem edlen Ritterspiel,
Der Burggraf lud ihn ein.
Es blitzet in der Sonne Glanz,
Gar manches Schwert so hell,
Es frent sich auf den Waffentanz
Manch' waderer Gesell.

„Herr Kurt, gib acht, der Feind, er wacht
Und will verderben Dich.
D bleib' zu Haus, bevor es Nacht,
Bereu'it Du's sicherlich.
Der Feind ist groß, der Feind ist stark,
Er weiß von Deinem Zug,
Beschütz' nur heut' des Schlosses Mark'
Vor Feindes Lug und Trug!“

So steht der Vogt, ein greiser Mann,
Doch Kurt, der lacht dazu:
„Mir scheint, Du fahest dann und wann,
Laß mich, Du Narr, in Ruh'.
Erscheint der Feind, tu' Deine Pflicht,
Hau' ihn nach Ritterart,
Und wins'le nicht als wie ein Wicht,
Du alter Knasterbart!“

Der Burgvogt schließt des Hauses Thort,
Herr Kurt, der sprengt davon,
Ihn zieht's mit Macht zum fernem Port,
Nach süßem Minnelohn.
Des Grafen Mägdelein ist ihm hold,
Dem Reden, treu und gut,
Für sie und ihren Minneföld,
Da läßt er Leib und Blut.

„Willkommen, edler Ritter mein,“
Der Burggraf ruft's erfreut,
Sein Mägdelein blickt erröthend drein:
O süße Minnezeit!
O Lust, ein stolz' res Festturnier
Gab's nie im ganzen Kreis,
Im Tjoste, im Buhurd ward hier
Herrn Kurt der Siegespreis.

Ihm bot des Liebchens Händchen dar
Den stolzen Siegeslohn,
Herr Kurt trug vor der Ritterschar
Ihn wohlgemut davon.
Der Burggraf ruft: „Bei meinem Bart,
Herr Kurt, Ihr seid mein Mann!
So nehmt mein Mägdelein schön und zart,
Es sei Euch untertan!“

Herr Kurt drauf laut: „Wohlauf, nach Haus!
Ich hege großen Drang,
Zu rüsten meinen Hochzeitsschmaus
Mit Sang und Saitenklang.
Leb wohl, mein Lieb, in kurzer Zeit
Erschein' ich wieder hier,
Dann folgt ein Fest voll Herrlichkeit,
Und dann — gehörst Du mir!“

¹⁾ Erzl., VI, 119.

Er sprengt voran, sein Troß ihm nach,
 Als wie im Wirbelwind,
 Er sehnt sich nach dem Brautgemach
 Als wie nach Spiel ein Kind.
 Hoch ragt sein Schloß im Sonnenschein —
 Er sieht's und will's nicht seh'n,
 Sein treues, festes Tollenstein
 In hellen Flammen steh'n.

Er stürmt beim blut'gen Abendrot
 Den Berg hinan voll Mut,
 Da liegt sein Vogt im Burgtor tot,
 Ein Wächter, treu und gut.
 Die Knappen rings, die Vielgetreu'n,
 Die Wunde in der Brust,
 Als klagten sie: „O Herre mein,
 Daß Du hast fort gemußt!“

Herr Kurt, er zog gar weit hinaus,
 Ich weiß es nicht wohin,
 Er starb so fern dem Vaterhaus,
 Sein Liebchen ließ ihn zieh'n.
 Der Tollenstein stand wüßt und leer
 Und wurde altersgran,
 Es lebte drinnen Niemand mehr
 Als nur — die weiße Frau.

Es ist Zeit, daß wir uns aus der Sagenwelt endlich auch wieder der Wirklichkeit und der Gegenwart zuwenden. Zur Wirklichkeit gehört eine Plankarte der Wälder der Tollensteiner Herrschaft, welche der kurfürstlich sächsische Marktscheider Georg Deder im Jahre 1571 zur Zeit der Herren v. Schleinitz hergestellt hat. Auf dieser Karte, welche wegen ihres Alters unter den Karten des Böhmerlandes eine bevorzugte Stellung einnimmt und jedesfalls die älteste Spezialkarte der Rumburger Herrschaft ist, wird noch „Belmensdorff oder Oberggrundt“ erwähnt, ebenso der „Dolenstein“ (Tollenstein) samt dem „Dolendorff“, auch „in der Kawe“, letzteres ohne Andeutung eines Hauses. Erwähnt sind auch die „goldene Haube“ und der „Teufelsgraben bei der Dreiherrentanne“. Unter den Wäldern ist besonders das Revier „Zwietracht“ bemerkenswert, um dessen willen wohl die merkwürdige Karte hergestellt worden ist.¹⁾

Von Oder's Hand stammt auch das von Cöl. Hofmann veröffentlichte²⁾ Verzeichnis aller Straßen und Wege, welche zu jener Zeit aus Sachsen nach Böhmen führten. Außer dem „Diebsteige“ an der Elbe gibt es Wege über den Kleinen Winterberg, über den Großen Winterberg, über den Raingrund, über den Altarsteig, über den Ziegengrund, über den „Raumbergt“, über die Kerbe, über das Kuhhorn, über die Dachshöhle und viele andere, die man samt ihren Zeichen nachsehen kann.

Und nun zur lebendigen Gegenwart! Wir wollen zur „Aussicht“ hinaufsteigen und sie nach einem Muster beschreiben, das wir in der Nordböh. Touristenzeitung³⁾ gefunden haben. Südöstlich zeigt sich die hohe Lausche, der Kesselberg, der Buchberg und der Friedrichsberg, zwischen beiden der Kollberg. Südlich haben wir den spizen Kleißberg, vor ihm die „Kuppe“. Weiter am Himmelsrande folgt der Gelsch bei Auscha, näher der Eibenberg, der Mittelberg und der Kaltenberg, unter denen der „Mittelberg“ sehr vom „Mittenberge“ bei Breschkau zu unterscheiden ist. Hinter dem Dorfe Tollenstein, das am Fuße des Burgfelsens liegt, ragt der nahe, aber hohe Tannenberg. Gegen Nordwest sieht man den Wolfsberg bei Zeidler. Hinter der waldigen Höhe von Schönborn zeigt sich

¹⁾ Cöl. Hofmann: *Erz.*, XXVI, 271—274. — ²⁾ *Erz.*, XXVI, 337—339. —

³⁾ *Tour.-Ztg.*, III, 13.

die Kirche von Seiffhennersdorf; weiter rechts liegt die industriereiche Stadt Warnsdorf mit ihren zahlreichen Fabrikschornsteinen, dahinter Eibau, Rottmar, Leutersdorf und Spitzkunnersdorf. Es folgt der Spitzberg bei Warnsdorf und rechts vom Warnsdorfer Bahnhof der Hutberg. Die alte Stadt Georgental mit ihrer Wallfahrtskapelle auf dem Kreuzberge schließt die Rundschau, welche mir gerade nach dieser Richtung immer ganz besonders gefallen hat.

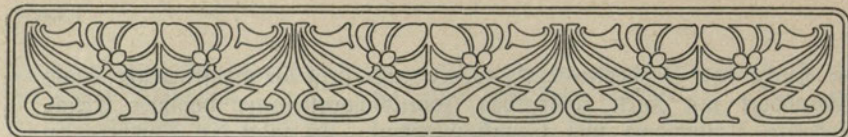
Es wäre über die Aussicht noch viel zu schreiben, aber die Aussicht ist viel zu schön, als daß man nicht lieber schauen als schreiben möchte, namentlich im Frühjahr. Das hab' ich einmal selbst erlebt, in einem herrlichen Maimonde erlebt, der von allen Zeitgenossen in deutschen Landen als „schöner Mai“ gepriesen wurde. Einige Zeilen aus jener Zeit haben sich noch erhalten, aber ich habe sie schon bei einer anderen Gelegenheit der Stadt und der Welt bekannt gemacht.¹⁷⁾

Anhang. Einige Wochen nach der Kammwanderung besuchten wir abermals der Tannenbergs und den Tollenstein (17. Juli). Kaum waren wir aber auf dem Tollenstein eingezogen, als ein heftiges Gewitter losbrach, das immer näher und heftiger kam und endlich den ganzen Berg in Wetterwolken hüllte. Blitz um Blitz, Donner auf Donner! Und der Regen goß in Strömen! Es war recht unheimlich inmitten des alten Burgmäuers! Wohl versicherte der Bergwirt, daß er fünf Betten zur Verfügung habe und wir brauchten ihrer nur vier. Aber meine Schwägerin war krank, und wenn wir nicht rechtzeitig mit ihrer Tochter heimkamen, so mußten wir fürchten, daß sie vor Angst noch viel kränker werden könnte. Das war eine böse Stunde auf dem Felsenberge! Zum Glück ließ das Ungewitter noch rechtzeitig nach, daß wir zur rechten Zeit auf der Station Tannenbergs und dann auch daheim eintrafen. Emmy Schwieder aber sandte anläßlich dieses Berg- und Burgbesuches folgenden Kartengruß an ihre Freunde:

Auf stolzer Ruine hier sagenumrauscht
Hab' still ich dem Flüstern der Geister gelauscht.
Von frohen Gelagen beim Becherklang —
Von holden Frauen und Minnesang —
Von Ritterspielen und Festturnier
Erzählen die Türme, die Mauern hier.
O Erde, so schön, so vergänglich dein Glück —
Verflossene Zeit, sie kehrt nimmer zurück!



1) Ein deutsches Buch aus Böhmen, I, 31.



Auf dem Tannenberge.

obald wir den Tollensteiner Burgberg herabgestiegen sind, wenden wir uns um das alte Erbgericht, an welchem ein Stein mit einem alten Barkawappen eingemauert ist. Ein „Tollendorf“ wird schon in den Jahren 1457 bis 1585 erwähnt.¹⁾ Seit 1651 heißt es: „Tollenstein“. Von 1600—1634 war Christoph Süssemilch Richter in Tollenstein.²⁾ Ein Christoph Süssemilch, Richter in Tollenstein, ist am 4. April 1669 gestorben. Auch im Tollensteiner Schöppnbuche (1555 bis 1623), welches Herr Dr. Alfred Moschau besitzt, wird „Richter Süßmilch“ sehr oft genannt.³⁾ Aus diesen Belegen erkennt man, daß das Erbrihteramt unter dem Schlosse Tollenstein im 17. Jahrhunderte der Familie Süssemilch gehörte. Elias Süssemilch ging nach Brandenburg, wo er das Gut Zahlendorf erwarb. Sein Sohn Elias lebte und starb als angesehenener Getreidehändler in Berlin und sein Enkel Joh. Peter Süßmilch (1707—1767) hat sich als Statistiker einen Namen gemacht, der die „Göttliche Ordnung im Geborenwerden und Sterben des Menschengeschlechtes“ verfaßt hat.⁴⁾

Ein nennenswerter Bewohner von Tollenstein war der „Gründ'sche Bittner“, welcher später in den Grund zog und für zahllose Sagen und Anekdoten den Grund und Mittelpunkt abgab, so daß diese Sagen für sich allein ein ganzes Buch füllen könnten.⁵⁾

Wir verfolgen nun eine Zeit lang denselben Weg, welcher zur Station Tannenberge führt. Alsdann biegen wir rechts ab und gelangen nach geringer Steigung auf ein ziemlich ebenes, fast baumloses Waldland,

¹⁾ Erf., XXIV, 52. — ²⁾ Erf., XI, 144. — ³⁾ Erf., IX, 176. — ⁴⁾ Erf., VIII, 231, 239; IX, 72, 73. — ⁵⁾ Erf., XXIV, 305—314.

wo wir wohl auch einmal einige Beerenpflückerinnen wahrnahmen. Wir hatten auch hinreichend Zeit, uns Wesen und Geschichte des Berges zu recht zu legen.

Der Tannenbergr (770 *m*) bildet die höchste Erhebung des Tannenbergrs. Schon diese Höhe gibt ihm eine bevorzugte Stellung unter den Bergen und Kuppen, die ihm benachbart sind. Hauptgestein des Tannenbergrs ist Phonolith, der auch dem „Schöber- oder Gesichtsberrgr“, welcher mit dem Tannenbergr durch einen langen Rücken von derselben Gesteinsart zusammenhängt, eigen ist. Neben Sanidinkristallen finden wir auch gelben Titanit im hiesigen Phonolith eingeschlossen. Phonolithisch sind auch der Fladenbergr¹⁾, der Himpelbergr, der Hackelsbergr (665 *m*), der Sattelbergr bei Schönfeld, der Mittelbergr (663 *m*) und das Steingeschützte (580 *m*), sowie der „Pickelstein“, ein weithin sichtbarer Felskegel bei Kreibitz, welcher jeden Augenblick umzukippen droht. Er war auch schon in größter Gefahr, gesprengt zu werden, wie mir ein Holzhändler schon vor vielen Jahren erzählt hat. Ubrigens soll der Pickelstein, wie mir eine angesehenere und einflussreiche Persönlichkeit mitgeteilt hat, zur Kreibitzer Kirche in vermögensrechtlicher Beziehung stehen, was meines Erachtens seine Erhaltung erleichtern und bei der gegenwärtigen Strömung für den Schutz der Naturdenkmäler für immer sichern sollte.

Basaltischen Charakters sind in dieser Gegend der Kaltenbergr mit dem Auberg (688 *m*), der große Ahrenbergr (705 *m*, 613 *m*), der Aschenstein, der große Eibenbergr (598 *m*) und der Friberg (534 *m*) bei Kreibitz. Auch die „Juliusshöhe“ bei Schönfeld ist ein kleiner Basaltbergr. Die dortige Wirtschaft, wie die Kreibitzer Schützenrestauration haben eine gute Lage. Das Steingeschützte und der Friberg geben einen guten Überblick über die Landschaft.

Das Gebirge, welches von der Bahnstation Tannenbergr im O bis zum Kaltenbergr im W reicht und im S vom Ramnitztale, im N vom Kreibitztale begrenzt wird, bezeichnen Einige als „Kreibitzer Gebirge“. An der südlichen Grenze liegen Falkenau, Hillemlühl und Ramnitz, an der nördlichen aber Schönfeld, Kreibitz, Kaltenbach und Rennersdorf.²⁾ „Dieser Teil unseres Gebirges ist,“ wie Aug. Weise bemerkt, „landschaftlich so schön aufgebaut und zeigt so reiche und wirkungsvolle Abwechslung an Formen und Gruppierungen, daß er schon von den Eisenbahnreisenden mit besonderer Aufmerksamkeit ins Auge gefaßt wird. Einen viel erhöhteren Genuß hat natürlich der Tourist und Naturfreund, der dieses Stück Erde zu Fuß durchwandert und dessen Naturreize eingehend betrachten kann.“ Das soll nun aber heute und morgen unsere Aufgabe sein. Und solch ein Genuß erwartet jeden Naturfreund, der den „neuen Ramnitweg“ zum Ziele seines Wanderns nimmt.

Der Tannenbergr hat schon vor langer Zeit die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft, wie auch fremder Besucher auf sich gezogen. Schon Schaller³⁾ schreibt: „Rings um Kreibitz sind manche hohe Bergr, als: der Blitzen-

¹⁾ Es gibt einen Südlichen Fladenbergr (543 *m*) und einen Nördlichen Fladenbergr (599 *m*); zwischen beiden liegt Klein-Semmering mit der Stat. Schönfeld. —
²⁾ *Erz.*, XII, 21—29. — ³⁾ Schaller, V, 217.

berg, der „Tannenberg“, von dannen ein großer Teil von Oberlausnitz und Schlesien, dann der „Kalte Berg“, von dannen die Festung Königsstein ganz sichtlich zu sehen ist.“ Kaiser Josef II., der in Böhmen so viele Berge besuchte, hat auch den Tannenberg bestiegen (21. September 1779). Er schrieb darüber in sein Tagebuch: „Von Dittersbach ritten wir nach Rennersdorff, nach Kreibitz, von Kreibitz über Oberkreibitz auf den Tannenberg, welcher der höchste in der ganzen Gegend ist und von welchem man vollkommen das ganze Land sowohl in Sachsen, Lausnitz und auch rückwärts in Böhmen über alle Berge siehet. Von da ritten wir auf den Tollenstein, dann auf den Kreuzberg bei Görgenthal und dann durch Obergrund nach Schönlinde. Von da über Neudorff den Hauptweg, welcher von Rumburg kömmt, nach Kreibitz, allwo wir schliefen.“¹⁾ Das geschah bekanntlich bei dem reichen Viehhändler Kasimir Eichler, dessen Tochter dem Kaiser einen schönen Blumenstrauß überreichte und im Namen der jungen Bürger den Kaiser um die Bewilligung eines Scheibenstandes und eines Scheibenschützenvereines gebeten hat.²⁾

Über diese Anwesenheit des unvergeßlichen Kaisers wird vom Volksmunde noch folgendes berichtet. Als Führer dienten dem Kaiser der Forstbedienstete Schwab und zwei Männer aus Kreibitz, welche sich mit der Erzeugung von Siebläufen befaßten, Josef Bienert und sein Sohn Thaddäus. In der Nähe des Damnteiches bemerkte der Kaiser einen riesigen Baumstoc, er gab seinem Pferde die Sporen, und mit einem Satze stand es mit dem Reiter auf dem Baumstumpfe, dem „Stubben“, wie man in Norddeutschland sagen würde. Das Pferd hatte auf dem Niesenstoc mehr als Platz. Da wunderte sich der Kaiser über solche Niesenstämme in den Forsten Böhmens. Der alte Bienert aber sagte: „Das sind nur Schwuppen, weiter drin stehen noch ganz andere.“

Hierauf wandte sich der Kaiser an Schwab, der gleich dem Kaiser zu Pferde war, und fragte nach dem Namen eines Berges. Schwab entgegnete: „Der ist auf der Rumburger Herrschaft, der geht mich nichts an!“ Der alte Bienert aber sagte zum Kaiser: „Das ist der Kesselberg.“³⁾

Zu dieser Sage will ich nun zweierlei bemerken. Am Kesselberge, welcher nördlich vom Fünfkirchensteine zwischen der Finkentoppe (789 m) und dem Dachsenstein (600 m) gelegen ist, soll es nach dem Berichte eines Steinschnäuer Glasmalers Namens Zahn zwei Quellen geben, von denen die eine „Windborn“ heißt. Der Gewährsmann trank davon, und die Wirkung entsprach dem Namen. Der zweite Born soll nach Wirkung und Namen noch viel ärger sein.⁴⁾ Ein Verzeichnis aller unserer Quellen mit ihren Namen, Sagen und angeblichen Wirkungen müßte sehr verdienstlich werden.

Zum Zweiten will ich bemerken, daß Franz Bienert († 1. Feber 1866), welcher die Erzeugung von Resonanzholz im Böhmerwalde zur höchsten Blüte brachte, im Jahre 1789 zu Kreibitz geboren und der Sohn eines Siebmachers war. Man darf also wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit

¹⁾ Erl., IV, 2. — ²⁾ Erl., III, 12. — ³⁾ F. Thomas, p. 48. — ⁴⁾ Erl., XVIII, 276.

annehmen, daß er zu den beiden Bienert aus Kreibitz, welche im Gefolge des Kaisers ins Gebirge gingen, in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Es bleibt mir nur noch zu berichten, daß der Kaiser zum Abschiede dem alten Bienert und seinem Sohne zwei Dukaten gab. „So, Ihr zwei Blauröcke, jetzt könnt Ihr wieder gehen!“

Genug, genug des Erzählens! Der Weg wird steiler und ist auch viel zu steinig, als daß man ohne Acht und Vorsicht ausschreiten sollte. Es ist also besser, wir schweigen, um uns nicht zu zerstreuen.

Endlich brachten uns doch die steinigten Bergwege zur Bergwirtschaft, wo wir auf das Freundlichste aufgenommen wurden. Der Tag endete, wie er angefangen hatte. Über der Landschaft lag ein völliger Dunst, und es bildete die Sonne, als sie unterging, eine ebenso blutrote Scheibe, wie wir sie am Morgen auf dem Hochwalde hatten aufgehen sehen. Ein Billanzer Burgunder bot zu dem herrlichen Schauspiel eine willkommene Ergänzung, und das Blockhaus, in dem wir saßen, gestattete uns, den Sonnenuntergang in allen Einzelheiten zu genießen. Insbesondere war jetzt der Bernsdorfer Teich, der früher gelblich gewesen war und im Winde zu wallen schien, von Lichtreflexen rötlich angehaucht. Wahrlich eine Zierde der Landschaft!

Sieh da! Glänzt dort nicht ein Söller im Abendlichte? Bliczt nicht die Abendsonne in kristallinen Scheiben und an ehernen Säulchen? Das Auge schweift weiter. Wieder ein Söller! Verzeihung, Freund! Ich finde das „Söllerlied“ vom „Sonnenstrahl“.

Standt auf des Hauses Söller	~	Mit Lächeln bot die Lippen
Und sahst hinab in's Thal,	~	Die zauberschöne Frau,
Da küßte Dich ein warmer,	~	Da flog ein Wonneschauer
Ein heißer Sonnenstrahl.	~	Durch Wald und Feld und Au.

Seit jener Stunde bat ich:
 „Ach, wär' ich nur einmal,
 Einmal in meinem Leben
 Ein heißer Sonnenstrahl!“

Es lohnt sich wohl den Blick in das Kreibitztal zu senden und die gewerbesleißigen Ortschaften zu überschauen, die hier nach allen Richtungen sich strecken und dehnen. Es lohnt sich wohl, nach den Bergen und Höhen zu blicken, welche in dieser Richtung gen Himmel sich recken. Wir sehen den Spiegel des „Bernsdorfer Teiches“, dessen Name uns überdies an ein längst verschwundenes Dorf erinnert. Wir sehen den Pöckelstein bei Neukreibitz, der schon vor Jahren zum Untergange bestimmt war. Hoffentlich hält er sich an den Krummstab und wird gerettet. Am Steingeschüttele, das auch „Karlsöhle“ (580 m) genannt wird und im Jahre 1885 zugänglich gemacht wurde,¹⁾ sollen sich noch Gletscherspuren erhalten haben. Bei Niederkreibitz liegen der Klöberberg und der Kufenstein. Wo jetzt der „Schlüsselbauer“ in Niederkreibitz wohnt, dort stand ehemals ein Schloßchen, welches, wie die Sage behauptet, nur von Frauen bewohnt war, bei denen die Sechsstädter auf ihren Geschäftsreisen häufig einkehrten, wenn sie über den „Paß“ hereinkamen und die alte Kamnitzer Straße weiterzogen. Das Geleitgeld, welches früher in Kreibitz bestand,

¹⁾ Tour.-Ztg., I, 26.

mag wohl mit dem Niederkreibitzer Schlößchen einen Zusammenhang gehabt haben.¹⁾ Das Schlößchen in Niederkreibitz, das ehemalige Rathhaus in Kreibitz und der Hof in Oberkreibitz sind, wie man in Kreibitz erzählt, die ältesten Häuser im Kreibitzthale gewesen.²⁾ Nach einer anderen Sage lebte im Schlößchen zu Niederkreibitz eine Gräfin, welche sehr gern mit einem Rahne auf dem See herumfuhr, der sich vom Schloßelbauer bis zum Rathause in Kreibitz erstreckt haben soll. Der „Scheidebach“ und die Sümpfe, welche es bei Kreibitz gibt, sollen noch von dem erwähnten See herrühren, aber auch die eigentümliche Gestalt des Kreibitzer Stadtwappens:³⁾ eine Jungfrau im Rahn, bekanntlich ein Wartenberger-Wappen.⁴⁾

Auf dem Trigrberge (534 *m*) treibt der Berggeist Hörnel sein Unwesen, wobei er jedoch die Wässerlein, welche den Berg auf der Kreibitzer Seite einschließen, nicht überschreiten darf.⁵⁾ Auf diesem Trigrberge soll es auch um die Mittagszeit wie ein Wind rauschen und mit Steinen werfen, was beides auch von anderen Bergen erzählt wird.

In der Nähe des turmgekrönten Wolfsberges (588 *m*) verbreiten sich die Häuser des hochgelegenen Dorfes Wolfsberg, wo die Weichselkirche erst zu Maria Geburt reif werden und der „Raschauer“, ein geborener Ausländer, bis zu seinem unfreiwilligen Ableben in seinem bösen Sinne gewirkt hat, wovon noch die Rede sein soll. Von der Wolfsberg-Spize (588 *m*) schreibt ein Oberlehrer im Jahre 1886: „Die Perle der Aussichtspunkte im böhmischen Niederlande, kurz in ganz Nordböhmen, ist unstreitig und anerkannt der hohe, freistehende Basaltkegel, die einzige Vorwacht für die so reizend gelegene böhmische und sächsische Schweiz, die Wolfsbergspize. Von dieser Spize sieht man die romantischen Gebilde zu ihren Füßen, man sieht die reizenden Täler in ihren grotesken Windungen und die herrlich ausgebreiteten Ortschaften der Umgebung in Nah und Fern. Es kann kaum etwas Schöneres geben als von derselben einen Sonnenaufgang oder die mit reichen Blüten geschmückte Frühlinglandschaft zu betrachten. Wohin auch das Auge schaut, überall sieht es Anziehendes und Merkwürdiges. Selbst von höheren Bergen ist kaum ein gleich künstlerisch fertiges, in sich abgeschlossenes und in allen seinen Teilen befriedigendes, mit weithin reichender Fernsicht verbundenes Rundgemälde geboten.“⁶⁾ Nun, ich habe die „Spize“ schon vor mehr als dreißig Jahren an einem herrlichen Pfingstmontagmorgen besucht. Eine Viertelstunde stiegen wir hinauf, eine Viertelstunde blieben wir oben, eine Viertelstunde stiegen wir herunter. Aber der Genuß war groß und vom fernen Riesengebirge leuchtete noch der Schnee, sowie mir jetzt aus den fernen, fröhlichen Jugendtagen die teure Erinnerung herüberleuchtet.

Über dem Daubitzer Wasser zwischen Daubitz und Niederkreibitz erhebt sich wie ein Adlernest die ehemalige Felsenveste „Karlsstein“, von deren Geschichte ebensowenig bekannt ist wie von der Ruine „Oberkarlsstein“ an der Rirnisch.⁷⁾ Ihre Beschreibung habe ich bereits vor Jahren veröffentlicht.⁸⁾

¹⁾ Erf., X, 195, 196. — ²⁾ Erf., X, 196. — ³⁾ stud. gymn. Karl Lent. —

⁴⁾ Erf., IX, 274. — ⁵⁾ Tour.-Ztg., I, 117. — ⁶⁾ Tour.-Ztg., I, 137. — ⁷⁾ Gebirgsfr., XI, 212. — ⁸⁾ Erf., X, 196—198; Tour.-Ztg., I, 57—59.

Hier wollen wir einige Bemerkungen über die Wasserverhältnisse des Niederlandes anknüpfen. Der Kreibitzbach entspringt nahe der Grenze des Bunzlauer Kreises am Fuße des Hirschensteines, nach Hockauf's Bezirkskunde¹⁾ unweit der Quellen des Ramnitzbaches oberhalb der Tannenteiche auf der Nordseite des Sattels zwischen dem Hanflichen und dem Eibenberge in einer Seehöhe von 580 *m*. In schlangenförmigen Windungen eilt er mit starkem Gefälle durch Kreibitz mit seinen Vororten, verläßt mit dem Daubitzwasser unterhalb Rennerzdorf den Bezirk, drängt sich, durch den Kaltenbach verstärkt, zwischen steil abstürzenden Felswänden durch scharf rechtwinklige Windungen bis Schemmel und mündet unweit dieses Ortes in den Ramnitzbach. Der Kreibitzbach, welcher nach Schaller's Angabe²⁾ ehemals auch „Barbach“ genannt wurde, gehört also in das Gebiet des Ramnitzbaches, der in die Elbe mündet, wie auch die Kirnischicht — ihr Name wird sehr verschieden geschrieben — mit dem Wolfsbache und dem Zeidlerwasser demselben Flußgebiete angehört und demselben Strome zueilt. Den Sebnitzer Bach bildet der vom Seifenwasser verstärkte Lobendauer Bach durch Vereinigung mit dem Schönauer Bache, der sich schon zuvor mit dem Nixdorfer und Hainzpacher Bache verbunden hat. In die Spree fließt der mit dem Silberbache vereinigte Roschelbach. Bei Ehrenberg entspringt die Mandau, an deren Ufer ehemals Goldwäscherei getrieben wurde. Ihr Hauptzufluß ist die Lauhur (Lause), von der schon die Rede war.

Der Tannenberge selber ist samt seiner Umgebung nicht wasserarm. Das beweist schon der Umstand, daß nicht weniger als drei Städte — Georgental, Kreibitz und Schönlunde — aus dem Tannenberge ihr Gemüßwasser beziehen oder doch für diesen Bezug sich vorbereiten. Die Georgentaler Hochquellenleitung ist bereits am 15. November 1903 eröffnet worden.³⁾ Nebst dem Kreibitzbache entstammt überdies auch der Ramnitzbach diesem Gebirgsstocke. Er sammelt seine Quellen unweit des Bezirks- und Herrschaftsrandeieckes an der Südseite des Sattels zwischen dem großen Schöber und dem Mittelberge in einer Seehöhe von ungefähr 560 *m*, erfüllt alsbald den idyllischen „Waldsteinteich“ (Wallteich) und bildet als „Wahlbach“ auf eine Länge von 6 *km* die Grenze der Bezirke Leipa und Tetschen, windet sich durch Falkenau und Hillelmühl, verschlingt den Pilzbach, den Grenzgraben und den Schwarzbach, der aus den „Teufelslöchern“ am Blottendorfer Kamme kommt, fließt dann weiter durch Ramnitz, Zonsbach, Windischkamnitz, worauf er die berühmten Felsentäler (Ferdinandsklamm, Wilde Klamm, Edmundsklamm) zwischen Dittersbach und Rosendorf durchströmt und endlich bei Herrnskretschchen mit den mächtigen Gewässern der Elbe sich vereinigt.⁴⁾

Noch bleibt eine tapfere Tat zu melden. Zwischen dem Frigberge und dem Kreibitzer Bache ist im Jahre 1778 die preussische Armee vorgerückt und hat bei dem „Bergbauer“ in Niederkreibitz die kaiserlichen Kroaten angegriffen. Bei dieser Gelegenheit bestieg ein Kroatene Namens Mitre einen Baum und erschloß von dort fünf Preußen. Endlich gewahrte

¹⁾ H. Hockauf, p. 16, 17. — ²⁾ Schaller, V, 217. — ³⁾ Reichenbg. Btg. v. 12. Novb. 1903. — ⁴⁾ Dr. F. Hantschel: Leipa Bez., p. 28, 29.

man ihn und schoß auf ihn, jedoch nicht ohne ihm Pardon anzubieten. Er lehnte die Gnade ab, schoß noch einen Feind nieder und stürzte dann, von Wunden entkräftet, vom Baume zur Erde. Die Preußen waren edel genug, ihm weiter kein Leid anzutun. Sie beschenkten ihn sogar mit einigen Geldstücken und ließen ihn in das Kreibitzer Bürgerhospital übertragen, wo er nach kurzer Zeit seinen Geist aufgab.¹⁾

Wenn wir von Kreibitz sprechen, so wollen wir doch den Maler Elias Hille nicht vergessen, der ein schönes Gemälde von Jesus, Maria und Josef geschaffen hat, noch den Botaniker Thaddäus Hänke, der als einer der ersten wissenschaftlichen Pioniere für die Tiroler Tauerntäler zu betrachten ist²⁾ und die südamerikanische Totosblume als Erster gesehen hat. Bei dem Anblicke der Riesenblüte soll er auf seine Knie gesunken sein und in gewaltigem Staunen dem Schöpfer die heißesten Dankesbezeugungen dargebracht haben.³⁾ Fern der Heimat hat Th. Hänke einen frühen Tod gefunden.

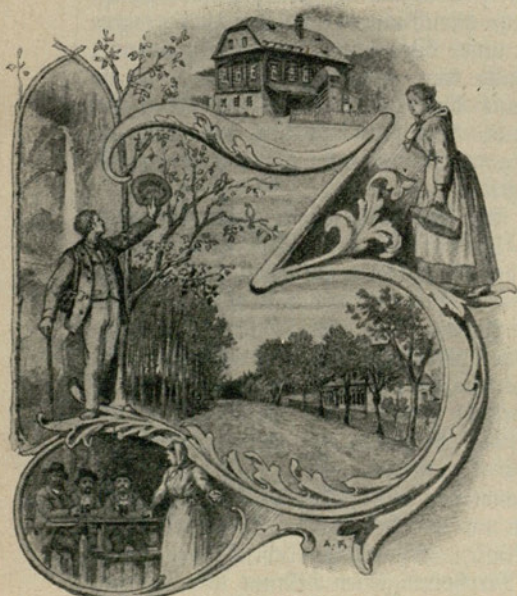
Es ist inzwischen dunkel geworden. Schade, daß wir nicht, wenn in einigen Tagen die Sommer Sonnenwende kommt, um diese Stunde, in welcher auf allen Höhen die Feuer flammen, hier oben verweilen können. Es muß ein zauberischer Anblick sein. Auf dem Leipaer Spitzberge haben wir vor einigen Jahren in der Johannisnacht nicht weniger als hundert Sonnenwendfeier gezählt. Im Jahre 1894 erschienen Dichtergriße zur Sonnenwendfeier auf dem Tannenberge. Aus diesem Büchlein will ich einige Zeilen von Franz Herold, dem Leipaer, wiederholen:

Will die Sonne fort sich wenden,
Weiter wandern, tiefer stehn —
Mit geschwung'nen Feuerbränden
Rufen wir: Auf Wiedersehn!
Größ'rer Zeiten Sonnenlohe
Hat sich so von uns gewandt,
Und es grüßt die reine, hohe
Her nur aus dem Sagenland.

Rufen wir, eh Nacht es werde,
Jene Sonne, hoch und mild,
Daß sie strahl' ob deutscher Erde:
Uns'rer Kraft und Ehre Schild;
Nicht mit drohnendem Betuern,
Mit der Redephrasen Schwung:
Mit entzückten Höhenfeuern
flammender Begeisterung.⁴⁾

Das Zimmerchen, das ich auf dem Tannenberge bewohnte, war sehr freundlich und angenehm, der Schlaf vortrefflich. Und diesem vortrefflichen Schlafe folgte ein sonniger, herrlicher Morgen. Unweit des Wohngebäudes erhebt sich ein mächtiger Aussichtsturm aus Stein. Er soll nach allen Beschreibungen einen prächtigen Ausblick bieten, und die Hochlage des Turmes scheint diese Beschreibung zu bestätigen. Es ist aber merkwürdig und für mich höchst ärgerlich, daß jedesmal, wenn ich den Tannenberg bestieg, auf dem Turme ein gewaltiger Wind wehte. Und da ich solchem Winde sehr abhold bin, besonders wenn ich durch das Bergsteigen in Hitze und Schweiß kam, so habe ich bisher noch keine Gelegenheit gehabt, mich durch eigene Augen von der Richtigkeit jener Beschreibungen zu überzeugen. Doch glaub' ich an ihre Richtigkeit und wer auf dem Tannenberge eine prächtige Aussicht hofft, der wird im Falle günstiger Witterung sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht sehen.

¹⁾ Schaller, V, 216, 217. — ²⁾ Grt., XXV, 107. — ³⁾ Grt., XXIV, 404. — ⁴⁾ Höhenfeuer, 1894, p. 12, 13.



Bei der Kreuzbuche.

um Abstieg vom Tannenberge verwendeten wir einen Teil des Aufstiegsweges, bogen dann rechts ab und wandern nun längere Zeit einen fast ebenen und auch minder steinigen Waldweg, der uns zu mancherlei Gesprächen Gelegenheit gab. Der Tannenbergturm, der im Jahre 1900 nicht weniger als 4943 Besucher, darunter 1049 Schüler, gezählt hat, ist vor

Gebirgsverein für das nördlichste Böhmen erbaut worden. Zur Vorgeschichte dieses Vereines sei bemerkt, daß im Mai 1880 in Schönlinde auf Anregung des Herrn Karl Rögler zehn junge Männer zusammentraten, welche ihre Naturverehrung durch gemeinsame Ausflüge betätigten. Diese Ausflügler besaßen anfänglich keine Satzungen, aber am 25. August 1882 kam eine feste Vereinsgliederung zu stande. Nun wurden die Ausflüge noch zahlreicher, die Karlshöhe oder das Steingeschützte wurde erschlossen, und am 13. September 1885 verwandelte sich der Schönlinder Touristenklub in einen Gebirgsverein für das nördlichste Böhmen, dessen Arbeitsfeld über das ganze Niederland sich erstreckte. Herr M. U. Dr. Joh. Hille wurde zum Obmann gewählt, und das ist er noch heute. Im Jahre 1886 hatte dieser Gebirgsverein bereits acht Abteilungen mit ungefähr 700 Mitgliedern.¹⁾ Doch wir haben nicht die Absicht, diesmal das Wachstum des genannten Vereines und die Geschichte seiner Tätigkeit zu schildern, das würde viel zu viel Zeit und Raum erfordern. Auch bemerken wir soeben, daß unser Weg sich über den Unterberg des Tannenberges absenkt. Rechts trennt sich der Tollensteiner, später auch der Georgentaler Weg von unserem Kammwege, der uns nach Schönfeld bringen soll. Wir selbst gehen „über die Telle“, wie Tannendorf im

¹⁾ Tour.-Ztg., I, 107; II, 9, 10.

Volksmunde genannt wird. Oberhalb der Wirtschaft „zum Tannemwald“ kreuzen sich die Wege, und wir wußten uns für den Augenblick nicht weiter, denn auf die Wirtschaft wollten wir aus guten Gründen nicht geradewegs losgehen. Endlich taten wir es doch, konnten an derselben recht gut vorbeikommen und fanden jenseits am Wege die wohlbekannten Kammzeichen. Tannendorf liegt sehr hübsch und hat mehrere wohlgelegene Wirtschaften. Sodann führte uns unser Weg zur „Station Schönfeld“, wo links ein Häslein aus dem Walde kam, uns anglockte und rechts im Walde wieder verschwand. Daß uns das Häslein über den Weg lief, mochte vielleicht, wie Mancher glaubt, kein gutes Zeichen sein, aber wir achteten dessen nicht, sondern gingen guten Mutes nach „Klein-Semmering“, wo wir einen Mailberger genehmigten.

Bei einem Glase Wein läßt sich leicht Allerlei erzählen, und man kommt bald vom Hundertsten ins Tausendste. Klein-Semmering ist eine Schöpfung, welche der Eröffnung der Bahnstation Schönfeld zu verdanken war. In der Nähe befand sich auch eine Steinbaukastenfabrik, welche neuerer Zeit abgebrannt sein soll. In dem schattigen Garten des Gasthofes sind ehemals viele Hunderte von Menschen bei den weit und breit bekannten und beliebten Sonntags-Konzerten erschienen, wie ich es in jungen Jahren selbst gesehen und erlebt habe. Auch die Rehe im anschließenden Fichtengehölze erregten viel Neugierde und gefielen besonders den Kindern.

Am 6. August 1879 unternahm der Nordböhmisches Exkursionsklub einen Ausflug nach Klein-Semmering, wo der Schönfelder Postmeister Stellzig, der durch sein großes Wissen in volksthümlichen Dingen und durch seine reiche Sammlung von Merkwürdigkeiten bekannt war — insbesondere hatte er eine Wünschelrute, welche — in allem Ernste — auf den Namen des hl. Nikolaus getauft war — einen längeren Vortrag über ein „Glas Wasser“ hielt, das er vor sich auf den Tisch stellte. Dieses Wasser stammte aus dem Ritterborn auf dem Fladenberge. Born und Berg sollen ihren Namen von einem Ritter v. Flade haben, der auf dem Fladenberge eine Glashütte leitete, von welcher noch einige Grundmauern zu sehen sind. Noch jetzt sollen in jener Gegend Hafentümpel, Schlacken und Glasbrocken gefunden werden, desgleichen im „Hüttenräumicht“ beim Kollteiche, wo einst die „Kollhütte“ stand. Glaschlacken fand man auch im großen Seifert am Kleis.¹⁾ Proben davon befanden sich im Leipziger Museum. Ebenso will man am Resselberge altes Gemäuer, Hafentrümmer und Glascherben gefunden haben, darunter ein längliches Glasstück von besonders schöner, blauer Farbe. Dort soll nach der Sage „Glaserndorf“ gestanden haben.²⁾ Doch zurück zum Ritterborn. Sein Wasser floß in den Fischbach, dieser in das Grundwasser; letzteres vereinigte sich mit der Laußur, auch „Laußebach“ geheißen. Die Laußur fällt bei Großschönau in die Mandau, letztere bei Zittau in die Neiße, und die Neiße vereinigt sich mit der Oder, welche in die Ostsee sich ergießt. Doch das Wasser des Ritterbornes mußte „sich verändern“, wie man wohl sagt, und über die Wasserscheide aus dem Gebiete der Ostsee in

¹⁾ Grf., XVI, 189. — ²⁾ Grf., XVIII, 276.

das der Nordsee überfiedeln. Infolge einer behördlichen Entscheidung rinnt das Wasser des Ritterbornes in den zur Restauration Klein-Semmering gehörigen „Raimundsbrunnen“ und von hier durch das Dachslöcher- und Richterflößel in den Kreibitzbach, welcher bei Schemmel in den Kamnigbach und letzterer bei Herrnskretsch in die Elbe sich ergießt, die zum Nordseegebiete gehört.

Über die Wasserscheide in dieser Gegend berichtete der Redner noch bemerkenswerte Einzelheiten. In Neukreibitz auf dem „Passe“ gibt es ein Haus, heißt „beim Doktor Karl“. Hier läuft das Wasser bei einem Regen aus derselben Dachrinne theils in die Ostsee, theils in die Nordsee. Wenn man bei der Neuforstwalder Ziegelsehwer auf der Querstraße in der Nähe des Schönlinde Bahnhofs den Fuß in eine Pfütze stellt, so kann man das Wasser nach Belieben in die Nordsee oder in die Ostsee jenden. Bei Schönborn fließen die Quellen, dort für den Förster- und Kirnischbach, hier für die Mandau und den Zeidelbach, so nahe bei einander, daß man durch den Hieb einer Krauthacke das Wasser von der Ostsee in die Nordsee ablenken konnte, bis endlich nach jahrelangen Streitigkeiten der natürliche Abfluß durch behördliche Entscheidung wieder hergestellt wurde.

Der Wein ist weg, wir wollen aufbrechen. Um den Tiergarten führt unser Pfad, es folgt ein schattiger Hohlweg, und ein Wässerchen rinnt zu Tale. Wir kommen nach Schönfeld. Doch muß hier die Grenze von Oberkreibitz sein. Genau kann ich es allerdings nicht sagen. Aufgefallen ist mir eine Schmiede mit eigenem Stiegenaufgange; das Dach hat einen „welschen Giebel“, wie man bei uns sagt. Unmittelbar darunter ist die Glashütte der Firma „Michel und Mayer“. Die Glasherzeugung ist im nördlichen Böhmen und insbesondere im Kreibitzer Gebirge uralt, vielleicht so alt oder noch älter als im Erzgebirge. Schon in den Jahren 1399 und 1400 werden auf der Herrschaft Riesenburg bei Dffegg Glashüttenzünfte und im Jahre 1404 eine Glashütte an der Mulde erwähnt.¹⁾ Im Erzgebirge hat es also schon zu dieser Zeit Glashütten gegeben. Auf der Herrschaft B. Kamnitz wird eine Glashütte bei Daubitz schon 1457 genannt, und die in Oberkreibitz scheint für 1475 ziemlich sicher zu sein. Nun ist aber urkundlich im Jahre 1514 von Freiheiten und Gerechtigkeiten die Rede, womit die Oberkreibitzer Glashütte schon vor hundert Jahren begabt war. Es liegt somit nahe, für wahrscheinlich anzunehmen, daß die Glashütte in Oberkreibitz schon vor dem Hussitenkriege bestand. Denn es ist nicht zu glauben, daß die „hundert Jahre“ bloß eine leere Redensart gewesen sein sollten.²⁾

Nach den ältesten Nachrichten, die wir haben, gehörte die Glashütte in Oberkreibitz mindestens von 1514 bis 1612 der Glasmeisterfamilie Friedrich. Im Jahre 1514 übernahm sie „Georg (Friedrich), Glaser“, welcher Richter in Kreibitz war. Sein Nachfolger war Asmann (Erasmus) Friedrich, dessen Bruder Werten Richter in Oberkreibitz war.³⁾ Herr Sigismund v. Wartenberg auf Tetschen hat der Glashütte in Oberkreibitz besondere

¹⁾ Erz., XXIV, 80, 81. — ²⁾ Erz., II, 186; XV, 205, 206; XXIV, 80, 81.
— ³⁾ Erz., II, 186.

Freiheiten verliehen, welche seine Enkel, die Gebrüder Heinrich Abraham und John v. Wartenberg auf Kamnik und Zwiretitz, am 23. Dezember 1560 dem Adamann Friedrich, der seinen Geschwistern die Glashütte in Oberkreibitz abgekauft hatte, bestätigt haben. Abgesehen vom Gehölz in den Wäldern, das der Inhaber der Glashütte benützen konnte, durfte er auch frei fischen, mit Dohnen und Nezen Vogel stellen¹⁾ und mit sechs Leuten auf seinem Gute Hasen jagen. Außerdem durfte er Wein schenken und Bier brauen für sein Haus und was er auszuschenken vermochte. Auch den Glaszoll mochte er sich nehmen. Dafür zahlte er jährlich 10 Schock und so viel Trinkgläser, als man am Hofe benötigte.²⁾ Wie man hieraus ersehen kann, war es dem Glashüttenmeister gestattet, so manches Herrenrecht auszuüben. Und so war es nicht bloß in Oberkreibitz, sondern überall im Lande, wo es Glashütten gab. Deren aber gab es sehr viele. Und alle waren stockdeutsch. Ich will die Geschichte der Oberkreibitzer Glashütte hier nicht weiter verfolgen. Nachdem diese Glashütte im Jahre 1867 an Kittel's Erben gelangt war, wurde daselbst die Gasofenheizung eingeführt. Dies war also hiergegend die erste Glasfabrik mit Gasöfen. Im Jahre 1882 hat die Firma Michel und Mayer diese Fabrik mit einem Gasofen übernommen. Im Jahre 1899 waren daselbst 51 Arbeiter beschäftigt. Zu derselben Zeit gehörten derselben Firma eine Glasfabrik mit zwei Öfen in Teichstatt und eine andere mit zwei Öfen in Haida. Dort waren 150 Arbeiter, in Haida 120 Arbeiter beschäftigt.³⁾

Ich bin während eines halben Jahrhunderts schon in mancher Glashütte und in mancher Glasfabrik gewesen, doch in die Glasfabrik zu Oberkreibitz bin ich seit dem Jahre 1860 nicht mehr gekommen. Damals sind wir während eines heftigen Regens in die Oberkreibitzer Glashütte hineingegangen und haben uns vielleicht über eine halbe Stunde darin aufgehalten. Es war ein sehr großes Gebäude mit einem sehr hohen Dache, unter welchem hoch oben über dem glühenden Glashafen sehr viel Holz im Gespärre lagerte und trocknete. Es war kein Gewitterregen, sondern ein Landregen, der uns zum Glashafen getrieben hatte, wo wir dem Gebaren der Glasbläser und ihrer Gehilfen mit Bewunderung zusahen. So mußten wir schließlich, wenn auch der Regen nicht völlig nachgelassen hatte, im dichtesten Nebel unseren Fuß weiter setzen. Und wir kamen über die „Telle“ auf den Kreuzberg und endlich hinunter nach Georgental. Es gab am Leibe fast keinen Faden, der nicht naß war. Aber wir schliefen im Heu, und es war ein Glück, daß uns solch ein Wetter nicht geschadet hat.

Diesmal waren wir glücklicher als bei meiner ersten Anwesenheit in Schönfeld. Kein Regen folgte uns durch Schönfeld, sondern heller, warmer, vielmehr heißer Sonnenschein. Von der Glasfabrik an verfolgen

¹⁾ Auch der Hüttenmeister der Glashütte Falkenau, welche von ihrer Gründung (1530) bis 1729 in den Händen der hochangesehenen Glasmeisterfamilie Schürer v. Waldheim war (Cf., XVIII, 287), durfte auf seinem Gute frei auf Vögel und Haselhühner stellen, wie es der Gnadenbrief vom 28. Juni 1546 bezeugt. Cf., XVIII, 255. — ²⁾ Cf., XVI, 233, 234. — ³⁾ Cf., XXII, 123.

wir die Straße durch die Dorfschaft. Links liegt die Fabrik von „August Tschinkel Söhne“. Bekanntlich hatte diese Firma, welche aus kleinen Anfängen in Schönfeld bei Kreibitz hervorgegangen war, ihre Wirksamkeit weithin ausgebreitet und fast durch ein Jahrhundert geblüht, bis sie zu unserer Zeit ihren Ausgang nahm.¹⁾ Bei der Strafenteilung bleiben wir rechts, während der linksseitige Straßenarm nach Falkenau führt, wo die vom Bischofe Gürtler erbaute Pfarrkirche viele Sehenswürdigkeiten aufzuweisen hat.

Unser Weg führt zwischen dem Himpelberge (633 m), welcher rechts bleibt, und dem Schindelhengst (650 m), welcher links liegt, weiter in's Gebirge hinüber, doch gelangen wir, gleich nachdem wir den Sattel (485 m) überstiegen haben, auf die Kaiserstraße, die von Kreibitz nach B. Ramnitz führt. Nach kurzer Zeit kommen wir auf die Sattelhöhe (535 m), wo mehrere Waldwege sich schneiden und zur linken Hand eine Seitenstraße abzweigt, welche nach Hillelmühl führt, aus dessen Nähe die Stadt Ramnitz ihr Hochquellwasser bezieht, und vom „Wiesenwasser“ begleitet wird, das unter der „Kreuzbuche“ entspringt und auch „Fallwasser“ heißt, weil es wenigstens zehnmal ganz beträchtliche Sprünge über hohe Felsen zu machen gezwungen ist. Unter diesen Fällen der Hauptfall, welcher von der Kreuzbuche wie von der Station Hillelmühl nur eine Viertelstunde, von der genannten Straße aber kaum 50 Schritte entfernt ist, befindet sich inmitten prächtiger Waldung am steilen Westabhange des Großen Ahrenberges (705 m), hat ein Gefälle von 10 m und setzt sich unterhalb noch ebenso weit in Abstufungen fort. Dieser Wasserfall ist um so beachtenswerter, weil er nicht bloß der einzige in der ganzen Gegend ist, sondern auch, wie Dr. Hantschel versichert, anderen, oft vielgenannten Wasserfällen in den deutschen Mittelgebirgen an Großartigkeit nicht nachsteht.²⁾ Ebenso nennt B. Hamperl in einem Schriftchen „Von Ramnitz nach Herrnskretschchen“ (1890) diesen Wasserfall „in großer, prachtvoller Waldung“ den „bedeutendsten der böhmisch-sächsischen Schweiz“. Desgleichen bezeichnet ihn Herr Aug. Frind in seinem Schreiben vom 16. November 1903 als einen „sehr hübschen Wasserfall“, empfiehlt mir ihn zur Berücksichtigung und setzt hinzu: „Ich war dort und freute mich des Anblickes.“ Das sagt genug, wenn es ein Maler sagt.

Wir gehen heute weder nach Hillelmühl noch zum Wasserfalle, sondern freuen uns, daß wir auf der Sattelhöhe die Waldlichtung mit dem Forsthause „zur Kreuzbuche“ erreicht haben, woselbst gerade gebaut wird, zu meiner Freude ein Bau aus Holz, wie er in den Wald und in's Gebirge paßt. Wir setzen uns nicht weit von dem Kreuze, nach welchem das Forsthaus den Namen hat, an einen Tisch unter die Waldbäume und überlassen uns bei einem Glas Bier dem Spiele von allerlei Gedanken.

Der Schöber und die Kreuzbuche bilden gleichsam die Marksteine des Niederlandes. Allein diese Grenze wird nicht von allen Schriftstellern genau eingehalten. Namentlich im „Oberlande“ wird der Begriff „Niederland“ viel weiter und unbestimmter gefaßt. „Im Dorfe Schwaden“ —

¹⁾ Erf., VI, 262—265. — ²⁾ Dr. Hantschel: Tour.-F., p. 172.

schrieb Hofer¹⁾ im Jahre 1793 — „ist die ordentliche Überfuhr für alle aus dem Erzgebirge und aus der Gegend von Bilin, Töplitz und Auffig nach den unteren Theilen des Leitmeritzer Kreises in die Gegend von Tetschen, Kamnitz, Rumburg, Schluckenau u. m., die man hier mit dem schon allgemein angenommenen Namen „Hinterland“²⁾ oder auch „Niederland“, zum Unterschiede von dem vorigen oder dem „Oberlande“, bezeichnet“. So war es vor hundert Jahren, und so mag es auch heute noch vorkommen, daß Manche Kamnitz und Steinschönau, vielleicht auch Leipa und Haida und Tetschen zum Niederlande rechnen. Aber berechtigt ist es nicht. In meiner Heimat reden wir vom „Niederlande“, das hinter dem Kaltenberge und der Kreuzbuche liegt, vom „Oberlande“, worunter wir nicht bloß Auffig und Lobositz und Töplitz, sondern auch die Gegend von Auscha, Lewin und Munker verstehen. Hinter Leitmeritz beginnt das „Land“, wobei man offenbar an die Ebene, vielleicht auch an die Czechen denkt. „Im Gebirge“ besuchen wir die Bewohner von Heidenstein, Binsdorf, Ansdorf und Rosendorf. „Am Wasser“ wohnen die von Tetschen und Herrnskretschchen.

Geschichtlich lehnt sich der von mir dargetane Begriff des Niederlandes an die Verhältnisse der Urzeit an. Damals bildeten die Wälder als Markwälder die Landes- und Völkergrenze, aber man dachte an keine Grenzlinien wie heutigen Tages. Der Markwald schied also die Czechen von den Wenden oder Sorben. Als später der Markwald im N wie im S gelichtet wurde, blieb doch noch ein breiter Waldstreifen, in welchem schließlich die Grenze zu liegen schien. Dieser Waldstreifen und die Grenze führt vom Schöber zur Kreuzbuche. Freilich sind die Wenden, wie der Name es lehrt, schließlich bis Windischkaminz vorgedrungen, aber auch die religiöse Befehung muß, wenn man die kirchlichen Verhältnisse sprechen läßt, aus dem Inneren des Landes über den Markwald bis Kreibitz vorgedrungen sein, während die übrigen Pfarrdörfer des Niederlandes von der Lausitz her besiedelt wurden, woher denn ja auch die wunderbaren und verwickelten Verhältnisse der Pfarrzugehörigkeit erklärt werden müssen.³⁾

Sehr auffällig muß es erscheinen, daß das Niederland gar nicht tiefeben, sondern vielmehr ein Hochland ist, in dessen Mulden und Kessel die größeren Ortschaften eingebettet sind, wiewohl einige Ortschaften wie Wolfsberg und Schönborn sehr hoch liegen, was auch in der späten Obst- und Getreideernte sich bemerkbar macht. Aus dieser Ursache glaubt man auch, daß der Name „Niederland“ ursprünglich eine andere Bedeutung hatte, als man es jetzt dem Namen abzusehen vermag. Es sei nur noch angefügt, daß auch die Friedländer Gegend als böhmisches Niederland bezeichnet wird, wohl genau mit demselben Rechte oder Unrechte wie das vom Schöber und der Kreuzbuche begrenzte Rumburger Niederland.⁴⁾

¹⁾ Mayer's Phys. Aufz., IV, 144. — ²⁾ Herrn Hofer in allen Ehren, aber ich glaube nicht, daß der Name „Hinterland“ volkstümlich war. Hofer hat ihn vielleicht von jungen Wirtschaftsbeamten gehört, die selber in der Gegend fremd waren und sich durch widersinnige Benennungen, wie man sagt, paßig machen wollten. Der naturgemäße Gegensatz zu „Oberland“ ist „Niederland“, dagegen zu „Hinterland“ muß es „Vorderland“ lauten. — ³⁾ Dr. H. Knothe: Erz., XI, 2—4. — ⁴⁾ Vgl. Schönwälder's Ansicht: Erz., XI, 29.

Bei der Kreuzbuche stehen wir auf einem nicht bloß volksgeschichtlich, sondern auch kriegsgeschichtlich wichtigen Boden. Doch konnten wir die Furchen von den Soldatengräbern aus der Preußenzeit nicht sehen. Wahrscheinlich sind sie vom hohen Grafe verdeckt und werden daher erst unter der Sense oder nach der Grasmahd sichtbar. Diese Unebenheiten des Wiesenplanes erinnern an eine große und merkwürdige Zeit. Nach der Schlacht bei Kolin zog sich das preussische Heer in drei Abteilungen nach den Grenzen Böhmens. Marschall Keith begab sich von den Verschanzungen auf dem Weißen Berge über Welwarn und Budin nach Lobositz. König Friedrich lagerte mit ungefähr 30.000 Mann am rechten Elbufer bei Leitmeritz. Die dritte Armee unter dem Prinzen v. Preußen zog über Jungbunzlau und Hirschberg nach Neuschloß und dann nach Leipa, wo der Prinz ein Lager bezog und ungefähr zwei Wochen stehen blieb.¹⁾ Am 17. Juli brach das ganze Armeekorps des Prinzen aus Leipa auf und rückte über Oberliebich, Wolfersdorf, Gersdorf und Freudenberg nach B. Kamnitz, beständig umschwärmt und geneckt von den leichten Scharen der Generale Haddick und Morocz. Am 18. Juli zog der Herzog v. Bevern mit der preussischen Vorhut von Kamnitz über Oberkamnitz nach Kreibitz. Am Abende kam der Prinz v. Preußen in Kamnitz an, und das ganze Heergerät wagte unter dem Schutze von einem Husaren-, zwei Kavallerie- und vier Infanterie-Regimentern einen Nachtmarsch. „Weil bei dieser Nacht die Sterne ihnen zu wenig Licht von sich warfen, so mußten die Laternen und Fackeln denenselben den mehreren Schein abwerfen“. Der nächtliche Zug wurde aber von den Oesterreichern unter General Beck bei dem Dorfe Hasel überfallen. 1000 Kroaten und Slavonier, meistens Warasdiner, hatten sich samt 300 Husaren im Walde festgesetzt. Beck, der die Lichter aus der Ferne kommen sah, begann bei Hasel den Angriff auf drei Seiten. Die Grenadiere feuerten mit vier Stücken auf die Slavonier, aber die Warasdiner jagten die feindlichen Grenadiere dergestalt zurück, daß viele unter die Pferde und unter ihre eigenen Pferde kamen. Endlich erkannten die Preußen, daß die Bagage, Munition und Pontons nicht zu retten waren, da die Warasdiner Alles über den Haufen warfen, die Stränge abschnitten und die Räder zertrümmerten, sowie denn auch die Kroaten 6 Stücke unbrauchbar machten. 15 Pontonswagen wurden zerstört, viele auch in das Gebirge gebracht. Die beste Bagage, welche zur Beute fiel, wurde mit den Pferden nach Falkenau geschafft. Zwei Stück waren erbeutet, vier ruiniert, doch 43 wurden von dannen gebracht. Die Verluste der Preußen an Toten, Verwundeten und Gefangenen war ganz bedeutend. Die Oesterreicher zählten 72 Tote, 94 Verwundete. Auch war das Pferd des Generals Beck unter dem Leibe verloren.

Ein zweiter Überfall geschah zwischen Kamnitz und Kreibitz in der Gegend des Kaltenberges. General Haddick hatte mit 4 Bataillonen und 8 Kanonen den Berg zu besetzen. Er stellte seine Leute auf drei Anhöhen auf und ließ am 19. Juli zwischen 5 und 6 Uhr abends auf die Preußen, welche vorbeizogen, einen dreifachen Angriff

¹⁾ Gz., XXI, 362; XXII, 1—13.

machen. Die Stücke spielten, der Feind wich ein wenig, und es wurden 46 Wagen mit Bagage, Munition und 184 Pferden erbeutet. Auch nahmen die Kroaten zwei Stücke. Die Preußen widersetzten sich nun noch energischer, da ihnen 6 Bataillone zu Hilfe kamen. 2000 Brandenburger wollten eine Anhöhe behaupten, wurden aber von Kleefeld, der mit dem Säbel eindrang, unter großem Verluste verdrängt.¹⁾ Endlich nach 3 $\frac{1}{2}$ Stunden zog sich General Haddick zurück, da die eigene, wie die eroberte Munition bereits verschossen war. Die eroberten Stücke konnten erst am frühesten Morgen mit großer Mühe fortgebracht werden. Die Oesterreicher zählten 164 Tote und 264 Verwundete, von den Preußen waren 486 gefallen, 135 gefangen und 423 übergelaufen. Bemerkenswert ist, daß von den Kaiserlichen ein Feldwebel mit 32 Mann soweit vorgedrungen war, daß ihm nichts übrig zu bleiben schien, als sich zu ergeben. Er ergab sich nicht, sondern es gelang ihm, sich mit 13 Mann herauszuhaufen. Es waren aber alle verwundet bis auf drei. Auch der Feldwebel hatte einen Stoß in die Seite und überdies zwei Hiebe erhalten. General Daun hat jedem von diesen Tapferen zwei Dukaten gegeben.

Am 20. Juli zog General Winterfeld mit einer Abteilung denselben Weg und ließ die Straße beräumen, damit die Nachkommenden leichter fort könnten. General Beck sandte nun 100 Kroaten und 100 Husaren nach Georgental, er selbst begab sich mit 2000 Kroaten und 500 Reitern nach Tollenstein, und 200 Mann sollten die Wege in der Nähe des Kaltenberges bewachen. Auf der Höhe des Kaltenberges stand Oberstwachmeister O'Donnell mit 300 Reitern. In diese Wege kamen am 21. Juli 400 preußische Wagen. O'Donnell ließ die Preußen in die engen Wege einfahren, dann ließ er hundert Reiter absitzen und die Bedeckung angreifen, während die übrigen Reiter durch eifriges Schießen den Schein einer Übermacht zu bewirken suchten. Die Angegriffenen steckten einige Wagen in Brand, die übrigen ließen sie nebst 23 Toten im Stiche. An diesem Tage (20. Juli) gelangte die Infanterie über Hasel, die Kavallerie über Runnersdorf und Kaltenbach nach Kreibitz.

Es ist nicht meine Absicht, die weiteren Kämpfe bei Schönborn und Rumburg zu schildern und jede Einzelheit dieses furchtbaren und für die Preußen verlustreichen Rückzuges zu beschreiben. Ich begnüge mich mit den wichtigen Nachrichten über die Gefechte bei Hasel und am Kaltenberge,²⁾ welche ich in einer Schrift von Franz Martin Mayer gefunden habe, die mir mein Freund Robert Lahmer einige Zeit vor seinem Ableben überlassen hat.

Es war zuviel des Unglückes, das den Prinzen v. Preußen betroffen hatte. Die Eroberung von Gabel, die Einschüerung von Zittau und die großen Verluste in Hasel und am Kaltenberge haben dem Prinzen die Ungnade des Königs zugezogen. Der König schrieb ihm schon am 19. Juli: „Sie wissen weder was Sie wollen, noch was Sie tun. Was ich Ihnen sage, ist hart, aber wahr.“ Und am 22. Juli schrieb der

¹⁾ Den ganzen Tag — sagt der Kreibitzer Chronist: Erl., IX, 8 — bis gegen Abend wurde am Kaltenberge geschossen. — ²⁾ Auch am Pliffenberge bei Kreibitz hat ein Gefecht stattgefunden.

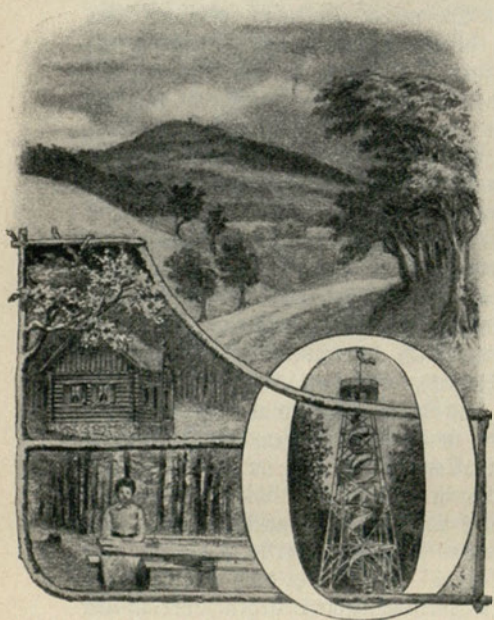
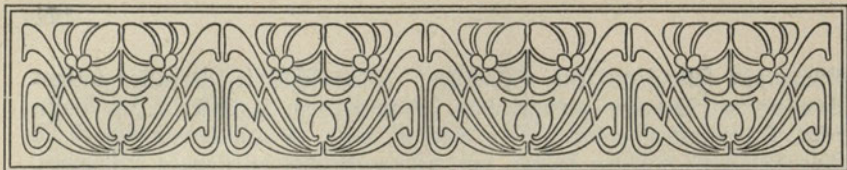
König aus Hlinai an seine Schwester: „Das schlechte Verhalten meines Bruders v. Preußen zwingt mich, Leitmeritz zu verlassen. Ich hoffe, seine Dummheiten wieder gut zu machen, wenn es menschenmöglich ist.“¹⁾ Am 29. Juli traf der König mit seinem Bruder in Bautzen zusammen. Im Angesichte der Truppen überhäufte er ihn mit Vorwürfen: „Ich vertraute Ihnen ein Armeekorps von 30.000 Mann, und jetzt bringen Sie mir kaum 16.000 zurück. Wo haben Sie meine Soldaten gelassen? Sie liegen im Engpasse von Gabel, in den Abgründen des Erzgebirges.“²⁾ Sie sind verhungert und verdurstet, zum Teil desertiert. Wie konnten Sie es wagen, meinen Instruktionen zuwider den Rückzug durch das Gebirge zu nehmen, statt die gerade Straße zu gehen?“ Da half keine Verteidigung. Der Prinz nahm seinen Abschied. Aber er hat die Ungnade des Königs nicht lange ertragen und die Schreckensnacht von Hasel nicht einmal ein Jahr lang überlebt. Denn er starb schon am 12. Juni 1758. Gram und Verzweiflung hatten den unglücklichen Prinzen getödtet.³⁾

Postmeister Stellzig hat über die einzelnen Kampfes- und Begräbnisstellen, von denen Volksfagen und alte Berichte erzählen, Aufzeichnungen gemacht. Am heftigsten tobte der Kampf in der sogenannten „Dreh“ an der Grenze zwischen Hasel und Kunnersdorf, dann beim „Hasler grünen Kreuze“, ferner auf den „Hasler Folgen“, auf der „Kriegerwiese“, am „breiten Berge“, im „Preußenhau“, auf dem „Klözzerplane“ und bei der „Zudenbrücke“. Hier lagen die Toten in großen Haufen, desgleichen im „Kaltenberge“, im „blauen Meere“, in „Lump's Wiesen“, im „Pflissenberge“. Am 22. Juli, nämlich am Feste Maria Magdalena, wurden Anstalten gemacht, die Toten zu begraben, soweit es noch nicht geschehen war. Die in Kaltenbach gefallenen Krieger liegen in „Tschakert's Gräbern“, wo man — wie Postmeister Stellzig versichert — auch jetzt noch ganze Reihen verraster Grabhügel sehen kann. Die meisten Toten liegen aber in der Nähe des jetzigen Forsthauses an der Ramniz-Kreibitzer Straße. Man hat daselbst an einer Buche ein Kreuz angebracht und deshalb die Waldlichtung mit den Soldatengräbern „bei der Kreuzbuche“ genannt. So heißt sie auch heute noch,⁴⁾ obwohl das Kreuz nicht mehr an einer Buche, sondern an einem anderen Waldbaume hängt.

Wir sitzen vor dem Forsthause im Schatten des Waldes, gegenüber am Forsthaufe hauen und sägen die Zimmerleute, aber es bebt mir nicht bloß im Ohre, sondern es ist mir, als ob mich eine tiefe Wehmut beschleichen wollte. Hier sind Hunderte von braven Männern für das Vaterland gestorben. Und wenn manche von ihnen dem Kalsfell nur gezwungen gefolgt sind, so war es umso trauriger, für eine Sache zu sterben, für die es im Herzen keine Liebe gab.



¹⁾ Gzl., XXII, 12. — ²⁾ Es ist offenbar, daß der König das Kreibitzer Gebirge noch als einen Teil des Erzgebirges betrachtete. — ³⁾ Gzl., XXII, 279—281. — ⁴⁾ Gzl., IX, 180, 181, 195.



Auf dem Kaltenberge.

berhalb der Kreuzbuche führt unser Weg rechts in den Wald. Wenn wir auf der Kaiserstraße weiter gehen wollten, so würde linker Hand, aber noch vor Hasel, ein Fußweg abzweigen, der über die „Hasler Folgen“ nach Oberkammnitz führt. Ich hatte vorigen Herbst die Gelegenheit, mit dem

Besitzer der „Folgen“, einem Hasler Wirtschaftsbesitzer, zu sprechen, welcher mir die „Folgen“ samt einer in der Nähe befindlichen Felsenkuppe zeigen wollte. Ich werde mir seine Zusage für später aufheben, doch war er nicht im Stande, mir die Bedeutung des Wortes „Folgen“ zu erklären.

Wenn man nun über die „Folgen“ geht, so kommt man zu einem Denkmal, auf welchem eine Schlange sich in den eigenen Schwanz beißt. Nach der Inschrift wurde der Stein zur Erinnerung an einen Fremden aus der Zittauer Gegend errichtet, welcher vor ungefähr sechzig Jahren an dieser Stelle ermordet worden ist. Vor dem Denkmal ist der nackte Erdboden ganz ruzig. Hieher werfen die Vorübergehenden zu einer Sühne Zweiglein von Weiß- und Rottanne, welche jährlich einmal verbrannt zu werden pflegen. Das ist der Ursprung der Brandstelle. Ich habe nur noch zu bemerken, daß der Nichtweg, von welchem hier die Rede ist, im Volksmunde der Einheimischen nicht „über die Folgen“ heißt, sondern einen ganz anderen Namen führt, der jedoch nicht etwa an den erwähnten Mord erinnert, wohl aber so lächerlich ist, daß er in feineren Zirkeln nicht nachgesprochen werden kann. Näherwohnende werden sich vielleicht erinnern, daß dieser Wegname mit einer Örtlichkeit in Niederkammnitz Gelegenheit zu einem äußerst komischen Wortspiele gegeben hat. Denn die Kammnitzer

sind ein lustiges Völklein, so daß sie an Witz, Wortspielen und Redensarten ihre helle Freude haben. Ich will nur an das „Kamža Loublied“¹⁾ von Franz Wenzel, einem geborenen Kamnitzer, erinnern haben. Das jagt genug.

Mir reden vu da Lada runda,
Da echte Kamža gieht nej unda,
Und draußen ei da holben Walt
Is Kamžz befannt wie's folsche Gald;
De Kamža finn's 'n Leuten sohn
Und finn a salba vie vatrohn.

Für das heitere Wesen der Kamnitzer zeugen einige Redensarten, die zu unserer Zeit durch Tage oder Wochen herrschend waren: „Drei Paar tanzen schon“; „s Lada wur zu kortsch“; „Dou hußt ei's druf uf de gale Loude“. Die Bockgeschichte, welche durch ganz Deutschland die Kunde gemacht hat, ist in Kamnitz schon vor vierzig Jahren erzählt worden.

Unser Weg führt also bei der Kreuzbuche rechts in den Wald, so daß der Auberg (688 m) zur rechten, der Goldberg (654 m) zur linken Hand bleibt. Vor dem Goldberge gibt es eine schöne Lichtung mit prächtigem Blick gegen Steinschönau, wobei besonders der Mittenberg (591 m) mit dem Steinschönauer Berge (642 m) zur Geltung kommt. Auch der Kleis grüßt uns aus der Ferne recht freundschaftlich. Herr Frost d. A. in Prag hat uns einmal, wie ich schon oben bemerkt habe, einen längeren Aufsatz überreicht, worin er nachzuweisen suchte, daß der Name „Kleis“ schlecht geschrieben ist und vielmehr „Gleiß“ heißen muß, weil die Bedeutung desselben mit „Glanz, Glitzen, Gleitzen“ zusammenhängt. Dieser Mann mochte Recht haben. Aber wir Deutschen wollen in Namenssachen oft das Naheliegendste nicht einsehen. Und wenn wir endlich doch noch zur Einsicht kommen, dann kommen wir auch zur Erkenntnis, daß uns diese Einsicht nichts nützt; das lehren die Schreibungen „Wefelsdorf, Teplitz, Krumau, Böhm. Leipa“ überhandgreiflich.

Bei dem Anblicke des Kleisberges kam mir auch die Erinnerung an ein Lied, worin der Abendsonnenstrahl mit dem Felsgestein des Kleisberges spielt und von diesem Wächter und Grenzpfiler des Mittelgebirges rührenden Abschied nimmt. Leider will mir der Wortlaut nicht einfallen, und so muß ich diesmal das „Kleislied“ dem geschätzten Leser zuwider meinem besten Willen schuldig bleiben.

Zum Ersatz für das „Kleislied“ will ich die Sage von dem Grünkäppchen und dem Keßlerbauer erzählen, welche in der Initiale des Kapitels „Um den Hammerteich“ dargestellt ist. Der Keßlerbauer, in dessen Gehäfte das Grünkäppchen sein Wesen hatte, war einmal nach Münchengrätz zu Markte gegangen, nachdem er Haus, Hof und Feld dem Grünkäppchen zur Obhut anvertraut hatte. Gegen Abend kam er mit zwei wunderschönen Kindern vom Markte zurück und erblickte schon aus der Ferne das Grünkäppchen, welches ihm voller Eifer entgegenwackelte. Endlich kam das Männchen dem Bauer ganz nahe und ächzte völlig außer Atem: „Lieber Bauer, nur geschwind, geschwind! Sie stehlen Deinen Flachs. Ich habe

¹⁾ Erz., XXII, 63.

mich bald lang, bald kurz gemacht, aber es half nichts. Komm selber, komm, komm!" Schnell übergab der Bauer seine beiden Kühe dem Grünkäppchen und sprang — was haste, was kannste — quer über die Felser, wo die Diebe den Flachß, der auf der Rüste lag, bereits in Bündel gebunden hatten. Doch als sie den Bauer erkannten, da liefen sie „mit gleichen Beinen“ davon und ließen alles stehen und liegen, wie es lag und stand, so daß der Bauer seinen Flachß noch denselben Abend einführen konnte. Dem Grünkäppchen aber gab er fortan „von jeder Gebäcke Brot“ einen Vorbacken.¹⁾

Der Goldberg steht nicht einsam, sondern hat in der Nähe noch ein Geschwister. Beide zusammen heißen „Fischberge“. Die Hasler Fischberge haben uns in unserer Jugend viel Spaß gemacht. Doch habe ich keinen derselben jemals besucht oder bestiegen. Und doch soll einer derselben, wie ich im Jahre 1902 in Prag erfuhr, herrliche Basaltsäulen besitzen, die erst neuerlich durch einen kleinen Erdbeben entblößt worden sein sollen. Wenn sich diese Sache, wie ich glaube, bestätigt, dann werde ich auch, wie es sich gebührt, den Gewährsmann namhaft machen. Doch gestehe ich, daß einige Hasler, die ich sprach, weder vom Erdbeben noch von den schönen Säulen ein Wissen haben wollten.

In der Mittagshize gelangen wir zu den obersten Häusern von Oberhasel und alsbald oberhalb des Dorfes ins Freie, wo der Weg sich zweimal gabelt. Bei der ersten Gabelung finden wir zwar einen von der Gebirgsvereinsabteilung Hasel errichteten Wegweiser, welcher links nach dem Kaltenberge, rechts nach Kreibitz weist, aber kein Kammszeichen; bei der zweiten Gabelung finden wir weder das eine, noch das andere, nichts, rein nichts. Nach langem Zweifeln und Suchen wählen wir den linksseitigen Weg, der an den Fuß des Berges führt. Wir gelangen in den Wald, finden zwar Wegwarnungen, aber kein Kammszeichen. Wir schütteln die Köpfe wie die hochgelehrten Prüfer bei den Antworten des Kandidaten Jobbes und vermuten, daß unser Weg um den Berg herumläuft, wie wir aus der Generalstabskarte schließen zu dürfen glaubten. Endlich jehen wir in der Ferne ziemlich hoch über uns eine Bank; das läßt unsere Hoffnung wieder aufleben. Ein schöner, mit Basaltsteinen gepflasterter Weg führt uns den Berg empor. Die Buchen waren uns hoch erfreulich. Es kostete aber doch viel Mühe und Schweiß, auch Ärger, weil wir die blaue Marke nicht fanden. Endlich waren wir oben auf dem Gipfel des Berges, man möchte es wohl eher einen Rücken nennen oder doch eine Kuppe. Natürlich fragten wir in der Bergwirtschaft sofort nach dem blauen Kamme und erhielten die Auskunft, die Zeichen seien vorhanden, sonst müßten sie von den Kindern weggerissen worden sein. Wo denn der Kammweg weitergehe? Er müsse doch über Hasel nach Kamnitz gelegt sein? Nein, nein, über Kamnitz gehe er nicht, sondern über Limpach! Wir waren wie aus den Wolken gefallen. Meine sämtlichen Vorarbeiten waren für Kamnitz zugeschnitten. Kamnitz stand im Programm. Auch konnte ich nicht begreifen, daß die Kamnitzer Abteilung des Gebirgsvereines eine für die Stadt so wichtige Änderung zugelassen habe. Ich

¹⁾ Erz., XXII, 39, 40.

wurde mißtrauisch. Das Bergfräulein war sonst sehr freundlich und be-
redt, wir sprachen über allerlei, aber über den Kammweg konnten wir
nichts Triftiges erfahren. Sonderbar, dacht' ich. Der Gebirgsverein für
die böhmische Schweiz, der den Aussichtsturm auf dem Kaltenberge erbaut
und in löblichster Weise einen so schön gepflasterten Weg mit Ruhebänken
auf den Berg hinauf gebaut hat, sollte seinen eigenen Ausichtsberg vom
Kammwege ausschließen, während der Tannenbergr und die Lausche auf-
genommen sind, während der Hochwald vom Kammwege geradezu gehälftet
wird! Das wollte mir nicht in den Kopf.

Der Aussichtsturm, von dem wir soeben sprachen, ist von Eisen.
Die Aussicht von demselben wird sehr gerühmt. Ich habe auch seinen
Vorgänger gekannt, wenn man auch bei Türmen von Vorgängern reden
darf. Ungefähr im Jahre 1855 wurde auf dem Kaltenberge ein Holz-
turm erbaut, welcher sehr hoch war.¹⁾ Die Stiege lief von außen — an-
geblich siebenmal — um den Turm herum. Tätig bei der Erbauung
war Zimmermann Fiegel, der ganz weitläufig zu unserer Verwandtschaft
gehörte und auch an der Balzhütte gebaut hat. Seine Familie hatte vom
Blitze viel zu leiden. Zuerst wurde seine Tochter vom Blitze erschlagen,
später auch sein Sohn, und endlich ist seinem Enkel auch das Haus ab-
gebrannt, das er von Vater und Großvater überkommen hatte.²⁾ Das wird
selten in einer Familie vorkommen.

Den Holzturm des Kaltenberges habe ich öfters besucht, zuerst im
Jahre 1856 mit meinem trefflichen Lehrer, dem Markersdorfer Kooperator
Karl Tokauer, der später als Pfarrer in Schönwald bei Joachimstal ge-
storben ist. Es war mir nicht mehr vergönnt, ihn wiederzusehen, obwohl
ich das Pfarrhaus in Schönwald zu seiner Zeit besuchte.

Jenem ersten Ausfluge auf den Kaltenberg folgten andere in großer
Gesellschaft, bei denen es sehr lustig herging. Männlein und Weiblein
wetteiferten in harmloser Fröhlichkeit, denn in Kamnitz gab es in den
Ferien allezeit ein lustiges Völklein. Vorbei! Vorbei! Franz Worn,
der den Anführer und sozusagen den Kapellmeister machte, ist längst ge-
storben, und vor nicht langer Zeit ist auch Dr. Hans Klaus in jene
Welt hinübergewandert, in welcher wahrscheinlich keine Ausichts-türme
gebräuchlich sind.

Der schöne Holzturm auf dem Kaltenberge stand nicht allzu lange
und mußte schon im Jahre 1865 abgetragen werden, obwohl er mit ge-
ringen Kosten hätte wieder hergestellt werden können, da nur einige Teile
schadhaft waren. Im April 1888 wurde dann mit dem Baue des Eisen-
turmes begonnen. Doch mußten zunächst gewaltige Schneemassen bewältigt
werden, ehe der Baumeister J. Dittrich aus Hasel mit dem Baue der
Fundamentpfeiler beginnen konnte.³⁾ Die Einweihung des Turmes⁴⁾ er-
folgte⁵⁾ noch in demselben Sommer (15. Juli). „Eine wundervolle Rund-
sicht tat sich da auf“, schreibt ein Berichterstatter. „Da lag das herrliche
Deutschböhmen mit seinen Bergen und Hügeln, mit seinen industriereichen
Städten und Dörfern ausgebreitet. Man blickte über die zahllosen Kluppen

¹⁾ Tour.-Rtg., I, 214, 215. — ²⁾ Erz., XVI, 311. — ³⁾ Tour.-Rtg., III, 105. —

⁴⁾ Beschreibung des Turmes: Erz., XVII, 277, 278. — ⁵⁾ Erz.-Klub, XI, 331.

der böhmischen Schweiz bis hinüber zu den Bergrücken des Erz- und Mittelgebirges und bis zum Riesengebirge. Und zu den Füßen, da breitete sich ein reich belebtes Bild bis zum Elbetale aus, da lagen die Fabriksstädte Kamnitz, Kreibitz, Steinschönau und unzählige Ortschaften im dunklen Grün der Bäume: „Wie bist du so schön, mein Heimatland, wie verdienst du all die Liebe, die deine Bewohner dir leihen!“ Wir sagen nicht zu viel, wenn wir die Aussicht vom Kaltenberge jener des Willechäuers und der vom hohen Schneeberge gleichstellen“. Ein anderer Berichterstatter versichert, daß die Aussicht wohl zu den prächtigsten in Nordböhmen gezählt werden kann. „Kenner und weitgereiste Touristen nennen die Aussicht eine der schönsten der böhmisch-sächsischen Schweiz und stellen sie sogar über jene des hohen Schneeberges.“¹⁾

Bedeßfalls begreifen wir auf dem Kaltenberge, wenn wir die wunderherrliche Aussicht betrachten, die wehmütigen Klagen des Ugersdorfer Sängers:

Den Berg hinan eil' ich mit rüst'gem Schritte
Auf Waldespäden, mir so wohlbekannt,
Ein Wunder schaue ich bei jedem Tritte.
Ich bin am Ziel, es liegt vor mir das Land —
Das Land der Sehnsucht vor mir ausgegossen!
Dort ragen Heimatsberge Knauf an Knauf,
In Tälern ruh'n die Dörfer eingeschlossen,
Dort in der ferne blitzt die Elbe auf.
Ich will hinunter, in die Hütten treten,
Will hören, wie vor Jahren, Jahren auch,
In traurer Mundart sprechen, scherzen, beten,
Will seh'n, wie fest man hält am alten Brand. — —
Ach, nur in seligen Nächten träumen
Kann ich von Dir, geheiligtes Land:
fern muß ich Deinen Gefilden säumen,
Strecke nach Dir vergebens die Hand.²⁾

Der Turm mit seiner herrlichen Aussicht ist 162 *m* hoch und ragt daher 751.2 *m* über den Meerespiegel, und 92 Stufen führen über eine Wendelstiege auf die Plattform des Eisengerüstes.³⁾ Die Kosten betragen ungefähr 7000 Kronen.⁴⁾ Ubrigens war der Kaltenbergturm nicht der erste Eisenaussichtsturm in Nordböhmen, da schon im August 1887 ein solcher auf dem Seibthübel bei Gablonz aufgestellt worden war.⁵⁾

Der Kaltenberg ist hauptsächlich mit Fichten, Tannen und Buchen bewaldet. Unter den Tannen hat es oft Niesenbäume gegeben. Pescheck erzählte schon im Jahre 1823, daß bei Kreibitz kürzlich eine Tanne von außerordentlicher Größe gefällt wurde, welche 25 Klafter Holz gab und 340 Jahre alt war.⁶⁾ Die „Fürstentanne“, welche am nordöstlichen Abhange des Kaltenberges stand, verlor schon im Jahre 1812 ihren Gipfel durch einen Sturmwind, widerstand aber dem „großen Winde“ von 1833, welcher in Nordböhmen so viele Wälder niederwarf, allein die vordringende Fäulnis nötigte endlich doch zur Abstockung, welche am 27. August 1858 erfolgte. Der Umfang bei 8 *cm* Stockhöhe betrug

¹⁾ Erz., XI, 332. — ²⁾ Hans R. Kreibitz: Erz., XXIII, 373, 374. — ³⁾ Erz., XI, 331. — ⁴⁾ Tour.-Ztg., III, 133. — ⁵⁾ Tour.-Ztg., III, 132, 153. — ⁶⁾ Erz., VI, 326.

7·9 m, ihre Höhe — ohne den Wipfel — 50·25 m. Die Schaftholzmasse ergab 47·38 F.-M. Dazu kamen 4 R.-M. Astholz. Der Stock brachte 2·5 R.-M. Scheitholz und 9·5 R.-M. Wurzelholz. Wegen der Fäulnis und Wipfeldürre konnten nur 31 F.-M. als Nutzholz verwendet werden. Die Reineinnahme für die „Fürstentanne“ betrug 269·85 Gulden. Das Alter, welches durch Abzählen der Jahresringe ermittelt wurde, ergab 380 Jahre. So alt und riesig war diese Tanne, von welcher sich das Volk noch lange Zeit verschiedene Sagen erzählte, insbesondere daß vom unteren Stamm-Ende eine dünne Scheibe abgesägt und durch einen eisernen Reifen zusammengehalten worden sei, ebenso daß Leute auf dem Stocke paarweise getanzt hätten.¹⁾ Noch am 13. November 1888 wurde am Kaltenberge eine Tanne gefällt, welche vielleicht die stärkste und älteste Nordböhmens war. Der Stammumfang betrug am Stocke 4·75 m, das Alter wurde von Fachmännern auf nahezu 500 Jahre geschätzt.²⁾ Das war wohl ein wenig überschätzt, wenigstens wenn man das nachgewiesene Alter der „Fürstentanne“ vergleichen will.

Von den Bäumen zu den Baumsagen ist kein besonderer Sprung. Im Rahlberge kam einmal ein reisender Handwerksbursche zu einigen Holzmachern. „Ach“, sagten die durstigen Holzarbeiter, „wenn Euer Bündel lieber ein Fäßchen Bier wäre!“ — „Wenn Ihr Durst habt“, sagte der Bräuerbursche, „ich könnt' Euch recht gerne helfen, wenn man nur von hier aus ein Bräuhaus sehen kann.“ — „Das Rammiger Bräuhaus können Sie sehr gut sehen, wenn Sie nur ein wenig weiter herkommen wollen.“ — „So brauch' ich nichts als ein Böhrel und ein Töpfel.“ Man reicht ihm beides. Er bohrt einen Buchenstamm an, und wunderdar, es floß das beste Bier heraus!³⁾ Als nun alle des Bieres satt waren, hat der Bräuerbursche mit einem Pflöckel das Loch wieder verspundet. Da meinten die Holzarbeiter, daß es doch wenig bedeuten könne, ob das Bohrloch offen oder verspundet sei. — „Ich kann doch dem Rammiger Bräuer nicht das ganze Faß auslaufen lassen.“ So sagte der Bräuerbursche und ging weiter.⁴⁾

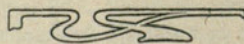
Das seltsame Bier vom Baume erinnert mich an eine zweite Sage, welche in der Gegend von einem Holzhauer erzählt wurde, der im Walde immer trockenes Brot aß und sich dann von den andern entfernte. Einmal ging ihm ein Zweiter nach und sah, daß er seine Art in einen Stock schlug, daran ein wenig sog und hierauf Milch aus der Art in einen darunter stehenden Topf laufen ließ. Er hatte, wie es am Tage lag, diese Milch durch Hexerei der Kuh eines Nachbarn entzogen. Als er sich aber entdeckt sah, sagte er: „Sei still, du kannst mittrinken.“⁵⁾ — Eine ähnliche Geschichte wird vom Rotkopf aus Philippsdorf erzählt. Dieser war einmal mit anderen Holzmachern in den Kaltenberg Stöcke roden gegangen. Es war Sommer, es herrschte eine drückende Hitze und die Holzmacher „queierten“⁶⁾ vor Durst. Insbesondere hätten sie vom Leben

¹⁾ Erz., I, 116, 117; XV, 267, 268. — ²⁾ Erz., XII, 156. — ³⁾ Man mag sich gern an die bekannte Szene in Auerbach's Keller erinnern. Es ist aber doch merkwürdig, daß manche Bäume wirklich ein hierähnliches Getränk erzeugen. Erz., X, 139. — ⁴⁾ Erz., II, 135. — ⁵⁾ Erz., I, 132. — ⁶⁾ klagten, jammerten, winselten.

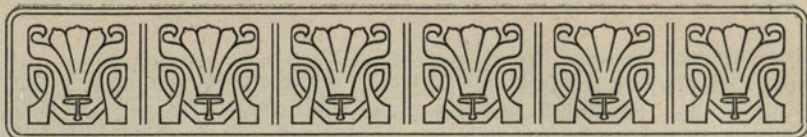
gern Milch gehabt. Da sagte der Rotkopf: „Ich wollt' Euch wohl Milch besorgen, wenn meine Alte die rote Schecke noch nicht gemolken hätte.“ Er nahm also seine Art, schlug sie in einen Stock und molf daran, daß die frische Milch in eine Schüssel, die er darunter hielt, hinein gelaufen ist. Alle konnten sich nach Gefallen satt trinken, aber wer möchte behaupten, daß diese Milch wirklich von der roten Schecke stammte und nicht etwa einer Nachbarkuh abgeheert war? Wer solch Ding kann, dem ist nicht mehr viel zu trauen.¹⁾

Doch da ist mir noch eine Sage eingefallen. Ein gewisser Brauschke aus Hasel ging einmal des Nachts in den Kaltenberg, um sich ein „Stiefkind“ zu holen. „Stiefkind“ heißt nämlich der schwächere von zwei Stämmen, welche auf einem Stocke gewachsen sind. Es gibt Leute, welche auch in größeren Wäldern jedes Stiefkind kennen. Ein solches Stiefkind also wollte Brauschke sich holen. Als er aber eine Weile gesägt hatte, stand vor ihm der Nachtjäger, welcher lange Stiefel, weiße Hosen und einen grauen Rock trug. Auf dem Kopfe hatte er einen grünen Hut mit einer Feder, auf dem Rücken trug er ein Gewehr, und ein kleines Hündchen stand neben ihm. Der Nachtjäger pfauchte dem Manne aus Hasel in's Gesicht, der Hasler aber nahm schnell seine Säge und lief spornstreichs nach Hause, wo er ganz kreidebleich sein Erlebnis erzählt hat.²⁾

Es ist gegessen und getrunken, die Ansichtskarten sind geschrieben, mein Begleiter hat sogar ein Bild des Fräuleins mit seinem Taschenapparate aufgenommen, wir haben auch gezahlt und können somit abkommen. Und nochmals erörtern wir die Kammweg-Angelegenheit mit dem Bergfräulein. Sie versicherte, daß die Kammzeichen bereits vorhanden und bei ihr aufbewahrt seien. Sie könnten aber jetzt nicht besorgt werden, weil die Mitglieder der Hasler Abteilung teils verreist, teils auf dem Felde beschäftigt seien. Noch vor dem Herbst wolle sie selbst dafür sorgen, daß die Zeichen angebracht würden. Und wenn man ihre Rede mit ihrem verschiedenen Wesen verglich, so schien sie wohl die Person zu sein, ein solches Versprechen wahr zu machen. Gleichwohl war ich erit teilweise überzeugt. Auch handelte es sich für uns nicht bloß um die Zeichen bis auf den Berg, sondern auch wie der Kammweg weiter sich fortsetze. So beschloß ich noch weiter zu fragen. Aber wir wurden deshalb nicht klüger als wir waren. Der Weg sei in Limpach bezeichnet. „Über Kaltenbach?“ So fragt' ich. — „Nein! Da unten in Hasel geht's nach Limpach.“ — Jetzt war ich innerlich fest überzeugt, daß uns das Fräulein zum Besten hätte. Doch beschloffen wir einen Abweg zu wählen, den uns das Fräulein zeigte und der uns nach Kaltenbach bringen sollte und im Falle unseres Wunsches uns auch nach Dittersbach hätte bringen können. Diesen Weg schlugen wir ein. Grüß' dich Gott, du schöner Wald! Kaltenberg, Adieu!



¹⁾ Erz., II, 136. — ²⁾ Erz., IV, 250.



Über die Kolde.



ein wir zum Abstiege vom Kaltenberge denselben Weg gewählt hätten, auf welchem wir hinaufgestiegen waren, so hätten wir über Hasel und die Kolde nach B. Rannitz gelangen können. Gebürtig aus Oberhaid war Herr Franz Freidl, Edler v. Hasenbrunn, der sich im Laufe eines vieltätigen Lebens vom Hasler Bauernsohne zum reichen Fabriks- und Herrschaftsbesitzer aufgeschwungen hatte. Ich besitze von seiner Hand noch ein Schreiben, welches mir anlässlich der Herausgabe des Spitzbergalbums zuing. Ich schätze diesen Brief um so höher, weil es sehr zu verwundern ist, daß der vielfache Millionär, der so viel Schreiber und Buchhalter beschäftigte, den Brief dennoch vom ersten bis zum letzten Buchstaben mit eigener Hand geschrieben hat.

Hasel liegt an den Lehnen eines Grundes, der vom Sattel zwischen dem Auberger und Kaltenberge sich ziemlich starken Gefälles gegen SW hinabzieht. Durch diesen Grund rinnt ein Bächlein, das von einer Dorfstraße begleitet ist, welche sehr rasch und steil abfällt. Die Häuser sind zumeist in schattiges Laubgehölz eingebettet. Auch gibt es darunter manch ein auffälliges Gebäude. So haben wir, wenn wir von oben kommen, zur rechten Hand ein Gehäuse, dessen Giebelseite völlig von wildem Wein bedeckt ist. Links aber finden wir ein Haus, über dessen Tür ein Erker vorpringt, aber unten ganz offen ist wie ein Wagenschuppen. Weiterhin gibt es ein recht hübsches, meist aus Holz erbautes Haus mit einem Mansardendache und sehr vielen Fenstern im Oberstock. Am schön verzierten Türstocke steht die Jahreszahl 1832. Unterhalb des schmucken Schulgebäudes, zu dessen Erbauung der vorgenannte Fabriks- und Herrschaftsbesitzer eine bedeutende Summe widmete, steht eine Schmiede mit einem Gange über der Türe. Der Giebel ist recht zierlich wie auch bei einigen andern Häusern.

Indem wir so durch die Talmulde herabwandeln, erreichen wir die Kaiserstraße. Gegenüber steht ein großes Wirtshaus, wo wir vor vielen Jahren einmal einkehrten und im Kegelhäuschen, wenn ich mich recht erinnere, oder doch in einer Gartenlaube uns niederließen. Mein Freund F. Worm war dabei, ebenso Prof. Rud. Walda, der jetzige Oberrealschuldirektor und Obmann des Nordböhmischen Exkursionsklubs, dessen Gründung damals noch nicht einmal in Aussicht genommen war. Wir sprachen, wie es sich leicht erklären läßt, von dem Gefechte bei Oberhasel, für welches ich schon sehr früh großes Interesse besaß. „Das wird jetzt ganz genau erforscht werden“, sagte der Wirt. Wir sahen einander an, und mir lief ein Arger über die Leber. Denn es verdroß mich, daß ein Anderer mit einer Kuh ackern wollte, die ich schon seit Jahren als mein Eigentum betrachtet hatte. „Wer erforscht es denn?“ fragten wir. Und da antwortete der Wirt, daß ein Leipziger Professor sich mit der Sache befaße. Wir sahen uns wieder an, aber diesmal lachten wir, denn dieser Professor war ich offenbar selber. Und der Wirt freute sich, mich kennen zu lernen, wie er sagte. Denn vor wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen haben bei uns viele Bewohner eine große Achtung. Wenn sie auch kein Buch kaufen, so denken sie doch, es müsse etwas besonderes sein, ein Buch zu schreiben.

Das Beste war, daß uns der Wirt über das Preußengefecht noch sehr viel erzählte, was ich leider nicht aufgeschrieben habe. Denn ich legte damals auf gedruckte Quellen ein sehr großes, auf die Reden und Sagen des Volkes ein sehr geringes Gewicht. Genau erinnere ich mich noch an die Rede des Wirtes, daß in der Nähe seiner Schankwirtschaft, wo jetzt die Straße geht, viel Preußen gefallen und viel Tote begraben seien.

Aus dem Wirtshause gingen wir damals nach Oberhasel, wo wir bei einem Hirschbauer einsprachen. Ach, da hörten wir Allerlei. Im Hofe stand eine lange Milchmulde, in welcher die Milch kühl gestellt war. Das Holz zu dieser Milchmulde sollte von einer preußischen Schiffbrücke herrühren. Auch sei in der Scheuer noch Schiffsbrückengehölz vorfindig, das aber zur Zeit wegen des Getreides nicht zugänglich war. Auf die Scheuer selbst — die Wirtin wies dabei mit der Hand auf das Dach — hatten die Preußen mehrere Pechkränze geworfen, die aber zum Glücke keinen Erfolg hatten. Die Pechkränze erloschen und wurden später auf dem Strohdache gefunden, die Scheuer blieb stehen. In dem zum Gute gehörigen Walde habe man noch vor nicht langer Zeit bei der Rodung eines Baumes einen großen Haufen Kugeln gefunden, die von jenen Kämpfen herstammten. Drei von diesen Kugeln gab mir die Bäuerin. Ich betrachtete sie recht andächtig. Sie sind an Größe und Gewicht verschieden. Ich besitze sie noch.

Mit großem Danke verabschiedeten wir uns von der Bäuerin, die uns nach der Sitte unserer Gegend nicht bloß durch ihre Erzählungen seelisch erfreut, sondern auch mit Butter und Brot leiblich gestärkt hatte. Ich will nur noch bemerken, daß ich seit jener Zeit das Hasler Gefecht wohl immer aufmerksam im Auge behalten und mancherlei Einzelnes darüber veröffentlicht oder aus anderer Feder abgedruckt habe, jedoch niemals

dazu gekommen bin, den Gegenstand übersichtlich, zusammenhängend und vollständig zu behandeln. Wird auch nicht sobald geschehen, da mir einzelne Nachrichten, die ich gesammelt hatte, außer Acht gekommen sind.

Unmittelbar unter der Straßenschenke, in welcher ich einst auf die Bedeutung meiner Forschungen aufmerksam gemacht wurde, steht ein Haus mit einer Art Röhrbrütte. Hier gibt es zwei Wasserausläufer. Das Wasser des oberen fällt in ein großes Faß, das des unteren in einen kleinen Hochteich, dessen Dämme ringsum künstlich aufgebaut sind. Hier haben wir doch wohl ein Zeichen von Wasserreichtum in dieser gesegneten Gegend. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch des vortrefflichen Trinkwassers in dem oberwähnten Hildisch-Gehöfte. Angeblich sollte es gegen Sicht „sehr bewährt“ sein. Ubrigens hat mir ein tüchtiger und hochgeachteter Arzt schon vor Jahren gesagt, daß Oberhafel und Sonneberg bei Leipa zu Sommerfrischen überaus geeignet seien.

Unterhalb des Dorfes Hafel steht nicht weit von dem letzten Hause der rechten Seite ein Kreuzifix aus Blech mit einem Holzkreuz. An der Seite ist ein Engel, der das Blut auffängt, welches aus der Seitenvunde des Heilands fließt. Unten befindet sich ein Bild der Muttergottes, oben Gott Vater und ganz oben der „Name Jesu“ in einem Strahlendreieck. Alles ist wieder neu gemalt und gar nicht übel. Mehrere frische Kränze zeugen von der für das Kreuz herrschenden Verehrung. Und wenn ich nicht sehr irre, so ist dies das „grüne Kreuz“, bei welchem so harten Kampfes gestritten wurde.

Wirklich erzählte mir Herr Förster Schindler in der Balzhütte (1889), daß ein alter Totengräber aus der Kemner'schen Familie „bei dem grünen Kreuze, wo der Weg nach Kummersdorf abgeht,“ eine Kriegskasse gefunden habe. Derselbe Gewährsmann erzählte, daß ein Hasler Bauer mit seiner Magd in den Kaltenberg gegangen war. Da sah die Magd während des Reehens zwei „Dinge“ kreuzweis übereinander liegen und rief dem Bauer. Dieser meinte, es möchten hier wohl Soldaten vom Preußenkriege begraben sein, denn die beiden „Dinger“ waren zwei Bajonnette. Bald darauf kam ein Invalide und erzählte, daß an einem Orte, wo zwei Bajonnette stäken, eine Kriegskasse verborgen sei. Man ging alsdann an den Berg hinaus und man suchte und suchte, man hat aber die Stelle nicht mehr finden können.

Wir könnten nun recht gern die Straße über Oberkammitz nach B. Kammitz verfolgen und dabei viel Merkwürdiges sehen und erzählen, aber es ist doch wohl besser und der Überschrift dieses Kapitels entsprechender, rechter Hand in den Wald einzubiegen und den Weg „über die Rolde“ zu wählen. Auf sandigen Pfaden gelangen wir in die Nähe der Rolde. Ein Börnlein am Wege lassen wir unbeachtet; es soll, wie ich behaupten hörte, kein gesundes Wasser geben. Nach der rechten Seite liegt der mit Wegen, Brücken, Stiegen und Geländern wohl versehene „Brandfelsen“. Wir lassen ihn seithalben liegen und wenden uns links, zunächst zum „Brüderaltare“. Er liegt in der Waldeinsamkeit. Hier sind mitten in einem dunkeln Hain die Stationen des Kreuzweges und ein Altar, der im Jahre 1887 umgebaut und eingeweiht wurde. Vor dem

Brüderaltare steht eine Statue: St. Johannes v. Nepomuk (1718) und eine zweite: Anton v. Padua (1765). Beide Statuen mögen wohl früher einen anderen Standort gehabt haben. Auch ist auf einer Tafel zu lesen, daß der Brüderaltar zur Reformationzeit den Katholiken zu geheimen Zusammenkünften und Andachten gedient habe,¹⁾ wofür die Belege in Pirna zu finden seien. Das scheint mir aber weit mehr eine fromme Legende als Wahrheit zu sein. An und für sich wäre es ja wohl möglich, daß die wenigen Anhänger des Katholizismus sich im Walde zusammenfanden, aber der Name „Brüderaltar“ gibt zu denken. Nicht die Katholiken werden sich „Brüder“ genannt haben, sondern die Anhänger einer protestantischen Sekte. Die „böhmischen Brüder“ sind bekannt. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß, wie ich einmal gelesen zu haben glaube, der berühmte Comenius, ein aus Reichenau an der Adler gebürtiger Czeche, als er das Böhmerland verlassen mußte, über B. Kamnitz ins Ausland und ins Elend gegangen sein soll.

Jedefalls verdient der Brüderaltar, ob er nun diesen oder jenen Ursprung hat, neben dem Betgraben bei Schwoyka und anderen Waldandachtsstätten Nordböhmens in Ehren genannt zu werden. Wir aber steigen jetzt auf die „Nolde“, wobei unterwegs noch manche Erdbeere gepflückt werden kann, die meinen diesmaligen Begleiterinnen recht gut und lecker schmeckt, wie die Jüngste versichert.

Wir erzählte ein bejahrter Bürger von Kamnitz, der nun auch schon längst verstorben ist, folgendes Geschichtchen. Als mein Großvater, sprach er, als Knabe hinter die Nolde auf die Tränke stellen ging, da kamen des Abends plötzlich drei große Stück Vieh auf ihn zu. Angstvoll ergriff er die Flucht und stürzte gegen die Stadt. Auf der Schützenbrache sah er sich immer wieder um, ob sie ihm nicht nachkommen würden. Als er endlich glücklich heimkam, so erzählte er sein Erlebnis. „Ei, du dumme Kerl, das waren ja die Hehe!“ Daß auch die Wildschweine in dieser Gegend nicht so selten waren, daran erinnert noch der bei den Dorfleuten übliche Name „Säuheede“. Diese „Heide“, eine Berglehne, an welcher einst auch Hehe gehegt worden sein sollen, gehört heutigen Tages zu den schönsten Vororten der Stadt.

Die Nolde ist ein nadelförmiger Basaltfels (477 m), welcher gegen Kamnitz schroff abfällt. Das Gestein erweist sich bei der wissenschaftlichen Untersuchung als sehr feinkörnig. Über das „Quersfelbad“ oder die „Quersfelpfanne“ erreicht man die durch ein Eisengitter geschützte „Aussicht“, welche im Jahre 1879 zugänglicher gemacht wurde als sie es bis dahin gewesen war.²⁾ Der Blick auf die Kreuzstadt Kamnitz ist einzig. Auch Steinschönau ist nach seiner ganzen Ausdehnung zu übersehen. Der Kaltenberg, der Kleis, der Kohnberg, der Gelsch, der Willesehauer, der Tetschner Schneeberg und der Winterberg sind Hauptziele für diese Aussicht. Die Dittersbacher Felsen mit Hohenleipa, Stimmersdorf und Kamnitzleiten sind nicht zu vergessen. Besonders schön und offen liegt die Landschaft auf der Abendseite.

¹⁾ Dr. Pantzschel: Tour.-Z., p. 160. — ²⁾ Exf., III, 46.

Wie schon der Name „Zwergenbad“ verriet, bildet die Molde den Mittelpunkt eines ganzen Sagenkreises. Insbesondere war die Molde eine Heimstätte der Zwerge. So haben die Zwergel von der Molde einmal einem Weibsbilde einen Korb voll Laub gegeben. Doch das Weibsvolk dachte: „Was soll mir das Laub?“ Sie schüttete also das Laub aus und ist mit leerem Korbe fortgegangen. Es waren jedoch zwei oder drei „Läubel“ im Korbe hängen geblieben, und als das Weibsen heimkam, waren es lauter Dukaten. Nun ist das Weibsvolk freilich wieder an den Ort hinausgegangen, wo sie die Zwergel gesehen hatte, aber von dem weggeschütteten Laube ist nichts mehr zu sehen gewesen.

Auch zu einer „Kürtin“ (Kuhhirtin) bei Ramnitz ist ein Quertel von der Molde gekommen und hat ihr eine Spille voll Garn gesponnen. Und wie die Kürtin heimkam, da konnte sie weisen, so viel sie wollte, die „Spillvoll“ hat nicht abgenommen. Weil es aber gar so lange dauerte, rief endlich die Kürtin: „Das verfluchte Garn hat auch kein Ende!“ Im selben Augenblicke ist das Garn von der Spille auf einmal weg gewesen.

Auch in Oberkammitz sind die Zwergel, welche auf der Molde wohnten, sehr oft eingekehrt und haben oft, um sich zu wärmen, in einem Bauernhause auf dem Backofen geessen. Desgleichen pflegten die Zwergel des Nachts sehr gern auf dem „Zwergelsteige“ an der Molde auf und ab zu gehen. Wohl haben die Nachbarn den Steig oft mit Gesträuch und jungen Fichten verlegt, aber am nächsten Morgen war der Steig doch immer wieder rein und glatt. Und so dauerte das Leben der Zwergel auf der Molde durch viele Jahre, bis ihnen die „Langschadel“ aus Kammitz die „Bräuspfaune“ auf der Molde verunreinigten, worauf die Zwergel aus der Gegend verschwanden. Und sie werden nicht mehr wiederkommen, so lange es „Langschadel“ in Kammitz gibt.

Nach anderen handelt es sich nicht um „Langschadel“, sondern um „Langhänse“. Wie der Schriftleiter Rob. Kögler schreibt, hat ein Schuster Namens Langhans aus Reid gegen einen Nachbar, welcher sich der besondern Gunst der Moldezwerge zu erfreuen hatte, das Biergebräu in der Moldepfanne durch allerlei Unrat verderbt, worauf die Zwerge aus der Gegend verschwunden sind und erst nach dem Aussterben des Geschlechtes Langhans wieder zurückkehren werden.¹⁾

Beide Familien (Langhans und Langschadel) sollen in Kammitz noch bestehen. Ich glaube aber, daß die Sage mit dem berühmten Bräuhausstreite zusammenhängt und eine Familie, welche vielleicht in diesem bösen Streite auf der herrschaftlichen Seite stand, für ihr Verhalten bestrafen sollte. Doch ist es eine altentmässige belegte Tatsache, daß Vizebürgermeister Sigmund Langhans 1663 im Arreste saß und 1665 im Arreste gestorben ist. Der Bürgermeister M. Helffer saß über sechs Jahre und starb bald nach seiner Entlassung am 25. Dezember 1667.²⁾

Ein Schüler erzählte, daß einmal eine Zwergin von der Molde zu seiner Urgroßmutter nach Kammitz kam und ihr über Winter spinnen half. Als nun aber die Zwerge wegen des Undankes der Bewohner aus-

¹⁾ Erf., XV, 351, 352. — ²⁾ Gust. Nowak: Erf.-Klub, XVI, 333—336.

wandern mußten, da kam die Zwergin zu der Ahne und überreichte ihr eine Spille Garn: „Solange Du nicht fluchen wirst, kannst Du von dieser Spindel weifen. Fluchst Du aber, so wird der Faden abreißen.“ Und so geschah es. Lange Zeit mochte die Spille nicht leer werden. Als aber einmal die Kinder aus der Schule kamen und großen Lärm machten, da schrie die Frau: „Ihr verdammten Kinder, wenn Ihr nicht gleich ruhig seid, so bekommt Ihr Schläge!“ — Raß! So zerriß der Faden an der Spindel — die Spindel war leer!

Mittlerweile waren die Zwerge fortgezogen. Doch in Tetschen konnten sie nicht über die Elbe. Da fragte der Zwergkönig den Fährmann, ob er die Zwerge überfahren könne, und was er für jeden Zwerg verlange: einen Kreuzer oder ein Gröschel.¹⁾ Der Fährmann sah die große Menge der Zwerge und verlangte für jeden Zwerg ein Gröschel. Er hoffte dabei auf einen großen Gewinn, allein er hatte sich durch seine „Gramhaftigkeit“ selber geschadet. Als die Zwerge eingestiegen waren, schien ihre Zahl dem Fährmann viel kleiner zu sein, als sie am Ufer gewesen war. Allein es hatten bloß Einige ihre Tarnkappen aufgesetzt und waren dadurch für den Fährmann unsichtbar geworden, so daß er sie nicht sehen und zählen konnte, weshalb sie auch nichts zu zahlen brauchten. Hätte er bloß einen Kreuzer verlangt, der weniger als ein Gröschel ist, so würden die Zwerge den Fährmann bei Heller und Pfennig bezahlt haben. Als aber die Zwerge am anderen Elbeufer ausgestiegen waren, sollen sie gesagt haben: „Wir kommen nicht mehr in dieses Land, bis es hat eines Königs Hand.“²⁾

Wir steigen nun von der Molde zu Tale und gelangen zur „Vogelstange“ und zum „Schützenhause“. Beide liegen zwischen dem Jungferberge und dem Galgenberge. An der Lehne des Jungferberges haben wir in der alten „Butte“, bis sie durch einen Sturm zerstört wurde, durch manche Stunde vergnügt und gesellig getrunken und gesungen. Auch saßen oder hockten wir als Kinder beim Pflingtschießen an derselben Lehne zwischen dem Jungholz und freuten uns kindisch und königlich über den Flug der Pfeile und die hölzernen Vogelfedern, welche nach einem guten Schusse aus der Höhe niederrauschten.

Auf dem Galgenberge soll noch zu meiner Zeit das Hochgerichtsgemäuer gestanden sein, doch hab' ich es selber nicht mehr gesehen. Bis zu diesem Galgengebäu kam einst „Rüth Suschen“ und sprengte schließlich auf einem Räuberpferde in die Stadt zurück, wo man auf dem Ringplaze noch jetzt das sagenhafte Malzeichen ihres Heldenrittes sehen kann, einen hufeisenähnlichen Stein von rötlicher Farbe, der zwischen dem übrigen Pflaster jedem Fremden auffallen muß.

Am Fuße des bewaldeten Hügels steht ein Tisch, woselbst uns die Freifrau v. Liliencron eine von ihren Erzählungen vorlas, während ihr Gemahl eine ihm von seinen Parteifreunden im preußischen Abgeordneten-hause gewidmete Tabakbüchse in den Händen drehte. Es folgte ein heiteres Abendessen im „silbernen Stern“, und als die Hochsommernacht völlig

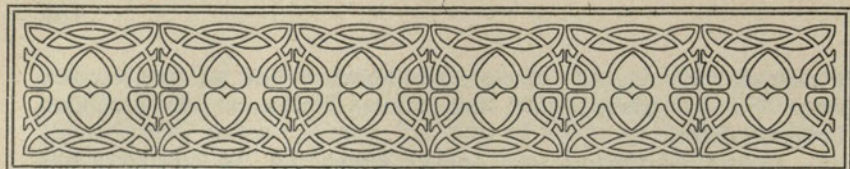
¹⁾ Zwei Gröschel waren 3 Scheinkreuzer, also ein Gröschel $1\frac{1}{2}$ Scheinkreuzer, demnach etwa 1 Neukreuzer oder 2 Heller. — ²⁾ Exl., VI, 195—197.

hereinbrach, fuhr ich auf dem Herrschaftswagen, den der Freiherr von seinem Gute mitgebracht hatte, mit meiner Begleiterin zum heimischen Dorfglöckenhause.

Gabriel Bizelsberger, ein großer Freund des Volkstümlichen und ein tüchtiger Pflanzenkenner, der leider ein trauriges Ende nahm, hat zahlreiche Noldensagen veröffentlicht, wovon einige auf die Vogelstange sich beziehen. Ich will von der Teufelsbeschwörung mittelst des Christophornsgebetes ebenso schweigen wie über den feurigen Drachen, der dem alten Hütterlorz zur Schnittzeit auf dem Felde erschien, und von der Mutter, welche am Charfreitage mit ihrem Kinde die Nolde bestieg und die Noldenpfanne offen fand, viel Geld aufrastete und darüber ihr Kind vergaß, will ich nichts weiter erzählen, weil ungefähr dieselbe Geschichte von sehr vielen Bergen erzählt wird, aber den „Bieresel“, der früher im Schützenhause unter der Nolde gehaust hat, kann ich nicht übergehen. Er trank des Nachts den Überrest des Bieres, den die Gäste in den Gläsern und Pinten hatten stehen lassen. Wenn er aber nach dem Abgange des letzten Gastes keine Bierneige mehr fand, dann wurde er fuchsteufelswild und verübte allerlei Schabernack. Daher überließen ihm die Gäste gern eine Reige, damit er zu trinken hätte. Übrigens war bei der Vogelstange des Nachts auch ein großer, schwarzer Pudel zu sehen. Seine Augen waren ganz feurig und so groß wie ein Käsenapf. Auch waren Speichen darin wie in einem Wagenrade.¹⁾ Bei der Nähe des Rabensteines auf der Galgenhöhe wird ein solches Gespenst nicht allzu auffallend sein können. Es bedarf übrigens nicht gerade der Nachtzeit, um zu sehen, was man nicht sehen will. Ich bin einmal als Hochschüler am hellen Vormittage über die Stufen vor dem Schützenhause hingestürzt und slog unten auf die Steine, daß mir Hören und Sehen verging. Als ich wieder zu mir kam, war Gesicht und Hand beschunden, die Brille zerschlagen und das Beinkleid zerrissen, so daß ich mich — es war noch dazu ein Festtagvormittag — auf Umwegen in die Heimat schleichen mußte, daß ich mir recht wenig gesehen werden möchte. Damit war die wunderbare Aussicht, welche man auf der Terrasse vor dem Schützenhause genießt und von Kennern und Naturfreunden beiderlei Geschlechtes oftmals loben hört, für den Augenblick recht teuer bezahlt, was mich aber nicht hindert, dieselbe allen Freunden landschaftlicher Schönheit zu empfehlen. Und ich empfehle den Weg „über die Nolde“ allen Wanderern, welche bei den Wald- und Berggenüssen des Kammweges zur Abwechslung auch einmal die Annehmlichkeiten des Stadt- lebens genießen wollen. Man bedarf keiner vollen Stunde, um von Kamnitz über Kunnersdorf auf den Kammweg zurückzukommen.



¹⁾ Grl., III, 47.



Über die Dörfer.

Dempfohlen habe ich den Weg über Hasel und die Molde nach Böhm. Kamnitz, und ich tat es mit gutem Gewissen. Gegangen aber sind wir einen andern Weg, den uns über unsern Wunsch das Bergfräulein zeigte. Wir gingen sehr steilab, und da meine Füße immer empfindlicher wurden, so ging es recht langsam

und für mich recht mühsam. Endlich wurde der Weg sanfter, aber das blaue Zeichen haben wir mit und ohne Brille vergebens gesucht. Es gab Zeichen, welche nach Dittersbach wiesen, aber keines, welches nach dem Rosenberge deutete. „Das Fräulein hat uns zum Besten gehabt“, sagte ich. Doch das war meinem Begleiter und Freunde nicht recht und er wollte es nicht glauben. Nun kamen wir nach Kaltenbach. Wieder kein Kammzeichen. Da fügte sich mein Begleiter, wenn auch widerwillig und mit Widerstreben, doch endlich meiner Ansicht, und wir blieben beide dabei, daß wir trotz des Junimonates in den April geschickt wären und daß der eigentliche Kammweg über Kamnitz führe. Kamnitz stand im Programm, über Kamnitz muß der Weg gehen! Freilich konnten wir nicht einsehen, warum das Bergfräulein sich einen solchen Scherz mit uns erlauben sollte, da unser Alter und unser Betragen gewiß keinerlei Anlaß gegeben hatten. Jedoch Tatsachen überzeugen besser als alle Grübeleien. Das hinderte uns aber nicht, die herrliche Gegend zu loben und die Dorfhäuser bezüglich ihrer Bauart zu mustern. Auch ist mir Kaltenbach überhaupt nicht gleichgiltig. Denn aus Kaltenbach stammte meine Urgroßmutter. Ihr Stiefsohn war es, dem ich in „Sängers Segen“¹⁾ ein bescheidenes Denkmal zu setzen bemüht war. Ob er jemals ein Sänger war, das weiß

¹⁾ Gzt., XIII, 275—277.

ich freilich selber nicht, aber sonst ist alles wahr. Daß er in einem großen Fluße erkrankt oder in die Sklaverei verkauft wurde, ist allerdings nur Familiensage, aber ganz unberechtigt wird diese Sage nicht sein. Jedefalls ist sein Stiefgroßvater ohne den Enkel in das Vaterland zurückgekehrt.

Bei Kaltenbach soll es eine Quelle geben, welche die Kraft besitzt, verschiedene Gegenstände wie Blumen und Sträuße mit Stein zu überziehen, wie es bekanntlich die Eigenschaft des Karlsbader Sprudels ist. Das Wasser, welches viel kohlensauren Kalk und viele Chloride enthält, ist trinkbar und keineswegs ungesund, aber ungemein hart. Angeblich soll die Quelle im strengen Winter nicht gefrieren.¹⁾ Bei Limpach aber sollen Granitfindlinge vorkommen.²⁾ Diese Behauptungen sind meines Wissens bisher noch nicht näher untersucht worden.

Zwischen Kaltenbach und Limpach liegt das „Limpacher Loch“. Als dort die Straße gebaut wurde, war ich ein Gymnasiast. Auf einer Wanderung in das Niederland, wo ich Verwandte und auch Mitschüler besuchen wollte, kam ich an den Ort und wurde alsbald von den Wegarbeitern „verstrickt“ oder vielmehr „verschnürt“. „Wir haben die Ehre und nehmen uns die Freiheit, „Ihnen“ einzuschnüren. Wir verschnüren auch Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen und auch noch andere große Staatsherrn.“³⁾ Ich weiß nicht, ob es gerade dieses Sprüchlein war, aber ähnlich war es. So mußte denn das arme Studentlein von seinem armeligen Reisegelede einen verhältnismäßig ansehnlichen und empfindlichen Teil hergeben, um aus der „Verschnürung“ loszukommen. Natürlich ist mir die Stelle, wo das geschah, unvergesslich geworden.

Die Straße, welche jetzt „über die Dörfer“ führt, ist allerdings kaum vierzig Jahre alt. Aber schon seit alten Zeiten hat hier eine Verkehrs- und Heeresstraße durchgeführt. Nach Erber's Karte von 1760 ging nämlich eine wichtige Straße von Gastorf über Raschowitz, Bleiswedel, Graber, Morgendorf, Oberpolitz, Sandau nach Rammitz und von hier über Kunnersdorf und Kaltenbach nach Kreibitz, alsdann über Schönlinde nach Rumburg, wo sie sich mit der Leipziger Straße vereinigte. Letztere kam von Melnik über Liboch, Zebus, Augezd, Wallach, Pablitscha, Dauba, Politz (Podlize), Popeln, Neuschloß nach Leipa und von hier über Jägersdorf, Pihl, Bürgstein, Rodowitz, Köhrschorf, Tollenstein, Georgental nach Rumburg und in die Lausitz. Letztere Straße wurde von den Preußen im Kriege von 1778 benützt, erstere aber von Wallenstein im Herbst 1633,⁴⁾ vom General Brown nach der Schlacht bei Lobositz (1756) und wenigstens teilweise auch vom Prinzen v. Preußen nach der Schlacht bei Rolin (1757). Teilweise deckt sich auch mit dieser Straße Gastorf-Rumburg der Schludenauprager Botenweg. Dieser Botenweg kam von Prag über Liboch, Broßen, Sutorad, Bleiswedel, Graber, Oberpolitz, Sandau, Großbocken, Gersdorf nach Rammitz und führte von hier

¹⁾ Herr Prof. W. Lubich, der den Gegenstand am 6. Feb. 1896 besprach, hat auch ein Stück Tuffstein aus dieser Quelle vorgewiesen. — ²⁾ Erf., VIII, 335. — ³⁾ Erf., VII, 171. — ⁴⁾ Nach der Übergabe von Bautzen (3. Mai 1634) wurde Oberst Goltz am 4. Mai von kurfürstlichen Truppen bis „hinter Schludenauprager“ begleitet, zog auf unserer Straße nach Rammitz und lagerte am 6. Mai in Markersdorf, „einem Dorfe bey Böhmischem Chemnitz“. Erf., XXII, 191.

„über die Dörfer“ Kunnersdorf, Limpach und Kaltenbach, dann quer durch Niederkreibitz und die Bleichen nach Daubitz, hernach über Rhaa, Langengrund, Wolfsberg, Zeidler, Kunnersdorf nach Schluckenau und weiter gegen Bautzen. Diesen Weg sind die Lotterieböten gegangen, diesen Weg sind auch die Wallfahrer gezogen, welche ehemals zur Pfingstzeit in ganzen Scharen den hl. Berg bei Przißbram besuchten und unterwegs sich wohl auch ein wenig in Prag aufzuhalten pflegten.¹⁾

An diesem uralten Boten- und Wallfahrerwege hat im „Kahlenbacher Loche“ unmittelbar an einem Bächlein, das gegenwärtig die Grenze der Bezirke Rannitz und Wernsdorf bildet, der berühmte „Kaschauer“ aus Wolfsberg einen Bäcker oder Krämer Namens Fiegert von Ehrenberg erschlagen²⁾ und ist dafür in Hainpach hingerichtet worden (1740). An der Stelle, wo der Mord geschah, pflegt, wer vorübergeht, ein Zweiglein von einem Nadelholz oder zur Not auch von einem anderen Baume niederzulegen und dabei ein Vaterunser zu beten. Alle Jahre einmal wird der Reiserhaufen verbrannt. So bezeugen die Menschen ihren Abscheu gegen den Mörder, ihr Mitleid für den Ermordeten. Ein ähnlicher Brauch besteht in der Niederlausitz. Auch Gräfe³⁾ berichtet, daß auf die Grabstätte einiger Jungfrauen, welche bei Schmannewitz unweit Dahlen bei Dschatz ermordet worden sind, jetzt noch von den Vorübergehenden ein Reis gestreut werde. Es gibt auch Orte, wo man Steine an der Mordstelle niederlegt. Von ganzen Ästen erzählt folgende Dichtung, deren Schauplatz wohl in die Nachbarschaft des Kummergebirges verlegt werden muß.

„Halt, junges Blut! O nimm Dich, Du Jägermann, in Acht,
 „Sonst dauert Dir zu lange die nächste Mitternacht!“
 Im Forste rief's die Waldfrau dem jungen Jäger zu:
 „Nur heute bleib' zu Hause, nur heute gönne Dir Ruh'!
 „Der Adler sucht die Taube so unschuldsvoll und weiß,
 „Im Herzen glüht die Liebe, die Naserei so heiß!“
 Was fragt ein junger Jäger nach Warnung und Gefahr?
 Den Adler und sein Herzblut, das ehrt er nicht ein Haar.

Dort drüben steh'n die Treiber, hier steht die Jägerreih',
 Den reichen, kühnen Jagdherrn, den siehst Du auch dabei.

Da kommt ein Reh gesprungen, doch keiner wagt den Schuß,
 Er weiß, daß er dem Jagdherrn den Vorrang lassen muß.
 Die Büchse kracht! Gerettet springt in den Wald das Reh,
 Und nur der junge Jäger liegt tot im Heidefließ.

Da murmelte der Jagdherr, er murmelt's in den Bart:
 „Vor Deinem Eiferjünne bin ich fortan bewahrt!“
 Was tat die Reih' der Jäger? Sie blieben stumm und still,
 Ein Blick nur sagt ganz leise, was keiner sagen will.

Wie ging es mit der Taube? Die Federn wurden grau,
 Bald war es keine Taube und keine Adlerfrau.

¹⁾ Erf., XVIII, 221—226. — ²⁾ Tour.-Ztg., I, 145, 146; Erf., XI, 143, 190. —

³⁾ Sagenschatz, I, 272.

Der Vollmond wurde dunkel und wurde wieder hell
 Und Jahr verging auf Jahre, denn Zeit und Stund' sind schnell.
 Doch wo der Mann gefallen für seines Weibes Ehr',
 Die Statt ist nicht vergessen, nie ist die Stätte leer.
 So oft im Forst ein Jäger der Trauerstätte naht,
 Streut er den Ast vom Baume zu einer Sühnefaat.
 Ein breiter, hoher Holzstoß klagt wortlos, doch berebt:
 „Hier liegt ein junger Jäger, getrennt von Tisch und Bett!“

Die Sagen, welche über den „Raschauer“ erzählt werden, sind ziemlich zahlreich und seltsam. Er konnte sich in einen Stock, er konnte sich in einen Stein verwandeln. Und wer auf seinen Grund und Boden kam, der war sein Eigen und konnte nicht mehr von der Stelle. Mit Hilfe seiner Mütze¹⁾ konnte sich der Raschauer unsichtbar machen. Auch besaß er allerlei Gekräuter und Armenründerfinger, die vom Galgen waren. Wenn er solch ein Zeug in's Feuer warf, damit konnte er jeder Gefahr Trotz bieten. Über seine Grausamkeit und Frechheit wäre so Manches zu berichten. Wohl auch folgende Sage mag sich auf den Raschauer beziehen. In Wolfsberg lebte einmal einer, der sehr viel wußte. Wenn die „Jägerrei“ gerade etwas jagen sollte und nichts traf, so gingen sie zu ihm und ersuchten um Hilfe. „Sa, ja, wartet, bis es Zeit ist!“ Endlich war es Zeit. Er ging mit ihnen, er pfiß auf einem Pfeifel, das Wild kam von allen Seiten, und sie konnten schießen, so viel sie wollten.²⁾

Nach dem Berichte meines Veters Joh. Georg Wittner will ich bei einer anderen Gelegenheit über den Raschauer und seine Thaten ausführlicher erzählen. Zur Zeit, als die Heidensteiner Brüder meiner Großmutter alljährlich — gewöhnlich zu Mariä Geburt und zur Martini-Kirns — zu meinen Großeltern auf Besuch kamen (1847 bis 1854), da wurden auch wiederholt Geschichten vom Raschauer erzählt. Leider war ich damals noch zu jung, um mir alles zu merken. Dagegen kann ich mich noch recht lebhaft an eine Abbildung erinnern, auf welcher der Tod Messenhauser's und Robert Blum's dargestellt war. Die Kunst des Lesens war mir damals noch völlig unbekannt.

Vom Limpacher Loche und vom Limbauer werden viele Sagen erzählt, auf die ich wohl bei Gelegenheit zurückkomme. Einige Sagen vom Limbauer wollen wir sofort bringen, weil sie für die Denkweise unserer Bevölkerung gar zu charakteristisch sind. Auf Limbauers soll ein Kreuz stehen, und zwar auf einem Berge, wo die alte Limbäuerin ein Mädchen erschlagen haben soll. Es soll ein Kürtenmädchen gewesen sein. Es heißt, daß die Täterin hernach dorth ihr ganzes Leben eine seidene Schnur um den Hals tragen mußte. Das Limbaurergut ist sehr groß, soll ein Edelgut gewesen sein und seinen Namen von „Lehngut“ bekommen haben. Der letzte Besitzer dieses Gutes soll sich vor einigen Jahren erschossen haben.³⁾

¹⁾ Die „Mütze“ oder auch „Weite“ ist mißverständlich aus der „Tarnkappe“ abgeleitet worden. Man hielt „Kappe“ für „Mütze“, man hätte aber an die „Kappen“ der Kinder und der Geistlichen denken sollen. — ²⁾ Ezl., XI, 190. — ³⁾ „Erst neulich“, jagte im Jahre 1891 der Erzähler Namens Hackel oder Berglies aus Kamnitzerneudbrfel. Dieser Erzähler ist erst vor einigen Wochen begraben worden.

In Limpach selber hielten wir uns nicht auf. Ich bemerke bloß, daß man bei uns eine sprichwörtliche Redensart hat: „Üba Limpoch kümmt's gôr schrecklich gerânt!“ Der Hauptreiz liegt aber für uns in der Form der Aussprache von gerânt (gerënt geregnet), die von den Leuten „nachgeähner“ (nachgeahmt, nachgeäfft) wird.

Bei dieser Gelegenheit sei ein sonderbarer Brauch in Erinnerung gebracht, der in den Bauerndörfern der Rammiger Gegend üblich und offenbar uralten Herkommens und Ursprunges gewesen ist, nämlich das „Aufheben“ oder „Schnellen“. Wenn nämlich ein Bursche in ein fremdes Dorf „an die Heirat“ ging, so wurde er des Nachts von den einheimischen Burschen im Hause des Mädchens überrascht und „aufgehoben“, so daß er sich durch eine Zahlung für Getränke loskaufen mußte. In manchen Gegenden wird dieser Gebrauch als „Schnellen“ bezeichnet und ist auch schon in einigen Lokalblättern beschrieben worden. Der Gebrauch weist offenbar auf eine Zeit zurück, in welcher die Mädchen nicht aus ihrem eigenen Dorfe herausheiraten durften, und wohl auch auf eine noch viel ältere Periode, in welcher der Mann, der ein Weib heimführen wollte, nur durch List und Gefahr zu seinem Zwecke gelangen konnte. Wer zu unserer Zeit in einem fremden Bauerndorfe werben wollte, der mußte vorsichtiger Weise vor jedem Abendgange Geld in seinen Beutel tun; in alter Zeit hat man wohl eine gute und schneidige Waffe nötiger gehabt.

Zwischen Limpach und Rammersdorf soll ein „Rollbusch“ liegen. Ich nenne den Namen mit allem Vorbehalte, weil auch der gar nicht weit entfernte „Dittersbacher Weg“ durch einen „Rollbusch“ führt. Nun hatte sich einmal der ganz alte Lochmüller aus Rammigernendörfel, der früher gebleicht hatte und auch eine Zeit lang Richter gewesen war, der Vater des Lotteriekönigs, in Kaltenbach verspätet und kam daher schon sehr spät in den „Rollbusch“, wo eine Kohlenstätte war, auf welcher in mehreren Meilern Holzkohle gebrannt wurde. Hier kam nun auf einmal von Limpach ein Schlitten mit Schellen, und die Pferde liefen aus Leibeskräften. Es war aber heller Mondenschein und eine schöne Schlittenbahn. „So kommst du schön nach Rammig,“ dachte der Müller, weil er wegen des Schnees nicht über die „Steinwand“ gehen wollte. Er stellte sich also hinten auf die Schlittentufe. Und es ging sehr rasch, immer fort, immer fort. Endlich dachte der Müller: „Izt könntn wir doch schon bald in Rammig sein!“ Und er hört es in Rammig schlagen. Da war plötzlich der Schlitten weg, und die Pferde waren weg. Der Müller aber stand immer noch auf der Kohlenstätte, gerade wie er sich auf den Schlitten gestellt hatte. Es war schon zwei Uhr nach Mitternacht, als der Müller in völligen Ängsten in die Lochmühle heimkam.¹⁾

Wir dachten noch an den „Geisterschlitten“ und wie die Sage psychologisch zu erklären sei, da sahen wir plötzlich zur rechten Hand einen Pfahl mit dem blauen Rammzeichen. „Der Leumund des Bergfräuleins ist gerettet!“ sagte ich. „Bei Limpach sind Rammzeichen“, sagte sie, und hier ist eines. Morgen wollen wir die Wanderung fortsetzen. Heute aber gehen wir nach Rammig. Ich bin schon zu müde.“ Mein Gefährte war mit

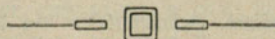
¹⁾ Erz., X, 190, 191.

dem Vorschlage einverstanden, aber die Fröhlichkeit war in sein Herz zurückgekehrt. Es freute ihn, daß die Welt nicht gar so bodenlos schlecht war, wie sie hätte sein müssen, wenn uns das Bergfräulein so mutwillig ohne alle Ursache belogen gehabt hätte.

Damit ich es nicht vergesse, will ich es hier schon sagen, daß ich, wie ich bald nachher erfuhr, den Großvater und den Urgroßvater und die Urgroßmutter und viele Verwandte des Bergfräuleins in meiner Jugend sehr gut gekannt habe und mit einem ihrer Vettern auf manchen Wipfel „zahmer“ und „wilder“ Bäume hinaufgeklettert bin. Der Urgroßvater ist weit über neunzig Jahre alt geworden und hat oft gesagt, daß er es bis hundert bringen wolle. Nun, der Wille war gewiß gut, aber das Fleisch mochte doch zu schwach sein. Er ist daher gestorben, bevor er seinen Willen durchgesetzt hatte.

In Kunnersdorf zeigte ich meinem Begleiter eine Köhrbütte oder lieber einen „Wassertrog“, wie man bei uns sagt. Vor vielen, vielen Jahren einmal kam ich aus dem Niederlande zurück und hatte in meiner Geldbörse nichts weiter als zwei halbe Kreuzer, wofür bekanntlich nicht viel zu haben ist. Es war ein heißer Tag. Vor Durst hatte ich schon aus dem Bächlein getrunken, bei welchem der „Maschauer“ den Bäcker aus Alt-Oberehrenberg erschlagen hat (8. Oktober 1736). Aber der Weg „über die Dörfer“ ist weit und ich war schon wieder sehr durstig, ging also in Kunnersdorf durch die Gartentüre zu dem Köhrekasten, um von der Hand in den Mund zu trinken. Da reichte mir eine Frau ein „glattes“ Tontöpfchen durch das Fenster, damit ich bequemer trinken könnte. Ich benützte es und sättigte mich an dem trefflichen Wasser. Und ich gestehe, daß mir in meinem Leben die Guttat eines Mitmenschen selten so viel Freude gemacht hat als hier die Hand, welche mir ganz unbekannter Weise das irdene Töpfchen reichete. Ich erzähle es auch jedem, mit dem ich an dem „Bornständer“ vorübergehe.

In Kunnersdorf sind wir noch in der neuen und geräumigen Veranda eines großen Gasthauses eingekehrt, und dann kamen wir über die Anhöhe, auf welcher in meiner Schulzeit eine von uns viel bewunderte Windmühle gebaut wurde, nun aber schon längst wieder verschwunden ist, bei guter Zeit nach Rammitz, woselbst ich zuerst zum Barbier und dann in den Silbernen Stern ging, wo mein Begleiter unterdessen für sich und mich Wohnung bestellt hatte und der Wirt mir ein sehr schönes Zimmer anwies, zu einem mäßigen Preise, den ich natürlich erst am nächsten Morgen bei der Zahlung erfuhr. Ein alter Freund von mir, Herr Stadtarzt Dr. Ed. Kreibich, der zu den vier Gründern des Nordböhmischen Exkursionsklubs gehört, leistete uns Gesellschaft, und wir baten ihn um Auskunft über den Ramnweg. Er wußte aber nicht viel darüber, außer daß der Weg nicht über Rammitz gehe. Nichtsdestoweniger beschlossen wir, unsere Wanderung am nächsten Morgen fortzusetzen und die Aufgabe, welche wir uns gestellt hatten, nach Gebühr und nach der Möglichkeit zu vollenden.





Ein Sagenabend.

ein Bruder kam zwar nicht, obwohl ich ihn mit einiger Wahrscheinlichkeit erwartet hatte — ein Versprechen lag nicht vor, sonst wäre er gekommen — aber die Sagen, welche ich in mein Buch aufnehmen will, sind in Rammitz so zahlreich, daß der Abend viel zu kurz wurde, um auch nur einen Teil davon zu erzählen. Viele werden demnach fortbleiben müssen.

Der alte Röhrbohrer war mit seinem Vater im fürstlichen Bräuhaus bei dem Rammitzer Schlosse, um den Kien zu sägen, woraus die Bräuerburschen sich Fackeln machen mußten. Es war kalt, und er ging in die „Schelander“.¹⁾ Hirsche und Rehe zu schießen war damals streng verboten, und wer dabei ertappt wurde, kam lebenslänglich in's Gefängnis. Wer aber Fische abfing, dem konnten sie die Finger abhacken. Daher kamen oft 13 bis 14 Stück Hirsche aus dem Walde bis in die „Kaplanei“, nicht weit von der jetzigen Turnhalle. Soeben kam wieder ein Rudel. „Wenn wir doch so einen Hirsch hätten!“ Das sagten einige, ein Bräuerbursche aber meinte: „Wenn Ihr mich nicht verraten wollt, so will ich Euch einen Hirsch verschaffen. Gebt mir acht, wohin er laufen wird, und auf die Nacht mögt Ihr ihn holen. Aber verraten dürft Ihr mich nicht!“ Nun mußte einer draußen Acht geben, daß niemand aus dem Schlosse käme, jener aber schraubte sein Büchsel zusammen und schoß. Und der Schuß war über die ganze Stadt hinüber gegangen. Der verwundete Hirsch aber verkroch sich in den großen Sträuchern bei dem Armenjündergäßchen. Der Bräuerbursche zerlegte sein Büchsel und verbarg die Teile. Schon kam aber aus dem Schlosse jemand fragen, wo es denn geschossen hätte. „Den Schuß

¹⁾ Salanda, „Burschenstube, Gefindestube“. Bei den Bräuern sind leider die czechischen Ausdrücke nicht selten, z. B. Puzstausch d. i. podstari Altstnecht, Unterbräuer.

haben wir auch gehört, aber sonst wissen wir nichts.“ Und so lautete die Antwort überall im ganzen Bräuhaus. Abends darauf haben die Burschen den Hirsch geholt, und alsdann haben sie alle Nächte in der „Schelander“ einen Wildbraten gehabt.¹⁾

In der Kamnitzer Niedermühle war ein alter „Mühlschneider“, der Samstag abends und Sonntag abends in die „Scheere“ zu Biere ging, wenn er frei hatte. Diesen neckten nun die Gäste: „Sie sagten doch immer, als wenn Ihr sehr viel könntet: weist uns doch auch einmal was!“ — Endlich rief der Mühlschneider: „Herr Wirt, eine Hand voll Haber!“ Der Wirt bringt den Haber auf einem Teller. Der Mühlschneider nimmt den Haber, streut ihn auf der Tafel herum und gießt Bier darüber. Da feimt es, und in einer Weile wird Saat daraus. Und in einer reichlichen Viertelstunde wird schon eine große Saat. Da sagte der Mühlschneider ein Wort, und es kommt ein großmächtiger Hase zum Fenster herein und frisst die ganze Saat auf. Darauf verschwindet der Hase unter dem Tische. „Na, habt Ihr was gesehen?“ — „Ja, wir haben genug gesehen!“ — Seit dieser Zeit hat der Mühlschneider vor den Neckereien Ruh und Frieden gehabt.²⁾

Vor mehr als hundert Jahren entstand in Kamnitz auf der „kleinen Seite“ ein großes Schadenfeuer, von welchem mein Großvater einen sonderbaren Zwischenfall zu erzählen wußte. Dieser wird vollkommen durch eine Nachricht bestätigt, welche Herr F. Böhm in einer Festschrift (1891) veröffentlicht hat. Ich will seinen Bericht ein wenig verkürzen. Wir gingen, sagt er, gern zu unserer alten Urgroßmutter, welche bei meinem Großvater das Ausgedinge hatte. Mit ihrer Drahthaube war sie eine Feindin aller Neuerungen und benützte selber kein Spinnrad, sondern spannt ihren Flachs mit der Spindel. Gern erzählte sie von „Zwergseln“ und „Ästlichen“, aber auch vom großen Feuer im Jahre 1787. „Das Feuer ist ein sehr guter Knecht, aber ein sehr schlechter Herr. Ich war noch im Aufwachsen, etwa 14 oder 15 Jahre alt. Es war gerade am Tage nach Antony, also am 14. Juni, um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr mittags. Ich war allein zu Hause, die Mutter war auf der „Schützenbrache“ Flachs jäten, der Vater aber war schon ein Jahr vorher gestorben. Auf einmal höre ich schreien und wehklagen. Ich gehe zum Fenster und sehe, wie an Tröschels Ecke Leute stehen und laufen und Feuer rufen. Über das Rauchfangkehrerhäufel kam ein „Stöpsel“ Rauch in die Höhe, und bald verlautete es, daß bei dem Kaufmann Ignaz Marschner durch siedende Butter Feuer ausgekommen sei. In rasender Schnelligkeit verbreitete sich das Feuer über alle Häuser in der Richtung nach Niederkamnitz. Alle Niedergasler brachten ihr gerettetes Gut und Gerät in unsern Garten. Im Rauchfangkehrerhäufel hatten, so weit der Raum es zuließ, alte und arbeitsunfähige Dienstboten von Seite der Gemeinde freies Quartier, darunter auch „Muhme Brigitte“, eine alte Magd aus der Freundschaft. Sie bat mich, daß sie ihren im Dienste zusammengesparten Flachs in unseren Garten bringen dürfe. Ich erlaubte es. Und in diesem Flachsje hat sie das Feuer herübergebracht. Es dauerte gar nicht lange, so fing der ganze Haufen geretteter

¹⁾ Ergl., X, 191. — ²⁾ Ergl., IV, 251.

Habseligkeiten samt unserem Hause zu brennen an. Wo heute die Scheuer steht, stand das Ausgedinge. Hier wohnte Better Josef, ein alter Knecht mit verkrüppelten Beinen. Er war so ein „Bastler“, tat „Seiger“ anrichten und im Winter „Lätschen“ machen. Um diesen Better hat sich in der Verwirrung niemand gekümmert, und so ist er bei dem Feuer ungelommen. Das Feuer nahm auf der „Benedge“ seinen Weg nach Niederkamnitz abwärts. Better Karfch-Förgel aus dem Büchsgute saß in der „Scheere“. Die Wirtin sagte zu ihm: „Ihr möchtet auch heingehen, das Feuer kommt immer näher!“ Er sagte aber: „Erst muß die Kesselflickerhütte brennen. Eher geh' ich nicht heim.“ blieb also sitzen und trank ruhig weiter. Doch das Feuer übersprang das Kesselflickerhaus, und das Büchsgut brannte nieder, während jenes gering geachtete Häuschen stehen blieb. Damit war aber auch das Feuer zu Ende. Das Büchsgut war das letzte Haus, welches niederbrannte, so daß insgesamt 40 Häuser mit 38 Nebengebäuden¹⁾ vom Feuer verzehrt wurden.“ Die Erzählerin starb hochbetagt bald nach dem Jahre 1860. — Ich selber, der Verfasser dieses Buches, kann aber sagen, daß ich in meiner Jugend immer mit einer gewissen Scheu über „Büchsen Steg“ und dann über „Büchsen Brücke“ gegangen bin und nach dem Büchsgute, vor welchem ein Hufeisenkreuz steht, hinübergeblickt habe.

Auf dem Ringplatze in Kamnitz gibt es, wie bereits erwähnt, einen hufeisenförmigen Stein, welcher sich auch durch seine Farbe vom übrigen Pflaster unterscheidet. An diesen Hufeisenstein knüpft sich die Sage von „Kühn-Suschen“, welche nächtlicher Weile den Galgenberg besuchte und endlich den Räuberhauptmann im Weinfeller gefangen nahm. Doch soll es in Kamnitz vormals mehrere Marksteine dieser Art gegeben haben, welche als Grenze für das Marktvieh galten.²⁾ Es muß bemerkt werden, daß es auch in Holstein solche Hufeisensteine geben soll, welche aber alle auf der alten Völkerscheide zwischen Deutschland und Dendentum stehen, auf der alten Sachsengrenze Karls des Großen.³⁾ Ueberdies verdient es Beachtung, daß auch ein Mädchen zu Klein-Portitz in der Laußitz, gerade wie Kühn-Suschen in Kamnitz, in der Nacht zum Galgen ging, dort den Räubern ein Pferd mit vielen Kostbarkeiten abjagte und schließlich die Räuberbande selbst im Keller gefangen nahm. Ein steinerner Hund erinnert dort noch jetzt an den Hund, der das kühne Mädchen begleitet hatte.⁴⁾ Eine ähnliche Geschichte wird von einem tapferen Mädchen aus Pirna erzählt, welches zwei Tuchmacher, die ihr bösen Willens in den Keller folgten, im Keller versperrete. Die beiden Tuchmacher wurden hin-

¹⁾ Nach J. Fleck (Mittheilungen über B. Kamnitz, p. 45) ist das Feuer am 14. Juni 1787 neben der Büttelei und dem Stadttore westlich in der Tetschner Gasse Nr. 280 angekommen und hat 38 Häuser samt 4 Scheuern verzehrt, unter anderen auch die „Niedermühle“, welche aber bereits am 2. Jan. 1788 mit vier Mahlgängen wieder im Betriebe war. — Eine Jonsbacher Chronik spricht von 41 Häusern und zwei Scheuern. Darnach hatte der „Sänger-Schuster“ Speck zerlassen und Essig hinzugegossen. Desselben Jahres am 5. Oktober ist die Stadt Zeipa abgebrannt, wobei mehr als 50 Menschen umkamen. — Am 5. Mai 1738 ist Saaz und am 11. Mai die Stadt Gabel völlig abgebrannt. Hier ist das Feuer angekommen, da man für Husaren-Offiziere Salat machte und den Speck zerließ. Die Vorstädte von Gabel blieben noch übrig. *Erz.*, XIX, 243—245. — ²⁾ *Erz.*, XX, 401. — ³⁾ *Erz.*, XXII, 289. — ⁴⁾ *Erz.*, VI, 149.

gerichtet, und an der Richtstätte wurde zum Andenken ein Mühlstein eingegraben.¹⁾

Auf dem Turme der Kamnitzer Stadtkirche sitzt ein Hahn, angeblich aus der evangelischen Zeit. Aus derselben Zeit stammt „Märten Luther“ unweit der Kanzel und ein Sarg in der Gruft, auf welchem zu lesen sein soll: „Wer diesen Sarg öffnet, wird des Todes sterben.“ Bezüglich dieser Gruft findet sich in alten Urkunden folgender Vorbehalt: „Was ferner die Grabstätte in der Kamnitzer Kirche betrifft, wohin die Herren v. Wartenberg sonst beigesetzt wurden, diese hat sich Herr Johann v. Wartenberg für sich und künftige Nachfolger ausbedungen, weswegen er an der Beisetzung von niemanden gehindert werden soll. Wenn es einmal notwendig werden sollte, daß mit den entseelten Körpern gerührt werden sollte, so soll dieses für keinen Fall mit diesen geschehen.“ So stand es im Kaufvertrage von 1614 am Mittwoch nach dem hl. Medard. Und es läßt sich wohl denken, daß aus einer solchen Vertragsbedingung obige Sage bezüglich des Sarges entstehen konnte.

Manche erinnern sich, daß an Christi Himmelfahrt in Kamnitz der „Höckeltag“ gefeiert wurde. An diesem Tage bekamen fleißige Schulkinder vom „auffahrenden Heiland“ ein an einem Baume im Garten hängendes Höckel, welches mit Marzipan, Oblaten, Feigen und ähnlichen Süßigkeiten gefüllt war.²⁾

Zum Scharfrichter Fischer in Kamnitz kam einst ein Weib, das einen Knaben auf dem Arme trug, in's Stockhaus, um sich von ihm eine Salbe zu kaufen. Da bewegte sich ohne alle und jede Veranlassung das Schwert, das an der Wand hing. Erschrocken erklärte der Scharfrichter, daß das Kind durch das Richtschwert umkommen werde, und verlangte, daß die Frau den Hals ihres Kindes entblößen solle. Sie tat, wie er ihr befohlen hatte. Darauf rißte Fischer das Kind mit dem Schwerte ein wenig am Halse. Nun wurde das Schwert wieder an der Wand aufgehängt und blieb alsdann ruhig hängen. Ohne diese Vorsicht hätte der Knabe, wenn er größer wurde, mit dem nämlichen Schwerte geköpft werden können. Als aber dieser Fischer starb, trugen ihn die Stockknechte und die Mistführer zu Grabe. Die Leute aber, die mit der Leiche gingen, diese gingen vor dem Sarge, nicht hinter dem Sarge, weil der Scharfrichter nicht ehrlich war.³⁾

Es würde mich zu weit führen, die schönen Töpferstein-Sagen zu erzählen, welche August Kögler in Freudenberg gesammelt und veröffentlicht hat, aber einige andere kann ich doch nicht übergehen. Scharhennerich's Großvater in Kamnitz war gestorben und auch seine Schwester. Aber es war kein Geld da. Doch die Tante kam des Nachts im Traume zu seinem Sohne und sprach: „Du beschwerst dich immer wegen des Geldes! Hebe unter der Stiege einen Stein auf! Dort wirst du das Geld finden.“ Fröhlich erzählt er es seiner Frau. Doch diese redet's ihm aus: weil er immer an das Geld denke, so habe ihm davon geträumt. Die andere Nacht kam die Erscheinung wieder und ebenso in der dritten Nacht. „Nun mag es sein, wie es will“, sprach er und hob die Platte, unter

¹⁾ Gräße, I, 157, 158. — ²⁾ Grf., XXIV, 63. — ³⁾ Grf., II, 135.

welcher sie ein Kästchen mit Geld fanden, wofür statt des haufälligen Hauses ein neuer „Palast“ errichtet wurde.¹⁾

Der Hansmärtenbauer in Niederkamnitz war einmal nach Henne gegangen und geriet auf dem Rückwege spät in der Nacht bis zu „Edelmanns Brüchterich“ beim „Schwarzen Teiche“. Ziellos irrte er bei der Finsternis in dem ungeheuren Sumpfe herum. Endlich sah er Jemanden mit einer „Kober“²⁾ und einem Lichte kommen. „Wie kann er da fahren, wo ich nicht einmal gehen kann?“ So denkt er. Jener aber nimmt von der „Kober“ einen Kessel und setzt ihn in den Sumpf. Jetzt schlägt es Zwölf. Da war das Licht weg und die „Kober“ weg. Mühsam fand der Hansmärten sich heim und ging in der Frühe wieder an den Ort. Er fand zwar keine „Kober“, wohl aber den Kessel, worin viel Geld war. Den Kessel hat er mit seinem Fuhrwerke heimgeholt und von dem Gelde ein ganz neues Bauernhaus gebaut, auch den ganzen Hof gepflastert.³⁾

In der vorigen Sage war von „Edelmann's Brüchterich“ die Rede. Der Dichter mag uns erzählen, wie der Sumpf zu seinem Namen kam.

Der Ritter fährt zu Wagen im Wald durch Dünn und Dick,
Als säß' ihm samt den Pferden der Teufel im Genick.

„So rast ein Schuldgewissen; so fährt kein Edelmann,
„Der seinen Leib noch lieben, sein Leben loben kann.
„Ich wette, meinem Ritter Geißdrei im Ohre gelst,
„Geschrei der Untertanen, das treibt ihn durch die Welt.
„Das Blut erschlag'ner Bauern vor seinen Augen schwebt,
„Das Blut erschlag'ner Bauern an seinen Händen klebt.
„Dem Blut will er entrinnen, entfliehen dem Geschrei:
„Was achtet er des Weges? Er ist ihm einerlei! —
„Sie nimmt kein gutes Ende, so eine Schreckensfahrt!“
So murmelt bleich und zaghaft der Knappe in den Bart.

Schon naht die sel'ne Heßfahrt voll Graus dem schwarzen Teich,
Schweißüberdeckt die Rosse, der Herr bald rot, bald bleich.
Scheu vor der dunklen Tiefe erbebt das Biergespann,
Daß auf dem Sitz emporfährt so Knapp, wie Rittersmann.
Und schneller auf Ritters Antlitz jetzt wechseln Bleich und Rot:
Dort drüben wohnt das Leben, hier unten wohnt der Tod!
„Fahrt in drei Teufels Namen!“ entquoll es seinem Mund —
Schon lagen Roß und Wagen tief unten auf dem Grund! —

Noch kräufelt Well' an Welle, dann wird es stät und still,
Rein leises Abendlüstchen die Ruhe stören will.

Noch horch! Dort aus dem Städtlein ein Glockenton erscholl:
„Es ging ein Tag zu Ende, arbeits- und mühevoll.
„Legt Euch zur Ruh', Ihr Müden, sanft sei Euch Schlaf und Traum,
„Noch hat die Welt für gute Gewissen Rat und Raum!“ —

Dem Edelmann, der in dem Sumpfe versank, soll das Gut Scharfenstein gehört haben.⁴⁾ Nach Einigen hieß er „Bremer“, nach welchem noch jetzt das „Bremerhöfel“ bei Walddörfel benannt ist. Das wollen wir aber doch nicht für gewiß halten. Wohl aber könnten wir

¹⁾ Erz., XIV, 126. — ²⁾ Radber, Radwerk. — ³⁾ Erz., XIV, 127. — ⁴⁾ Erz., VIII, 336; XIV, 126.

köstliche Geschichten erzählen, wenn wir von Bremer und Präschensfeld erzählen wollten.

An den „schwarzen Teich“ knüpft sich noch eine unheimliche, eine schaurige Sage. Es mag um das Jahr 1854 gewesen sein. Ich war noch ein Knabe und lag am Typhus darnieder. Da kam eines Tages wie ein Lauffeuer die Nachricht, daß man in einem Brunnen unweit des „schwarzen Teiches“ einen Toten gefunden habe, einen durch einen Stich in den Hals getöteten Mann, dessen Gesicht durch Kalk ganz unkenntlich und „unscheinbar“ gemacht worden war. In der Nähe irgendwo im Walde fand sich auch ein „Schieber“, der den Toten getragen hatte und in einem Nachbarorte gestohlen worden war. Der Tote, der, wie der Volksmund behauptete und wohl auch heute noch behauptet, ein „Landskroner“ gewesen sein soll, aber niemals agnosziert worden ist, wurde in Markersdorf gleich neben dem Friedhofspfortchen begraben. Die gerichtliche Untersuchung des Falles dauerte durch Monate, hatte aber kein günstiges Ergebnis. Bis zum heutigen Tage ist das Dunkel, das auf dem unheimlichen Falle lagerte, noch nicht erhellt worden. Und gar mancher von den Zeitgenossen, dessen Mund einst geheimnisvoll wisperte, ist jetzt selber ein stiller, stummer, toter Mann geworden oder auch ein stilles, stummes, totes Weibvolk. Doch wenn auch, das Andenken an den ermordeten Namenlosen, welcher in dem Brunnen bei dem schwarzen Teiche gefunden wurde, besteht noch immer und soll durch meine Erzählung auch den Nachlebenden erhalten bleiben. Namenlos und ungerochen, aber nicht vergessen!) Das soll das Lammkreuzlein sein, das ich nach alter Sitte auf sein Grab und Gedächtnis lege.

Doch gute Nacht allerseits! Wir wollen schlafen gehen. Möchten uns doch nicht etwa die schauerlichen Geschichten auch noch im Traume einfallen! —

Der Morgen kam, und nach sieben Uhr zogen wir bei regnerischem Wetter an der herrlichen Marienkirche vorüber nach Runnersdorf. Links blieb seithalben die „Steinwand“, wo im Jahre 1778 die Preußen unter General Müllendorf auf den fürstlichen Meierhofsfeldern lagerten.²⁾ Seitwärts bleibt auch der „Höllengrund“, wo kurz vor meiner Zeit ein gräulicher Mord geschehen sein muß. Vermummte drangen in ein Haus ein, knebelten die Einwohner und raubten, was irgend einen Wert hatte. Die Frau wehklagte hell und laut. Der Mann suchte sie zu begütigen: „Sei nur still, ich kenne sie.“ So leise diese Worte geflüstert wurden, sie waren doch von den Mordbuben vernommen worden. Die Vermummten kamen in die Stube zurück und schlugen den Mann zu Tode. Er hatte die Räuber wohl gekannt, aber er hat sie niemals genannt. Seine Zunge war und blieb ohne Zeugenschaft.

Nicht gar so schauerlich sind die Geschichten, welche vom Philippsdörfel erzählt werden, das mit dem Maiberge ebenfalls links liegen bleibt. Auch führt vom Philippsdörfel hinter dem „Gutenberge“ (467 m) ein angenehmer Weg nach Nieder-Windisch-Kamnitz und zur „Rahnfahrt“.

Ein Bursche aus Philippsdorf ging einmal nach Windischkamnitz an

1) Ergl., XIV, 127. — 2) Ergl., III, 332.

die Heirat. Allein in der Kockenstube verwirrte er sich mit seinem Mädchen und ging um Mitternacht voller Zorn nach Hause. Auf dem Schützensteige kam aber der „Nachtjäger“ und gab ihm ein Gewehr in die Hand. Der Bursche wußte nicht, was er machen sollte. Da kam ein Hirsch. Er aber schoß es nicht, sondern ließ es laufen. Nach einer kleinen Weile riß ihm der Nachtjäger das Gewehr zornig aus der Hand. Der Bursche aber hat nach diesem Begegnis lange Zeit krank gelegen.¹⁾

Sie standen auf dem Anstand; das war im Niederland.
 Sie standen auf dem Anstand; da heißt es: Stillestand!
 Da kam ein Bauernjunge, barfüßig und barhaupt;
 Das hätten Herr und Jäger sonst nimmermehr geglaubt.

Da sprach der Herr: „Ihr Jäger, den Rehbock dorten vorn,
 „Den nehm' der jüngste Jäger zum Meisterstück auf's Korn!“
 „„O weh!““ der Allerjüngste voll Schreckensblässe spricht,
 „„Verzeiht, so einen Rehbock, so einen schieß' ich nicht!““
 Da rief sein Vater zornig: „„„Mein Sohn, nimm Dich in Acht!
 „„„Ich hätt' in jungen Jahren so feige nicht gedacht.“““
 Da reicht der Herr dem Jüngling sein eigenes Gewehr:
 Es geht um das Gewissen, es geht um Dienst und Ehr'.
 Dem Jünglein glüht die Wange. Ein Klitz, ein Krach, ein Rauch:
 Der arme Bauernjunge lag tot auf seinem Bauch. —

Noch reicht in Sturmesnächten Nachtjäger wohlbekannt
 Im Wald dem zagen Wand'rer den Stutzen in die Hand.
 Und deutet mit dem Finger: Den Rehbock dorten vorn,
 Den nimm, Du jüngster Jäger, als Meisterstück auf's Korn!

Ähnliches wie dem Philippsdörfler geschah auch einem Jünglinge aus Windischkamnitz, der auf dem Fußwege durch die „Schweinsgründe“ zu seiner Geliebten nach Philippsdorf ging und Nachts denselben Weg wieder heimgehen mußte. Zu diesem kam bei einem hohlen Steine, dem „Geldsteine“, unter welchem einmal eine Kriegskasse verborgen gewesen sein soll, der Nachtjäger in einem grünen Wams, in hohen Stiefeln, mit einem dreieckigen Hute und einem Federbusche. Dieser gab ihm sein Gewehr, er solle schießen, wenn etwas vom Berge komme. Wirklich kam vom Berge etwas Schwarzes und gerade an dem Jünglinge vorüber. Aber dieser hatte keinen Mut zu einem Schusse, der Nachtjäger entriß ihm das Gewehr, und der Jüngling war am dritten Tage eine Leiche.²⁾

Drei weitere Nachtjägersagen, welche vom Krenstein und von den „Schweinsgründen“ handeln,³⁾ will ich an dieser Stelle übergehen. Sie beweisen aber, daß der Glaube an den „Nachtjäger“ in unserer Landschaft vor Zeiten einmal sehr lebendig gewesen ist. Hierzu sei jedoch ausdrücklich bemerkt, daß die Geschichte von dem Bauernjungen der freien Erfindung angehört. Es ist mir freilich auch nicht bekannt, durch welche Ursachen sich die Bevölkerung das Betragen des Nachtjägers zu erklären sucht.

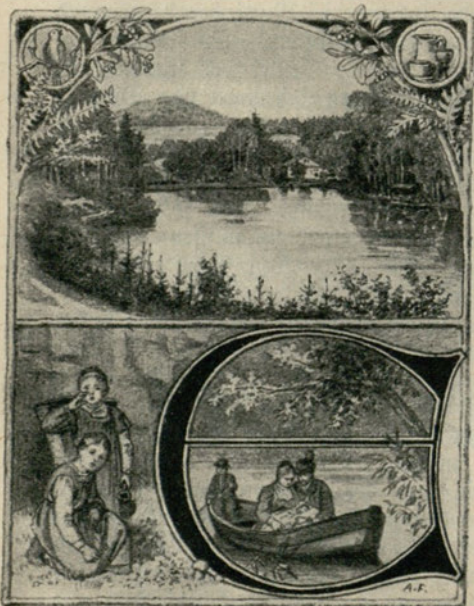
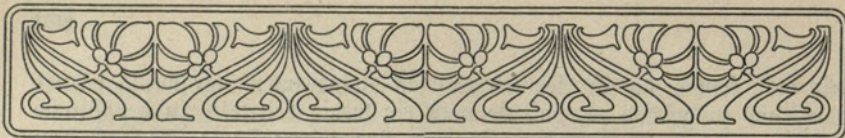
Kunnersdorf war durchschritten, und halben Weges gegen Limpach trafen und erkannten wir unser blaues Zeichen, das gestern die Wahrheitsliebe des Bergfräuleins bestätigt hatte. Wir verfolgten nun den bezeichneten, aber wenig betretenen Kammweg bis zu einer neuen Straße, welche von Kunnersdorf gegen Dittersbach und Schemmel führt. Sie war

¹⁾ Erz., I, 136. — ²⁾ Erz., V, 135, 136. — ³⁾ Erz., XI, 288, 289.

mir noch fremd, da ich diese Gegend seit Jahrzehnten nur wenig besucht habe, und so geschah es, daß sie mich ein wenig beirrte. An der Straße steht eine Säule, die nach Kamnitz, und eine andere Säule, die nach dem Ottenberge weist, der im Volksmunde insgemein „Nuttenberg“ genannt wird. Beide Säulen tragen auch einen blauen Kamm. So standen wir bei der zweiten Säule wieder am Scheidewege. Deutet der Kamm nach dem Ottenberge oder weiter auf der Straße gegen Schemmel oder Dittersbach? „Schemmel“ steht im Programm, aber weder der Ottenberg noch Dittersbach. Sollte der Weg vielleicht über den Ottenberg nach Schemmel gehen? Aber der blaue Kamm scheint doch die Straße entlang zu weisen! Gut, wir gehen die Straße. Wir wollen überhaupt ganz sicher gehen. Entweder führt der Weg auf der Straße weiter, dann müssen wir doch bald wieder neue Kammzeichen sehen. Oder der Weg führt über den Ottenberg, dann muß er vom Ottenberge doch irgendwo wieder herunterkommen und unser Weg muß den Kammweg schneiden. Wir können daher unmöglich fehlgehen. So trabten wir denn gemächlich weiter und überfahen „bißlicher Weise“ das Kammzeichen, welches, wie ich viel später erfuhr, bei dem Kreuze rechts der Straße sich befinden soll. Wir gingen also weiter, immer weiter; nach rechts bogen auch Wege gegen Schemmel ab, aber wir ließen uns nicht irre machen. Da wir kein Kammzeichen fanden, so glaubten wir ganz gewiß, daß der Kammweg weiter hinten irgendwo vom Ottenberge herunterkommen müsse. Wir gingen also getrost und achtsam weiter, aber endlich verlor sich die Straße in den Feldern wie ein „Jägersteig“ im Walde. Wir gingen aber doch weiter, weglos weiter, und da es feucht war, so ging es für Schuhwerk, Beinkleid und Strumpf nicht ganz ohne Nachteil ab. Wir waren so glücklich, bald wieder einen Fahrweg zu finden, wir verfolgten ihn, ohne irgend ein Kammzeichen zu entdecken und sahen uns schließlich wieder in Kunnersdorf, von wo wir ausgegangen waren. Wir waren in einem Kreise oder wenn man lieber will: in einer Ellipse um den Ottenberg herumgegangen.

So konnte es nicht weitergehen, denn meine Füße waren bereits sehr angegriffen. Ich ging also über die „Steinwand“ und die „Weinleite“ in mein väterliches Haus, das Vielen als „Dorflockenhaus“ bekannt ist. Herr Frind begleitete mich. Ich muß aber gestehen, daß er schon einige Minuten nach unserer Ankunft den Pfahl gezogen hat. Auch ich zog meine Stiefel aus und habe sie fast eine Woche lang nicht wieder angezogen. Doch eine halbe Stunde nach meiner Heimkunft kam ein schöner, ein prächtiger, ein tüchtiger Regen, und ich war sehr froh, daß wir wegen der übel verstandenen Wegzeichen vom Kammwege abgeraten waren. Sonst wären wir vielleicht mitten im Walde bis auf die Haut naß geworden, oder wir hätten, um dem drohenden Regen auszuweichen, neuerdings den Dittersbacher Weg einschlagen müssen.





In der Grieselmühle.

Es war ein kühler Morgen. Schon vor sieben Uhr brach ich auf, und am Ende der zehnten Stunde war ich auf dem Kaltenberge. Das Bergfräulein erkannte mich sofort. Bier war keines zu haben, das war am Vortage zu Ehren von Maria Geburt alles ausgetrunken worden. Aber

eine Flasche Mailberger gab es und auch ein Mittagessen bekam ich, das recht gut zubereitet war. Natürlich fragte ich nach dem Kammwege und bekam diesmal besseren, das heißt: deutlicheren Bescheid. Der Weg geht von Hasel nach Limpach, aber nicht, wie wir neulich gegangen waren, über Kaltenbach, wobei der Kaltenberg links bleibt, sondern der Kaltenberg bleibt zur rechten Hand. Das ist freilich etwas Anderes. Auch hat mir das Fräulein den Weg mit vielen Worten beschrieben, aber solche Beschreibungen lassen sich schlecht merken und werden auch sehr leicht mißverstanden. Wohl ließ sie auch beiläufig das Wort fallen, sie wolle mir die Magd als Wegweiserin mitgeben. Aber ich überging den Vorschlag mit Stillschweigen, weil er mir zu komisch vorkam und ich unten im Dorfe Hasel hinlängliche Auskunft zu bekommen hoffte. O wie töricht war ich!

Nach dem Mittagläuten verließ ich den Berg. Es war ein sehr schöner Wandertag, gar nicht zu warm, auch nicht zu kühl, eine herrliche Herbstsonne. Ich traf in Oberhasel das blaue Wegzeichen und sah mich überall um, konnte aber nichts weiter bemerken. Wohl ist hier eine Schankwirtschaft, aber ich hatte soeben gegessen und getrunken, aber durchaus keine Lust, nach dem Weine schon wieder ein Bier zu versuchen. Ich ging also nach meinen Gedanken weiter und schlug — ganz richtig, wie es sich später herausgestellt hat — den Weg ein, der auf der Höhe fort und endlich in's Freie zu führen schien. Untenwegs fragte ich zweimal oder dreimal nach dem Kammwege, nach dem blauen Kamm, nach dem Kamm-

zeichen. Niemand wußte davon, Niemand hatte davon gehört, Niemand schien davon eine Ahnung zu haben. Niemand, so Männlein, wie Weiblein. Ich fragte um den Weg nach Limpach. „Gehen Sie nur weiter, später müssen Sie wieder fragen.“ — „Nun, ist denn dieser Weg nicht bezeichnet?“ — „Nein!“ — Endlich seh' ich einen Weg, der zum Fuße des Kaltenberges führt. „Der wird es vielleicht sein!“ Ich kam in den Wald, es ging eine Weile, dann verlor sich der Weg. Bei uns wird solch ein Weg, der sich im Walde verliert, als ein „Jägersteig“ bezeichnet. Im Winter sieht man bisweilen im Schnee auch einen einsamen und verlorenen „Jägerstapfen“.

Ich bog links aus dem Walde heraus und folgte einem Fußwege, der mich auf den früher verlassenen Fahrweg zurückzuführen schien. Da begegnete mir ein junges, rüstiges Mädchen mit einem Korbe. Ungefähr dieselben Fragen wie oben, auch dieselben Antworten. Darauf wies sie mit der Hand über die Wiese und setzte hinzu: „Sie müssen aber später wieder fragen!“ — „Ist der Weg nicht bezeichnet, mit blauen Kämme bezeichnet?“ — „Nein!“

Ich ging über die Wiese, ich stieg über eine Rainmauer, deren Art hier stark vertreten ist, und kam endlich auf einen Fahrweg, der in jenes Tal, durch welches, wie ich glaubte, der Runnersdorfer Bach fließt, zu führen schien. Es gibt dort aber keinen Runnersdorfer Bach, sondern eine Wasserseide, und die Gewässer rinnen rechts zum Kreibitzbach, links zum Weißbach und in den Kamnitzbach.

Ich verfolgte den Weg, den ich unter den Füßen hatte, sah allerdings links, jedoch in großer Entfernung, einige Grasmäher und ging, um dieselben unbekümmert, immer weiter, immer weiter. Der Fuhrweg führte in den Wald, er führte lehnan, er führte zu einer kleinen Waldwiese. Hier könnte das Salzbornlein gewesen sein, dacht' ich. Ich will es erzählen.

Bei einem Bauern in Oberhasel, wo sie das Vieh im nahen Kaltenberge weideten, geschah es, daß eine Kuh durch Milchreichtum und gutes Aussehen sich besonders hervortat. Über Befragen sagte der Viehjunge, daß diese Kuh, wenn sie mit dem Vieh draußen im Walde seien, sich von den anderen Kühen entferne, aber jedesmal von selbst zur Herde zurückkehre. Neugierig ging der Bauer auch selbst einmal auf die Weide hinaus. Er folgte der Kuh und sah, wie sie bei einem Bornlein wiederholt ihren Durst stillte.¹⁾ Um sich von der Güte des Wassers, das er noch nie gesehen hatte, zu überzeugen, schöpfte der Bauer mit der hohlen Hand und wurde gewahr, daß das Wasser ungemein salzig sei. Er ließ durch den Viehbuben einige Kannen von diesem Wasser holen und verwendete das Wasser für das Vieh zum Trinken und für das Haus zum Essen und Kochen. Bald holten die Leute aus ganz Hasel ihren Salzbedarf am Salzborn im Kaltenberge. Auch die Obrigkeit erfuhr von der Sache, ließ den Salzgehalt des Bornes prüfen und verbot den Wasserbezug. Zimmerleute bauten einen hohen Zaun mit einer festen Türe, welche verschlossen wurde und es wurde wöchentlich ein Tag bestimmt, an welchem das Salzwasser

¹⁾ Eine ähnliche Sage wird vom Pirschken bei Schludenan erzählt. Auch hier waren die Kühe ob des Salzwassergenußes besonders wohlgenährt. Der Hirte hat aber diesen Born nur einmal gefunden und später nicht mehr. Erz., IX, 311.

verkauft werden sollte.¹⁾ Aber als nun die Leute zum Brunnen kamen, war kein Wasser darin. Wohl hörte man es im Steingerölle laufen und man glaubte, nur einen Stein wegnehmen zu dürfen, so müsse man es finden, so nahe war das Wasser zu hören. Aber man konnte die Steine wegheben, so viel man wollte, das Wasser lief immer tiefer, und man konnte nicht darauf kommen. Und so hören es die Leute noch heute unter den Steinen rauschen, aber kein Auge hat es gesehen und Niemand hat es gefunden.²⁾

Mit den Salzquellen in Böhmen ist nicht viel zu machen, wenn man nicht Glaubersalz oder Karlsbader Sprudelsalz meint. Diese gehen gut ab. Die Entdeckung einer Salzquelle hat sich aber in Böhmen überall, wo man eine solche gemacht haben sollte, als eine Sage erwiesen. Vor etwa drei Jahrhunderten wurde bei Münchengrätz eine Salzquelle entdeckt, wie uns Joh. Töldenus in seiner Haliographie berichtet.³⁾ Derselbe Gewährsmann erzählt von Salzquellen auf dem Gebiete der Ritter von Fünfhunden und auf den Gütern der Ritter von Schandewitz bei Raaden. Strancky weiß von einer Salzquelle bei Königinhof, und Zach. Theobald berichtet, daß er im Jahre 1607 bei dem Prager Tore in Schlan eine durch Süßwasser verdorbene Salzquelle sah.⁴⁾ Stets endeten solche Funde mit einer Enttäuschung.

Während dessen geh' ich meinen Weg weiter und sehe wieder ein Mädchen mit einem Korbe, welches von einem Seitenwege auf den Fahrweg kam. Sie sah mich an, ich sah sie auch an: es war dasselbe Mädchen, welches mir früher den Rat gegeben hatte. „Da kommen Sie nicht nach Limpach. Haben Sie denn die Grasmäher nicht gefragt?“ — „Nein“, sagt' ich. „Aber komm' ich hier nicht irgendwo nach Kaltenbach?“ — Sie schüttelte mit dem Kopfe. Es scheint, daß der Fahrweg weit auf den Kaltenberg hinaufführt, vielleicht auch in den großen Steinfeldern sich verliert, die es auf dem Kaltenberge gibt. Jedefalls hatte ich oben auf dem Berge nichts mehr zu suchen. Dort war mein Wein schon getrunken. Ich kehrte also wieder um, bis ich aus dem Walde herauskam. Nun schlängelte ich mich einen Weg — es war vielmehr kein Weg, sondern ein Rain zwischen Feld und Wald. Sogar eine Tafel an einem Pfahle war vorhanden, deren Inschrift ich aber nicht lesen konnte. Das tröstete mich, aber wenn in dieser Gegend Weingärten waren, dann hätte ich mit meiner Berwegenheit schlecht fahren können. Schließlich machte ich einen Sprung über einen hohen, mit Jungwald bewachsenen Rand und stand auf einem vielbefahrenen Fahrwege. Diesen verfolgte ich, bis ich zu einer Einsicht kam. Dort stand ein Wagen, ein Knabe und ein Hund, nahe bei einander, aber nicht beisammen. Den Knaben fragt' ich, ob hier nicht ein Weg nach Limpach führe. „O ja, aber Sie werden ihn nicht finden.“ — So ging ich denn weiter, um wenigstens nach Kaltenbach zu kommen.

¹⁾ Heiliges darf nicht verkauft werden. Es tut nicht gut. Der „heilige Brunnen“, der zu Königsberg in dem zur Burgfreiheit gehörigen Roggarten sich befindet, hat früher viele Kranke hergestellt, aber sofort seine Kraft verloren, als ihn eine Witwe mit einer Mauer umgeben und sein Wasser verkaufen ließ. Gräfe's Pr. Sagenbuch, II, 545. — ²⁾ Erf., XI, 191, 192; XVIII, 325, 326. — ³⁾ Schaller, IV, 75. — ⁴⁾ Valbin, I, 33, 34.

Leider verstand der Hund unrecht, folgte mir und umkreiste mich. Der Junge kam mir nach. „Lassen Sie sich nicht beißen!“ — „Das steht nicht bei mir, sondern bei dem Hunde“, gab ich zur Antwort und ging meinen ruhigen Schritt fürbaß. Der Knabe folgte und lockte. Der Hund aber machte einen Seitensprung, umkreiste mich und ließ mich nicht aus den Augen. So ging es bis zu einem Wäldchen; dort verlor sich der Knabe, indem er wahrscheinlich zurückblieb oder heimging. Der Hund aber verlor sich nicht, sondern umkreiste mich fort und fort, auch als ein Bauer Mann kam, auch dann, als der Weg einmal sehr schmal wurde und ich fürchten mußte, daß der Hund bei seiner Umkreisungswut, wenn er nicht über den hohen Rand hinabstürzen wollte, mir in die Beine fahren würde. Aber er hat mich doch nicht gebissen, obwohl er mir eine lange, lange Strecke bis auf die Straße bei der Schule in Kaltenbach gefolgt ist. Von hier an habe ich den Hund nicht mehr gesehen und kann sagen, daß ich sehr froh war, diesen Gefährten los geworden zu sein.

Wenn man von Kaltenbach herauskommt, so führt linker Hand ein Weg mit einem Wegzeiger zu den „Tschakert'schen Gräbern“, von denen schon oben bei der „Kreuzbuche“ die Rede war. An dieser denkwürdigen Stelle wurde am 23. August 1903 für die bei Kaltenbach und Haidl am 19. und 20. Juli 1757 gefallenen Oesterreicher und Preußen ein Denkmal enthüllt, für dessen Errichtung Ed. Lehmann aus Kreibitz sich bemüht hat. Das Denkmal ist eine künstlerisch aus Sandstein angefertigte Pyramide mit der erforderlichen Inschrift. Herr Dechant Wenzel hat das Denkmal eingeweiht, und auch Herr Gust. Nowak hat bei dieser Feierlichkeit eine Ansprache gehalten. Bei diesem Feste sollen gegen zehntausend Personen gegenwärtig gewesen sein.¹⁾

Ed. Lehmann bemüht sich seit Jahren sehr erfolgreich, vergessene Soldatengräber in Erinnerung und zu Ehren zu bringen. Hieher gehören die Preußengräber in Dschitz und auf dem Mückenhübel bei Haida (1866), das Franzosengrab am Kottowitzer Berge und das Scharmügel in Pshlerbauustellen (1813), Stephan Hollitschka (1813) in Haida, der tapfere Kroat in Niedertreibitz (1778), die Kriegerdenkmäler in Althabendorf und Liebenau und jetzt auch das Denkmal in „Tschakert's Gräbern“.²⁾

Bei dem Feuerwehrgestelle in Limpach kommt ein Fahrweg herein, und bei diesem hängt an einem Kirschbäumchen das hochwillkommene Kammzeichen, das wir bei unserer ersten Wanderung nicht gesehen hatten. Nun werden wir diesen Teil des Kammweges schon noch finden, aber bei einer nächsten Expedition. Ich verfolgte also den Weg, den wir schon früher gefunden hatten, bis in die Nähe des Ottenberges. Allein die neue Straße täuschte mich abermals. Ich war achtlos an dem Kreuze vorübergegangen, an welchem das Kammzeichen sich befinden soll. Später bog ich auf einem Fahrwege gegen den Wald ein, und da mir die Sache bedenklich vorkam, so fragte ich einen Acker Mann, wo der Weg nach Dittersbach gehe. Denn durch Herrn Aug. Frind, der inzwischen in der Grieselmühle und auf dem Rosenberge gewesen war und sich überall befragt hatte, waren mir bereits bejahende und verneinende Nachrichten

¹⁾ Boh. v. 30. Aug. 1903. — ²⁾ Erz., XXI, 293.

über den Lauf des Kammweges zugegangen. Der Ackersmann zeigte mir den Dittersbacher Weg sehr deutlich mit seinem Peitschenstecken, wobei er sich ziemlich weit von seinem Pfluge und seiner Arbeit entfernte. Die Entfernung von den Steinen, die er mir als Ziel wies, war aber größer als ich mir eingebildet hatte; auch geh' ich nicht gerne über Felder und Wiesen, bevor alles völlig beräumt und abgeerntet ist. Ich drang also in den Wald. Da war ich aber schön angeflogen. Überall gab es felsige Abhänge, und da ist es nicht ratsam, ohne genaue Ortskenntnis von oben herunter zu steigen, weil man sonst am Ende vielleicht nicht mehr abwärts, nicht mehr aufwärts kann. Zu einem Max auf der Martinswand hab' ich weder Eignung noch Neigung. Endlich gelang es mir doch, in den Grund hinab zu kommen, ich ging hin, ich ging her, suchte aber immer die Richtung meines Zieles festzuhalten, und endlich gelang es mir, den Kamnitzer oder Dittersbacher Weg zu erreichen. Ich war vor weiterer Irrfahrt gerettet.

Zunächst ging ich nun in der Richtung gegen Kamnitz, kam aus dem Walde heraus und sah die „Steinwiese“, auf welcher ehemals fast Stein an Stein lag. Ich dachte, wenn ich sie sah, jedesmal an einen riesigen Friedhof der Vorzeit. Es ist sehr seltsam, wie die flachen Steine natürlichen Weges auf diese hochgelegene Wiese gekommen sein können. Steinfelder an Berglehnen sind leicht zu erklären, aber diese Steine? Nun gut. Sicher ist, daß die Zahl der Steine auf dieser Wiese seit der Zeit, welche ich nicht mehr hier war, gar sehr abgenommen hat.

Ich ging noch weiter, aber ein Wegzeichen sah ich an keinem Baume, an keinem Strauch, an keiner Stange. Doch hat mir ein Mann, der zwischen den Steinen Gras mähte, die Versicherung gegeben, daß bei dem früher erwähnten Kreuze ein blauer Kamm zu finden sei. So weit wollt' ich aber doch nicht mehr zurückgehen. Ich wandte mich also um und ging nunmehr in der Dittersbacher Richtung. Und nun will ich den Weg beschreiben. Vom erwähnten Kreuze kommt man zuerst in den „Birkenbusch“, dann in die beschriebenen „Steinwiesen“, alsdann in den oberen „Kollbusch“. Vom Mariahilf-Bilde“ bis zur Grieselmühle wird der Weg als „Liencht“ bezeichnet. Was aber dieser Name bedeutet, vermag ich nicht zu sagen, auch hab' ich noch Niemanden gesprochen, der es mir zu sagen gewußt hätte.¹⁾

Im Kollbusche sah ich zwei neue Tafeln, welche nach Kamnitz und Dittersbach weisen. Später aber sieht man an einem Orte mit einer Ruhebank einen großen, bleichbläulichen Kamm. Unmittelbar hinter der Bank hängt ein Mariahilfbild, und es beginnt der Abstieg durch das „Liencht“. Das Mariahilfbild bringt mir eine Sage in Erinnerung. Hier im „Liencht“ hat sich einmal ein Mann an einer Fichte erhängt, die seitwärts vom Wege stand. Seither hat es an dem Orte viele Leute des Nachts „geäfft“. So ging auch einmal Stephan Richter aus Dittersbach spät in der Nacht aus Kamnitz nach Hause. Da schien es ihm auf einmal, als ob ihm ein großer Trupp Reiter im schnellsten Galopp nach-

¹⁾ Daß „Liencht“ aus „Lindicht“ zusammengezogen ist, will ich nicht als unmöglich, aber doch als zweifelhaft erklären. Vgl. *Grf.*, IX, 332.

geprengt käme. Der Mann sprang zur Seite, und ein Sturmwind jaufte an ihm vorbei. Gesehen hat er aber nichts. Später einmal ging er ebenfalls um Mitternacht denselben Weg. Es war Winter, und es lag viel Schnee. Da sah er ganz deutlich einen Mann bei jener Fichte stehen. Er grüßte denselben, bekam aber keine Antwort. Da standen ihm die Haare zu Berge, wiewohl er sonst nicht furchtjam war. Der Überzeugung wegen ging er den andern Tag noch einmal zu der Fichte. Und es führte zu seinem größten Erstaunen ein einziger Fußstapfen zur Fichte und keiner von der Fichte wieder zurück, obwohl es in der Nacht weder geweht noch geschneit hatte. Das war auf natürliche Weise nicht möglich, weil vom Wege bis zur Fichte doch einige Schritte Entfernung waren. Aber es war und blieb unter der Fichte nur ein einziger Fußtritt zu sehen.¹⁾

Der erste Teil des Dienchtweges ist vor einigen Jahren umgelegt worden, was als ein großes Verdienst des Gebirgsvereines für die böhmische Schweiz zu betrachten ist. In einer Windung mit gemäßigtem Gefälle zieht sich jetzt der Weg vom Mariahilfsbilde in den Grund. Es herrscht sehr angenehmer Waldesduft und meistens Schatten, viel Schatten. Auch ist der sandige Weg selbst nach einem Regen schön trocken.

Weiter im Grunde steht in einer Felsennische der gezeißelte Heiland in Ketten an einem Marterblocke, umwunden mit Kränzen aus Heidekraut. Unwillkürlich erinnert er mich an den Christus, der im Leipaer Klosterkreuzgange links von der hl. Stiege steht und wie die Sage behauptet, früher in der Kirche selber sich befand und zu einer gewissen Zeit des vorletzten Jahrhunderts des Rufes der Wunderthätigkeit sich erfreute. Er erinnert mich, sag' ich, doch ist der im Kloster entblößt, der im Walde ist bekleidet.

Endlich steh' ich neben der wahrhaft idyllisch gelegenen Grieselmühle. Sie hat ihren Namen von einem ehemaligen Mühlenbesitzer Griesel, der vielleicht mit jenem Schulmeister Christian Anton Grüßel verwandt war, von welchem die Aufzeichnung stammt, laut deren Kaiser Josef II. am 21. September 1779 nach Dittersbach kam, sich dort eine halbe Stunde aufhielt und der Gemeinde ein Gratial von zwölf Dukaten reichete. Am Datum (21. September) haben wir eine Zeit lang gezweifelt, aber schließlich hat das kaiserliche Tagebuch dem Dittersbacher Chronisten sein Recht verschafft.²⁾

Gegenwärtig wird in der Grieselmühle Zwirn gemacht. Und wenn ich Zeit hätte, so wollte ich weitläufig erzählen, wie in Schönlinde, wohin die Grieselmühle ihren Zwirn zu liefern hat, zu Zeiten des Grafen Philipp Kinsky die Zwirnerzeugung emporgekommen ist und das ehemalige Dorf Schönlinde zuerst zu einem Marktflecken und dann auch zu einer Stadt emporgebracht hat. Daher sei nur erwähnt, daß die Marktfreiheit, welche einen Wochenmarkt und einen dreitägigen Jahrmarkt umfaßte und insbesondere auf Garn und Leinwand sich erstreckte, am 3. August 1731 verliehen wurde. Es entstand eine Färberei in Schönlinde, auch zwei Leinwandbleichen in Daubitz und Schönlinde. Sehr wichtig war auch, daß der Engländer John Barnes vom Jahre 1732 bis zu seinem Ableben in Schönlinde blieb. Der Bleicherlohn betrug auf den 36 Garn- und

¹⁾ Grt., XXVI, 186. — ²⁾ Grt., IV, 2; J. Thomas, p. 48.

Zwirnbleichen, welche in Schönlinde entstanden waren, jährlich gegen 80.000 bis 100.000 Kronen.¹⁾

Ich setzte mich in eine Laube und bestellte ein Bier. Sobald es kam, nannte ich meinen Namen und überreichte eine Besuchskarte des Herrn S. Ohme in Schönlinde, dem die Grieselmühle gehört. Sofort wurde ich allerfreundlichst begrüßt und mir die Fahrt auf dem Grieselmühlteiche, der auch „Helenen-See“ genannt wird, nach Belieben freigestellt. „Wenn es nicht regnet“, sagt' ich. Denn es tröpfelte ein wenig, hörte aber bald wieder auf. Als bald wurde ich durch das Haus geführt. Wir überschritten ein Wassergerinne, welches durch ein ziemlich langes Felsentunnel hervorräuscht, und gelangten in ein Teichhaus oder nennen wir es lieber eine nach drei Seiten geschlossene Holzveranda, die nach dem Teiche halb offen ist. Hier wurde nun dem Gambrinus sein Recht. Und die Frau erzählte mir dies und das und jenes, was ich fragte. Da erfuhr ich denn auch, daß seit langer Zeit jedem Fremden das Befahren des Teiches verwehrt ist, wenn er nicht eine Karte von Herrn Ohme bringt, der als Besitzer der Mühle das Verbot erlassen hat und dadurch offenbar Unfälle vermieden haben will. Gewiß, es ist sehr angenehm, im Teichhäuschen ein Glas Bier zu trinken, aber noch angenehmer ist es, von dort aus den Kahn zu besteigen, wozu vorn die Türe sich öffnet.

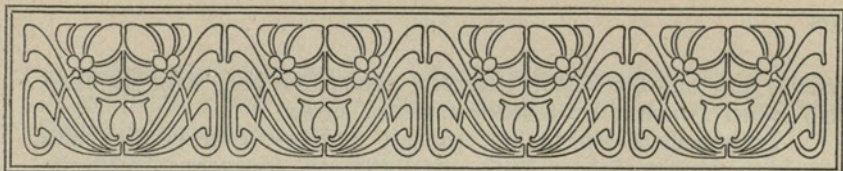
Ich versichere, die Fremden verlieren viel, ich selber aber benützte die Gelegenheit. Der Kahn wurde herbeigezogen, wir öffneten die Türe, welche das Teichufer freigibt, und ich stieg ein. Der Teich hat eine wunderbar schöne, eine wirklich idyllische Lage, inmitten von Bäumen, Hügeln, Höhen, oben Himmel und unten das Wasser. Zugleich neigt sich die Sonne zum Untergange und blinkt und blitzt durch die Bäume samt dem Goldgewölke des Abendhimmels. Friedliche Ruhe überkommt den Wanderer. Er träumt. Fast war er eingeschlafen. Längst vergangene Stunden erwachen mit ihren Erinnerungen.

„Es gibt ein Glück für alle Lebenszeiten,
Es gibt ein Glück aus allen Seligkeiten.
War solch ein Glück Dir einmal zugemessen,
So wirst Du nimmer, nimmer es vergeßen!“

Wir fuhren hin und her und auf und ab. Eine besondere Zierde des Teichspiegels sind auch die rötlich schimmernden Seerosen, deren es hier eine ziemliche Anzahl gibt. Kurz, es war ein Idyll, so süß und einzig, wie es in den Romanen vorkommt. Sie werden mir unvergeßlich bleiben: Die Fahrt zur Mittagsstunde auf dem Schwarzen See im Böhmerwalde, die Fahrt auf dem Hirnsner Teiche während der Abenddämmerung und die Fahrt auf dem Grieselmühlteiche zur Stunde des Sonnenunterganges.



¹⁾ Mujžil's Markt Schönlinde, p. 61—64, 70.



→: Schemmel. ←:

Ich zahlte, danke und ging weiter. Nach wenigen Schritten, die ich von der Grieselmühle tat, sah' ich rechts über den Feldern einen riesigen Steinblock mit eigenartiger Verwitterung, die mich an die Gestaltungen der „Hundskirche“ bei Heutor erinnert. Bald darauf ragt rechts und unmittelbar an der Straße ein Felsen, dessen Verwitterung ebenfalls beachtenswert ist. Ich erreiche die Bezirksstraße und

verlasse für heute den Kammweg, dessen Zeichen ich hier bemerke. Ich wende mich nach Dittersbach, wo ich seit den Jahren meiner Studien manch einen schönen Tag verlebt habe. Dort, wo der Seitenweg nach Schemmel abzweigt, seh' ich links im Felsen ein Bild: „Es ist vollbracht“. Der Felsen, in den das Bild eingelassen wurde, ist felchähnlich und erinnert durch die Eigenart seiner Verwitterung abermals an die oberwähnte „Hundskirche“, ein Beweis, daß diese Verwitterungsart gar nicht so selten sein kann, aber ich mag sie früher zu wenig beachtet haben, bis die wunderbaren Säulengestaltungen der Hundskirche mich aufmerksam machten und über die Art ihrer Entstehung nachzudenken zwangen.

Das Hôtel Bellevue, in welchem ich einkehrte, ist schon wegen seiner herrlichen Lage eines Besuches wert. Was mich diesmal besonders wunderte, war der billige Preis für mein Quartier. Vielleicht weil die Saison schon sehr vorgerückt war, vielleicht weil mich die Wirtin schon seit Jahren kannte, ich weiß es nicht, aber billig war es.

Ich bin seit weit mehr als vierzig Jahren so oft und unter so verschiedenen Verhältnissen in Dittersbach gewesen, daß ich, um der Bedeutung dieser altbekannten Sommerfrische gerecht zu werden, wohl nicht notwendig haben werde, heute nochmals grüßend und genießend durch den Ort auf und ab zu gehen. Ich setze mich also vor ein Glas Pilsner und

beginne ganz aus dem Kopfe folgendes niederzuschreiben, wozu ich dann nach meiner Heimkehr die Quellen anmerken werde.

Dittersbach ist ein uraltes, jederzeit deutsches Dorf gewesen, und wird schon in den Jahren 1387 und 1392 im Rammnizer Stadtbuche erwähnt. Die Freiheiten des Dittersbacher Gerichtes, welche Sigmund v. Wartenberg auf Tetschen im Jahre 1497 am Sonntage nach Johannes Bapt. bestätigte, waren damals schon sehr alt, aber auch nicht unwichtig. Matthes Beschte von Dittersbach besaß damals zwei wüste Erben, das eine bei dem Gerichte gelegen, das andere wurde „Hruschke“ genannt. Frei zu mäzen, zu brauen, zu schenken, zu schlachten und zu backen gehörte zu den Dittersbacher Gerichtsfreiheiten. Auch durfte der Besitzer des Gerichtes Hasen auf dem Seinigen „mit Horden schlagen“ und stellen. War ein Schneider nötig, so durfte er aus der Stadt Rammniz geholt werden. Auch durfte der Richter Bier aus der Stadt Rammniz ungehindert kommen lassen.

Schon vor der Zeit des Matthias Zeybigt (1605—1613) hatten nach dem Tode des Richters Balth. Michel von Dittersbach die Schöffen erklärt, diese Freiheit sei so zu verstehen, daß der Richter für den eigenen Bedarf mäzen dürfe, aber nicht behufs des Wiederverkaufes.¹⁾ Es verdient bemerkt zu werden, daß die Nachkommen jenes Richters Balth. Michel sich bis auf unsere Zeiten im Besitze des Gerichtsgutes behaupteten. Michel's Gasthof ist wohlbekannt und auch das Türmchen auf dem Gehöfte.

Im Jahre 1748 gab eine Viehseuche die Veranlassung, daß in Dittersbach eine Kapelle zum hl. Johann v. Nepomuk gebaut wurde. Der Schulmeister Christ. Ant. Grübel war seit 1752 in Dittersbach tätig und verzeichnete, wie bereits erwähnt wurde, in der Matrif die Anwesenheit des Kaisers Josef II. im Jahre 1779. Wenige Jahre später (1787) wurde Dittersbach zu einem Pfordorfe erhoben.²⁾ Ich selbst habe als junger Mensch gesehen, wie der neu vergoldete Turmknopf auf dem Kirchhose emporgezogen und dem Turme wieder aufgesetzt wurde. Bei solchen Gelegenheiten muß junges Volk immer zugegen sein. Das ist gleichsam dessen angeerbtes Ehrenrecht, wie Homer sagen würde. Und es ist gut so, weil sich die Erinnerung an das Geschehene desto länger und zäher behauptet.

Als Sommerfrische und Wanderziel zahlreicher Fremder ist Dittersbach schon in vormärzlicher Zeit viel gerühmt worden. Die Weganlagen in den Wäldern und die Schutzhütten auf den Felsen waren für die Ankömmlinge äußerst anziehend. Ich erinnere mich noch, mit welcher Begeisterung wir als Gymnasiasten in Dittersbach einrückten und auf den Bergen herumkletterten. Wohl mußten wir unsern Geldvorrat immer wieder überzählen, um ein Butterbrot und einige Glas Bier mit Sicherheit herauszuschlagen, allein trotz dieser kümmerlichen Geldverhältnisse konnte es keinen fröhlicheren Menschen geben, als wir damals waren. Nun hat sich wohl im Laufe der Jahre durch die Gewohnheit und die Wiederholung meiner Besuche der Überschwang des seligen Naturgeföhles ein wenig abgestumpft, aber noch immer beherrscht mich eine Art Wonnegeföhle, wenn

¹⁾ R. Linke: Erz., II, 71, 72. — ²⁾ Sommer, I, 256.

ich mich in Dittersbach aufhalten und die Felsen betrachten oder wohl gar in den Wäldern und auf den felsigen Bergen mit Führer oder auch ohne Führer herumwandern kann.

Ob wir uns im Bellevue-Hôtel oder im Alten Gericht (Michel's Gasthof) oder im Kronprinzen einlagern, wir wollen die Wälder und Berge besuchen: das Stammbrückental, die Balzhütte mit manchem und manchem Auerhahnstoß, den Wespenberg mit der Jungfertanne, die Theodorenhalle samt der „engen Stiege“, die Grazien- oder Schlangenfichte, den Rudolfstein (480 m), die Wilhelminenwand (437 m) samt Balzer's Lager, wo sich eine fliegende Schankwirtschaft befindet, und den besonders spitzen und merkwürdigen Marienfelsen (427 m), vielleicht auch den Falkenstein (377 m), auf dem sich die Ruinen einer Burg befinden, die einst zum Schutze der Böhmerstraße gedient hat. Die Burg Falkenstein bei Dittersbach ist vom Falkenstein bei Schandau genau zu unterscheiden. Manche Angaben, die man früher auf den Schandauer Falkenstein bezog, betreffen in der That den Dittersbacher Falkenstein. Das gilt insbesondere von den Botengängen, bei denen Herr Dr. G. Piff, um ganz sicher zu gehen, auch die Botenlöhne sorgsam verglichen hat.¹⁾

Marienfels, Wilhelminenwand und Rudolfstein — letzterer die höchste Erhebung unter den Felsgebilden der Dittersbacher Schweiz — haben ihren Namen von Mitgliedern des Rinsky'schen Fürstengeschlechtes, tragen auf ihren mit Hilfe zahlreicher Stufen ersteigbaren Gipfeln seit langen Jahren Holzschuhhütten und bieten eine sehr schöne Aussicht, die besonders auf dem Rudolfsteine gerühmt werden muß. An die Zeit, in welcher die „Dittersbacher Schweiz“ zur Berühmtheit geworden war, erinnert noch die „Fürstenruhe“. Dort sieht man unterhalb im Felsen eine Fürstenkrone und dabei ein W und das Zeitzeichen 18^{10/6} 49. Damals soll die Fürstin Wilhelmine Rinsky das letzte Mal in Dittersbach gewesen sein. Daher ist es wohl auch nicht gar zu streng zu nehmen, wenn irgendwo²⁾ behauptet worden ist, daß Dr. Wilh. Kögler im Jahre 1857 durch Aufsätze der „Bohemia“ auf die „böhmische Schweiz“ öffentlich aufmerksam gemacht habe. Der Ruf der „Dittersbacher Schweiz“ ist gewiß bedeutend älter.³⁾ Doch können jene Aufsätze insbesondere zur Verbreitung ihres Rufes in Böhmen immerhin erheblich beigetragen haben.

Östlich von Dittersbach liegt Rennersdorf an den Lehnen der „Rennersdorfer Höhe“ (407 m). Der Ort muß früher eine gewisse Wichtigkeit besessen haben, und man möchte beinahe glauben, daß das Wirtschaftsamt vom Falkenstein nach Rennersdorf verlegt worden sei. So sollten im Jahre 1663 einige Rannitzer Bürger aus der Büttelei nach Rennersdorf in Arrest gebracht werden, wobei elf Forstknechte samt zwei Musketiern den mit vier Pferden bespannten Wagen begleiteten.⁴⁾ Auch Erber (1760) erwähnt ein Schloß und Sommer (1833) ein „Herrnhaus“ in Rennersdorf.⁵⁾

¹⁾ Vgl. *Exl.*, XVIII, 295. — ²⁾ *Rivnac*, p. 172. — ³⁾ In Wien sind bereits 1851 „Erinnerungen an die böhmische Schweiz“ in 4 Stahlstichen mit kurzer Erklärung erschienen. *Exl.*, XIV, 255. — ⁴⁾ *Exl.*, XVI, 334. — ⁵⁾ *Som.* I, 259.

Zwischen Dittersbach und Rennersdorf befindet sich das „Frauenloch“. Der Oberförster Ferd. Bund soll in seinem Sammelwerke niedergeschrieben haben, daß die Besitzerinnen des Gutes Rennersdorf, um nach Hermsdorf in den Gottesdienst fahren zu können, den Fußsteig zwischen den Felsen bei Dittersbach zur Wagenbreite hatten erweitern lassen. Davon der sonderbare Name.¹⁾

Nun war Dittersbach zur Preußenkriegszeit 1778 noch nicht kirchlich selbständig, und obwohl es bereits eine Begräbniskirche hatte, so gehörte es doch mit Schemmel zur Seelsorge in Windischkamnitz. Daher hielt der aus Drum gebürtige Seelsorger Johann Nep. Just, dessen Dienst kein leichter war, sich ein Versehpferd, einen Schimmel. Als nun Just von den Preußen erfuhr, welche, wie es hieß, bei Hermsdorf nach Böhmen herein wollten, ritt er der Gewißheit halber nach Dittersbach. Aber in der Nähe des erwähnten Frauenloches geriet er unter die Preußen, welche schon diesseits des Rinnitzschbaches waren und in der Nähe der Biela standen. So geschah es, daß Just ohne Pferd und ohne Uhr nach Hause kam. Als bald lagerte sich General Möllendorf auf den Meierhofsfeldern bei Kamnitz, wo es recht lustig herging, wie es der Morgenglöckner Elias Bilz, dessen Mutter im preussischen Lager mit Schuhzwecken und anderen Dingen handelte und ihren Sohn mitnahm, selbst gesehen und dem späteren Dechant Benedikt Büchse von Schönlinde erzählt hat. Das preussische Hauptlager befand sich aber bald darauf bei Niemes, von wo Just mit Hilfe einer Bescheinigung vom General Möllendorf sein Pferd wieder zurück erhielt. Nämlich die Haushälterin, die das Pferd zu füttern pflegte, und bei deren Stimme es zu wiehern gewohnt war, ging in das Lager und suchte nach ihrem Schimmel, obwohl sie von den Soldaten viel Stichelei mit der Zunge und der Bajonettspitze aushalten mußte. Allein sie kam schließlich doch an ihr Ziel. Das Pferd wieherte freudig bei ihrem Anblicke, sie erkannte den treuen Schimmel, und so kamen beide glücklich wieder nach Hause.²⁾

Von einem späteren Seelsorger erzählt man folgendes Geschichtchen. „Pater Hantschel war Pfarrer in Preschkau, dann in Dittersbach, wo er aber nur kleine Einkünfte hatte. Es starb Niemand, und es starb Niemand. Und wenn er auch Jemanden schon versehen hatte, so legten sie dem Kranken ein Pechpflaster auf den Magen, und so wurden, anstatt zu sterben, alle wieder gesund, wie er es selbst erzählt haben soll. Da kam nun einmal seine Schwester, welche ihm die Wirtschaft führte, nach Markersdorf auf den Friedhof, wo sie so viel neue Gräber sah. „Se doch! Se doch!“ hatte sie gesagt. „Was aber da für neue Gräber sind, eins am andern! Hinten in Dittersbach, da stirbt fast gar Niemand.“³⁾

Als Seitenstück zu dieser Anekdote habe ich noch eine andere Geschichte mitzuteilen, welche aber noch viel lustiger ist. In Markersdorf war einmal ein Pfarrer, unter dem eine Zeit lang Niemand sterben wollte. Es dauerte Wochen, und es dauerte Monate, aber es starb Niemand und es starb Niemand. Da wehlagte der Pfarrer, daß Seelsorger, Lehrer und Toten-

¹⁾ Erz., III, 232. — ²⁾ Erz., III, 232, 233. — ³⁾ Erzählt von Franz Flegel in Kammitzgerneudorfel.

gräber kein Einkommen hätten! Darauf sagt ihm Jemand, es sei kein Wunder, wenn Niemand sterbe, da der Tod an der Stelle, wo man auf alten Bildern eine Weintraube gemalt sieht, ein Wespennest habe und daher unmöglich ausgehen könne, um einen Sterbenden abzuholen. Richtig, gleich am nächsten Morgen geht der Pfarrer hinter die Kirche zur Totentapelle, über deren Türe der Tod mit seiner Sense steht. Und in der That, der Tod trug ein riesiges Wespennest, gerade an der Stelle, wie es beschrieben worden war. „Daß Dich!“ So sagte der Pfarrer, und er wird aus dem Pfarrhose ein Stängel holen und mit dem größten Eifer das Wespennest von den Weinen des Todes „herunterstellern.“ Seit dieser Zeit herrschte auch in Markersdorf wieder die gewöhnliche Sterblichkeit.¹⁾

Nach Einigen soll der Zerstörer des Wespennestes derselbe Pfarrer Glaser gewesen sein, der mich getauft hat. Nun, deshalb kann er doch neben den ernstern auch seine heiteren Seiten gehabt haben. Jedesfalls soll er oft geklagt haben, daß der „Kantner“ (Cantor oder Oberlehrer) ein viel größeres Einkommen habe als er, der Pfarrer. Daraus wird man wohl merken, wes Geistes Kind er war, nach welcher Richtung seine Klagen zu gehen pflegten und mit welchem Eifer er seine Stange gegen das Wespennest gehandhabt haben mag.

Gehen wir einmal von Dittersbach über Rennersdorf weiter. So finden wir bei den „Bachhäusern“ den Kreibitzbach in unmittelbarer Nachbarschaft der Straße. Verfolgen wir nun den Bach talab, so geleiten uns die Wege und Stege des „Paulinengrundes“, den der Gebirgsverein im Jahre 1882 erschlossen hat, bis zur idyllisch gelegenen Grieselmühle, in deren Nähe die im Sandstein ausgewaschene „Najadenhöhle“ zu suchen ist. Bei der Grieselmühle erweitert sich das Thal, und wir können binnen wenigen Minuten wieder in Dittersbach sein.

Zu empfehlen ist der Waldweg von Dittersbach nach Hinterdittersbach. Ich bin ihn zweimal gegangen und habe mich sehr über die Kohlenmeiler gefreut, welche knapp am Wege zu sehen waren. Bei solchem Anblicke gedenkt man der alten Zeiten, in denen die Kohlenbrennerei ein weitverbreitetes Gewerbe war, und des sächsischen Köhlers, der mit seinem Schürstabe den Prinzenräubern wacker zusetzte. Auch befindet sich an diesem Wege ein Marienbild, welches ein Maurer, der öfters des Nachts von der Kirnscht nach Dittersbach zu gehen hatte, in einer Felsenische unterbrachte. Seither haben seine Nachkommen noch immer für das Bild „Maria Krönung“ Sorge getragen.²⁾

Von Dittersbach gelangt man, wenn man will, durch das prachtvolle Bielatal zur Grundmühle. Nicht weit vom Eingange dieses Grundes stand ehemals Blech's Haus, welches angeblich das erste in Dittersbach gewesen ist, und eine Brettmühle. Wenn nun der Müller einen Klotz aufzog und nach „Budersdorf“ zu Biere ging, so war, wenn er nach Hause kam, das Brett geschnitten. In diesem Budersdorf, das längst verschwunden ist, soll ein Friedhof gewesen sein. Und der Name „Friedhof“ besteht noch. Auch soll davon noch im Grundbuche stehen.³⁾

¹⁾ Erzählt von Franz Töpfer in Rannitzernudorfel. — ²⁾ Erz., XXIV, 199. —

³⁾ Erzählt von Herrn Förster Schindler in der Balzhütte.

In der Nähe der Mühle stand auch ein Haus, deren Bewohner vor 70 oder 80 Jahren den Paschern oder Schmugglern Unterstand gaben. Das dauerte aber nur so lange, bis einer von der Grenzwaſche mit der Hauſtochter eine Liebſchaft anſang, ſo daß die Paſcher um ein Haar die „Schanze verſehen“ hätten und ganz tüchtig hineingefallen wären. Da war es mit der Unterkunft auf einmal zu Ende. Der Schmuggel ſtand aber zu jener Zeit in ſolcher Blüte, daß die Paſcher in Zügen von 300, von 500, ja ſelbſt von 700 Mann die Landesgrenze überſchritten und ſich gewöhnlich bei Güntersdorf in kleinere Abteilungen auflöſten, welche alſdann jede für ſich der Heimat zuſtrebten. So zogen ſie, zum Teil auf ſehr gefährlichen und beſchwerlichen Wegen, von der Grenze meiſtenweit in das Innere des Landes hinein, bis ſie endlich mehr oder weniger glücklich den Ort ihrer Beſtimmung erreichten. „Wenn Sie einen ſolchen Weg, den wir in der finſterſten Nacht gehen mußten, am helllichten Tage gehen ſollten, Sie würden vielleicht ausrufen: Nicht um viel Geld geh' ich einen ſolchen Weg und brech' Hals und Beine!“ So erzählte mir einer, der dabei war.¹⁾ Und ein anderer, den ich kannte, war auch einmal dabei geweſen. Denn der Lohn für eine Nacht war ſehr verlockend und mit einem gewöhnlichen Tagelohne nicht zu vergleichen. „Aber es war eine böſe Nacht. Überall waren uns die Verfolger auf der Fährte. Dabei war es ungemein kalt, und doch mußten wir in derſelben Nacht dreimal durch den Kamnitzbach waten! Da kann ſich Einer ſofort den Tod holen. Einmal und nicht wieder, ſagt' ich und bin in meinem Leben nicht mehr paſchen geweſen, ſondern habe mir mein Brot auf andere Weiſe zu verdienen geſucht.“

Hierher gehört auch eine Sage, die mir am 1. Auguſt 1889 der Dittersbacher Bergführer Joh. Knobloch erzählt hat. Im Jahre 1829 gab es in Rumburg einen Auſſtand wegen der Grenzjäger, welche mehrere Paſcher verfolgten, die ſich auf den Hutberg in eine Windmühle flüchteten, welche dort ſtand. Da kam viel Volk und umringte die Jäger. Einer nun hat den Sohn der Mühlfrau, einen wunderſchönen Rekruten, todgewoſſen. Inſolge deſſen wurde die Kaſerne geſtürmt, welche in der Töpfergaſſe lag. Viel Gerät wurde herausgeworfen. Aber ſpäter wurden viele aus der Bevölkerung eingesperrt und ſind dann im Kriminale geſtorben.

Doch zur Gegenwart zurück, zu meinem Piſkner. Ich fragte Frau Dertel nach dem Kammwege, das heißt, wo er zur Grundmühle gehe. Sie wußte es nicht. Sie fragte ihre Leute, ſie fragte ihre Gäſte. Alles umſonſt. Ich konnt' es beſchlafen.

In der Nacht hört' ich den Regen rauſchen, am Morgen ſah ich, daß es mächtig geregnet hatte, weſhalb ich auch den Balkon nicht benützen konnte, auf dem noch immer das Waſſer ſtand. An einem ſchönen Sommertage muß dieſer ſchattige Balkon wirklich ein lauſchiges Plätzchen bieten.

Ich ſuchte mein Kammzeichen auf, nämlich das letzte, welches ich geſehen hatte, und verfolgte die Straße gegen Schemmel. Am Ausgange eines Wäldchens ſah ich an einem Fichtenſtamme einen blauen Kamm. Wahrſcheinlich geht hier der ſchmale Fußweg über die Hochebene zwiſchen Schemmel

¹⁾ Erz., V, 27, 28.

und Dittersbach. So dacht' ich. Ich versuchte diesen Fußweg auf eine ziemliche Strecke. Da ich aber nirgends ein weiteres Zeichen fand, so kehrte ich zur Straße zurück und ging meines Schrittes weiter gegen Schemmel. Doch nirgends konnte ich noch ein blaues Zeichen gewahren. Auch in Schemmel nicht. Ueberdies wußte ich von Herrn Aug. Frind, daß der Kammweg nicht nach Schemmel führe. Ich hätte also wieder umkehren und es doch mit dem beschriebenen Fußwege versuchen müssen, auf den ohnehin der Kamm zu deuten scheint. Ich hatt' es aber satt und dick, ging daher unbedenklich weiter.

Schemmel lohnt es wohl, daß man diesen Weg geht und sich des Weges freut, denn das Dorf Schemmel ist durch seine Lage zwischen Felsen und Wäldern sehr begünstigt. Auf Schritt und Tritt bietet sich dem entzückten Auge ein neues und wieder ein neues Bild. Auch gibt es hier eine ganz unscheinbare, völlig in Sandstein ausgehauene Kapelle, an der man, wenn man nicht aufmerksam gemacht ist, leicht achtlos vorübergeht. Denn der erdfeste Sandsteinblock, welcher die Kapelle in sich birgt, würde, wenn die Türe nicht wäre, vollständig jenen von Regen und Wetter abgeglätteten, benagten und befreßenen Felsblöcken gleichen, deren man in unsern Sandsteingebieten so viele zu sehen bekommt. Diese Felsenkapelle ist aber 12 bis 16 Schritte lang und so breit, daß zwei Bankreihen, jede mit fünf Bänken, darin Platz haben und noch reichlich Raum verbleibt.¹⁾ Auch hat sie zwei Fenster, der ansehnliche Hochaltar trägt ein Marienbild. An den Wänden gibt es mehrere Bilder, auch sechs Fahnen sind vorhanden. An der Seite befindet sich in der Mauer Christus im Kerker, vor welchem eine Lampe angebracht ist.²⁾

Daß es in dieser wald- und wildreichen Gegend mit ihren Felsenklüften und Schlupfwinkeln zu gefetzteren Zeiten nicht an Wildschützen gefehlt hat, beweisen die Sagen vom „Schemmler Adam“. Dies war wohl der merkwürdigste Mann, der je in Schemmel gelebt hat. Sein Hauptziel war die freie Jagd, und da sie zu alter wie zu neuer Zeit nicht frei gegeben wurde, so jagte er widerrechtlich als Wilderer. Das Stübchen, in welchem der „Schemmler Adam“ wohnte, ist noch vorhanden, aber nicht mehr bewohnt, sondern die Fenster sind fast völlig mit Brettern verschlagen. Hier hat denn auch Adam einmal einen sonderbaren Beweis seiner Schußsicherheit abgelegt. Er gab nämlich einem Knaben aus dem Dorfe ein Insektlicht, das er auf einem Bachstege, der gegen zweihundert Schritte weit entfernt war, mit den Händen hoch über den Kopf emporhalten sollte. Kaum hatte sich aber der Knabe auf dem Stege aufgestellt, so schoß der Schemmler Adam mit seinem Stutzen zum Fenster heraus, und richtig, er hatte das Licht mitten durchgeschossen, so daß die obere Hälfte haltlos herabsank. Dem Jungen gab er einen „Zweiböhmer“, und damit war die Sache abgemacht. Nun waren die Eltern des Knaben allerdings sehr aufgebracht, als die Geschichte im Dorfe ruckbar wurde, aber vor einem Wilderer wie Adam hütet sich ein Jeder. Denn mit solchen Leuten, die wie die Riesen der griechischen Heldenzeit ungesellig und fast ungesellig lebten, war nicht gut Kirichen essen. Ubrigens befriedigte Adam

¹⁾ Gzf., VIII, 77. — ²⁾ Besucht am 1. August 1889.

seine Jagdgelüste nicht in der Nähe oder gar auf Unkosten der Schemmler Einwohner. Das Nest hielt er rein. Seine Hirsche holte er sich meistens aus sächsischen Tiergärten. Er verlangte nach den „Kindern des Königs“. Einmal war er denn auch wieder mit einem Gefährten in's Sächsische gegangen und in einen Tiergarten eingedrungen, wo er einen starken Hirsch erlegte, den er ruhig aufbrach und ausweidete. Doch der Förster, dem der Tiergarten anvertraut war, hatte den Schuß gehört, schlich sich leise heran und griff unversehens nach dem Gewehre, welches Adam an einen Baum gelehnt hatte. „Ein schönes Gewehr!“ sagte der Förster. Ruhig erhob der Schemmler Adam die Augen von seiner Arbeit und wies mit der Messerspitze nach einer Fichte, hinter welcher ein Gewehrlauf hervorblickte und gerade auf den Förster gerichtet war. „Dort ist einer, der hat ein noch schöneres!“ Adam sprach es und ließ sich in seiner Arbeit nicht weiter stören, der Förster aber lehnte Adam's Gewehr schweigend wieder an den Baum, wo es früher angelehnt gewesen war, und schweigend ging er unverweilt seiner Wege. Als er nach einer Weile mit bewaffneter Hilfsmannschaft wieder an den Ort kam, war der Schemmler Adam samt seinem Gefährten und samt dem ausgewideten Hirsche spurlos verschwunden.¹⁾ Wer hätte den Wilderern nachgehen und sie in den wilden Schluchten und Löchern suchen sollen? Denn die Landschaft an der Grenze Böhmens und Sachsens ist hügelig und felsig, mit Wald bedeckt und von wilden Schluchten durchzogen. Früherer Zeit wurde diese Wildnis fast nur von Jägern, Schmugglern und Wilderern besucht, denn das felsigen und waldreiche und von der Kirnisch, sowie von dem fast unüberschreitbaren Kamnitzbache durchschnitene Gebiet war ehemals für Handel und Wandel schwer zugänglich. Bewohnt war es auch sehr wenig, und es ist auch heute nicht viel anders. Das einsame Kainwiese, das abgelegene Stimmersdorf, das hochgelegene Hohenleipa, die Balzhütte, Hinterdittersbach und Hinterdaubitz, das sind und waren so ziemlich die einzigen Wohnstätten in dieser Einöde. Jetzt widerhallt es hier freilich von Rufen der Touristen, und große Gasthöfe sind bereit, den Fremdenbesuch zu unterstützen und auszunützen. Das war aber zu Adams Zeiten ganz anders.

Wunderlich ist folgende Anekdote. Einmal war der Adam zum Nechwitzer Pfarrer gegangen und fragte ihn, ob er nicht ein Rehböcklein brauchen könne, denn es war nur wenige Tage vor dem Nechwitzer Feste. „Warum denn nicht?“ sprach der Nechwitzer Pfarrer. „Das käme mir gerade recht.“ — „Aber was ich bemerken muß, ich möchte halt fünf Gulden Vorschuß haben.“ — „O ja, wenn es nur wahr ist.“ — „Sie können sich darauf verlassen“, sagte Adam; „am Festmorgen liegt der Bock im Schupfen.“ — Am Festtagsmorgen ging der Herr Pfarrer selber in den Schupfen. Es lag wirklich ein gefüllter Sack darin. Aber als ihn der Pfarrer öffnete, war nichts darin als ein alter Holzstock. „Der Halunke hat mich tüchtig betrogen“, sagte der Herr Pfarrer und mußte sich getrösten, weil es doch nicht anders ging.

Noch ärger ist aber folgende Nachricht, welche, wenn sie sich bestätigen

¹⁾ Eine ähnliche Geschichte wird von Schützen-Tin aus Schemmel erzählt. Ergl. IX, 188.

sollte, vom Andenken an den Schemmler Adam den letzten Nimbus streifen dürfte. Der bekannte Kohnmann, von dem gewiß auch so Mancher aus den geschätzten Lesern gehört haben wird, soll nämlich einer von Adam's besten Freunden gewesen sein. Er hielt sich, wenn seine Raubzüge gelungen waren, oft tagelang bei Adam im Schemmel auf, wo sie auch die liebe, lange Nacht spielten und aßen und tranken.¹⁾ Ein Bedenken gegen diese Freundschaft liegt in dem Umstande, daß Adam um das Jahr 1830 noch gelebt und in Schemmel gehaust haben soll, wogegen Kohnmann's Blütezeit um ein gutes Jahrzehnt später fällt.²⁾

Unser Weg führt weiter. Zur Linken unter den hohen Felsenwänden winken die Grabkreuze eines Friedhofes. Es ist mir, als ob eine bekannte Stimme rief, die Stimme meiner Ruhme, welche hoch in Jahren bei einem Besuche in Schemmel ihr letztes Stündchen kommen sah. Ich weiß es noch wie heute. Mir träumte, daß mir ein großer, starker Zahn ausgebrochen war. Und unter dem Zahne hing ein Blutstropfen. Die Schmerzen aber waren mäßig, so mittelweg. Meine Mutter, dacht' ich, würde sagen, daß Jemand aus der Verwandtschaft sterben werde, „doch kein ganz Nahes, sonst würde der Schmerz noch größer gewesen sein“. Mit solchen Gedanken, die sonst durchaus nicht zu meiner Gewohnheit gehören, ging ich in die Schule. Als ich aber gegen Mittag aus der Schule kam, so lag da ein Brief, worin die Nachricht stand, daß meine Ruhme Franziska, welche mir auch manchmal Sagen erzählt hatte, bei einem Besuche in Schemmel gestorben sei (22. April 1891). Der Traum hat sich also rasch erfüllt. Aber man spricht immer nur von Zeichen, welche sich erfüllt haben, und schweigt von jenen, welchen keine Erfüllung gefolgt ist. Das ist das ganze Geheimnis solcher Wunderfälle.

Bald sind wir bei der „Kahnfahrt“.³⁾ Aber ich benütze sie nicht, indem ich über Windischkamnitz und Zonsbach meiner Heimat zustrebte, wo ich noch zu guter Vormittagsstunde eingetroffen bin. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß mir der anderthalbtägige Weg, obwohl er seinen Zweck nur teilweise erreichte, doch ungemein viel Freude gemacht hat.



¹⁾ Mitgeteilt von Better Hackel auf den „Schemmler Folgen“. — ²⁾ Um diese meine Behauptung ist es sehr schlecht bestellt, wenn sich eine Nachricht bestätigt, die ich erst diesen Winter erhielt. Darnach soll Adam, als der Räuberhauptmann Kohnmann eingezogen wurde, mit seinen drei Söhnen nach Polen verzogen sein. Mitgeteilt von Frau Anna Hackel geb. Kreislich. — ³⁾ Wie mir Herr Oberlehrer Kühnel am 11. Feb. 1904 schrieb und wie eine von Herrn J. Mohr mir übersandte Karte ausweist, werden von der „Kahnfahrt“ zwei Wege bezeichnet, wovon der eine von der Kahnfahrt direkt zum Rosenberge führt, während der andere über Grundmühle, Kirchgrundbrücke und Kamnitzleiten seine Richtung zum Rosenberge nimmt. „Ich glaube, der bei weitem vorzüglichere, also Hauptweg“, sagt Oberlehrer Kühnel vom letzteren. Und das ist auch meine Ansicht. Der erstere Weg empfiehlt sich aber, wenn Jemand es vorzieht, vom Rosenberge zum Jeschen zu wandern.



Über die Folgen.

pach seit meiner letzten Anwesenheit
zeichen vervollständigt worden war.

Zwischen Oberhasel und dem Kaltenberge hatte ich früher nie ein Kammzeichen gefunden. Jetzt ist dort wiederholt ein blauer Kamm zu sehen. Den Berg zu besteigen war überflüssig, da die Bergwirtschaft für dieses Jahr bereits geschlossen wurde. Bei dem Gasthause zum Kaltenberge steht eine prächtige Doppellinde, neben welcher eine kleinere Linde das Kammzeichen trägt. Von hier führt ein schmaler, aber sehr steinreicher Weg zwischen den Zäunen bergnieder, bis wir an einer Linde ein ganz frisches und noch wetterfestes Zeichen finden. Wir wenden uns rechts und verfolgen zwischen den Häusern einen wohlbezeichneten Weg, der in ziemlich gleichmäßiger Entfernung von dem Waldrande des Kaltenbergfußes sich hinzieht. Bei dem Gasthause „zu Oberhasel“ stehen mehrere junge, aber hohe Bäume, in deren Geäste Staarhäuschen hängen, zwischen ihnen ein Baum, der kein Staarhaus trug, auch sein Laub schon ziemlich verloren hatte, aber durch einen blauen Kamm ausgezeichnet war. Es folgt ein Zeichen an einer Eiche, und der Kammweg hält sich noch immer zwischen den Häusern. Hinter dem letzten Hause rechts hängt ein Kamm an einer Weide und wieder nach einer Weile ein Marienbild an einer Fichte. Ganz nahe dem Waldrande des Kaltenberges, wo ich neulich

in das Gehölz eingebogen war, hängt wiederum ein Kammzeichen an einer Fichte, und ich glaube, nicht fehlzugehen, wenn ich behaupte, daß alle diese Zeichen — das bei der Kaltenberg-Schenke ausgenommen — erst seit meiner letzten Anwesenheit angenagelt worden sind. Das war mir sehr erfreulich. Auch war das Blau noch ganz frisch und das Brettchen Holz noch ganz weiß. Zwischen hohen Rainmauern entfernten wir uns vom Waldrande und gelangten zu einem hübschen Holzkreuz, das zwischen zwei alten Linden steht. Der Christus ist aus Blech und ebenso der Engel, welcher das aus der Seitenwunde des Heilandes hervorquellende Blut auffängt. Gleich hinter dem Kreuze steht wieder ein Kammzeichen, und wir gehen einen Zaun entlang, worauf sich der schmale Fußsteig zwischen den Äckern bergnieder windet. Unten steht zwischen zwei Lindenbäumchen ein Pfahl mit einem Marienbilde und einem blauen Kämme, auf welchem ein mit Bleistift gezeichneter Pfeil über die Felder aufwärts weist. Gleich nachher folgt ein gepflasterter, aber berasteter Weg, und es öffnet sich vor uns ein „Gründel“, in welches wir auf einem fast unbetretenen Fußpfade hinabgelangen können. Das Gründel ist rechts von kräftigen Buchen gesäumt, von denen manche recht knorrig sind. Schon an dem ersten Baume hängt das Kammzeichen. Wir halten uns zu Seiten der Buchen und nachdem wir das Gründel verlassen haben, kommen wir an eine Stelle, wo vielleicht sechs Fahrwege sich kreuzen. Wir lassen aber alle diese Wege links liegen und halten uns an den auserwählten Weg, welcher geradeaus weiter führt, so daß wir keinen von den Wegen zur rechten Hand kommen lassen. Hier könnte wohl für den Fremden noch ein Kammzeichen stehen, aber wenn er sich nach unserem Räte rechts hält, so braucht er keines. Auch wird er sehr bald oben auf der Anhöhe einen bezeichneten Pfahl bemerken. Ein Irrtum ist nun bis Limpach nicht mehr möglich. Der Kaltenberg liegt rechts, der Himmertschberg links; an seiner Lehne wandern wir weiter, indem wir die letzten Häuser von Hasel immer weiter hinter uns lassen. Als bald hinter dem Zeichenpfahle öffnet sich zur rechten Hand ein tiefer und breiter Grund, der aber mit viel Laubholz und einigem Nadelwald völlig bewachsen ist. Zwischen unserem Wege und dem Grunde zur rechten Hand wechseln Acker und Wiesen, später schließt sich Wiese an Wiese. Hier ist es sehr naß, sogar sumpfig, besonders an einer Stelle, wo vom Wege bis zum Grunde frische Abzugsgräben hergestellt worden waren. Hier war der Weg völlig ungangbar, wir mußten ziemlich weit in die Wiese hinabgehen und überdies kecklich über den Wassergraben springen. Der Weg, den wir wieder erklettert hatten, senkt sich nun ein wenig gegen den Grund und geht durch längere Zeit am Saume des Grundwaldes weiter, der zum Teil aus jungen Buchen besteht. Endlich wendet sich der Weg vom Saume des Gehölzes schräg nach links und lehnan. Es begrüßt uns ein Kammzeichen, doch der bewachsene Grund zieht sich zu unserer Rechten weiter nach Limpach. Links am Wege steht nun eine Doppelreihe mit gesonderten Stämmen und Stöcken, und es folgt noch ein zweites und ein drittes Kammzeichen. Wir stehen vor einer Einsicht und sehen uns auch einmal um. Hinter uns haben wir den Himmertschberg, rechts

den Kaltenberg, vor uns, aber in einiger Entfernung Bauerjahnzensberg (459 m), der auf seiner Kuppe einige Bäume trägt, so daß er mit einem Bogelschopfe einige Ähnlichkeit hat. Mehr zur Linken haben wir einen spitzigen, felsigen Berg mit einem einsamen Bäumchen, gerade wie ebenedem auf dem Freudenberge bei Markersdorf eine Fichte und auf einem Berge bei Sandau eine Kiefer ganz mutterseelenallein stand, letztere zum Andenken an den Räuberhauptmann Kohlmann, der unter dieser Kiefer von einem Vogelsteller bemerkt und gefangen worden war.

Wie uns ein Mann sagte, der auf einem Acker seiner Feldarbeit oblag, heißt der Berg mit dem einsamen Baume „Bilfertstein“ (424 m), nach anderer Angabe heißt er „Billerstein“. Er liegt jenseits der Straße, welche von Limpach nach Kunnersdorf führt.

Unsere heutige Forderung ging ihrem Ende entgegen, denn nach wenigen Minuten standen wir vor dem Kammzeichen unweit des Limpacher Steigergerüstes. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, so haben wir selbtritt — den Kutscher mit Pferd und Wagen hatten wir auf einem Umwege vorausgeschickt — den Weg nicht von Hasel nach Limpach, sondern umgekehrt von Limpach nach Hasel begangen. Denn aus lauter Vorsicht wollten wir den Schwierigkeiten, wie wir es bei schwierigen Tragödienversen gewohnt waren, „hinterwärtig“ beikommen. In diesem Falle war aber die Vorsicht überflüssig, denn dieser Teil des Kammweges ist, was ich ausdrücklich rühmen und hervorheben will, zur Zeit ganz vortrefflich bezeichnet und Niemand braucht sich zu verirren, ob er nun von Limpach oder ob er von Oberhasel kommen wird.

Es ist nicht unmöglich, daß Kaiser Josef II. am 22. September 1779 ungefähr denselben Weg, den wir selbtritt zu Fuß gingen, von Hasel nach Limpach geritten ist, doch lauten seine eigenen Worte: „Von Kreybitz über Hasel; von da nach Kunnersdorf und alsdann auf die Anhöhe bei Kammitz.“¹⁾ Nach diesem Berichte halte ich es doch für wahrscheinlicher, daß der Kaiser von Niederhasel unmittelbar nach Kunnersdorf gelangte. Es wäre aber auch möglich, daß er zuerst unsern Weg nach Limpach verfolgte, bevor er jedoch in's Dorf kam, gegen Kunnersdorf abbog, doch muß er wohl einen Wald bei Limpach berührt haben. Denn wie die Sage berichtet, traf der Kaiser unterwegs im Walde ein Weib, welches Heide hakte. Er fragte sie, ob das Hacken schwer gehe, ließ sich von ihr die Hacke geben und hakte selbst einigemal. Darauf beschenkte er die Frau mit einem Dukaten. Diese Frau hieß Palme und war aus Limpach.²⁾ Nichts zeigt besser als solche Erzählungen, wie sehr der große Kaiser die Arbeit des Volkes ehrte und gleichsam heiligte. In Reichenberg und in Mähren legte er die kaiserliche Hand an den Pflug, in Kronstadt hat er Haser gemäht, auf der Elbe bei Leitmeritz das Ruder geführt und bei Limpach Streu gehackt. So hat der Kaiser zu Land und zu Wasser, im Garten und auf dem Felde und im Walde, bei der Aussaat wie bei der Ernte die menschliche Arbeit geehrt, geweiht und hochgehalten.

¹⁾ Erz., III, 3. — ²⁾ Erz., III, 204.

Von Limpach führt der Weg auf der Straße bis halben Weges gegen Kunnersdorf. Zu Seiten der Straße stehen zahlreiche Ebereschenbäume, mit roten Beeren wohl behangen. Ich unterschreibe den Satz, den ich irgendwo¹⁾ gelesen habe: „Es ist zu bedauern, daß die Anpflanzung dieses eminenten Zierbaumes bei uns nicht in ausgedehnterem Maße betrieben wird, da er doch an vielen Orten mit reichlicheren Niederschlägen gedeiht. So ein Baum, voll der herrlich scharlachroten Beeren, ist im Vordergrund der Landschaft durch die Kontrastwirkung eine wahre Zierde.“ Zudem dient er dem Vogelschutz, denn im rauhen Spätherbste und im Winter, wenn die Nahrung selten wird, können die Ebereschenbeeren Hunderte von nützlichen Vögeln ernähren. Gewiß! Aber was sollen denn die weißroten Fähnchen und Flaggen, die in Wind und Sonne so lustig auf den Ebereschenbäumen flattern? Nun, sie sollen die zudringlichen Vögel ein wenig abhalten, bis es die rechte Zeit sein wird. Dann wird man die Vogel-scheuchen beseitigen und die Ziemer oder Krammetsvögel, welche den lockenden Beerentrauben zuslattern, das Gefieder mit Vogelkumst füttern. So! So!

Wir biegen rechts von der Bezirksstraße ab und wandern alsdann auf der Felberstraße und über das „Liencht“ zur Grieselmühle, wie wir es schon früher ausführlich beschrieben haben. Von der Grieselmühle kann man — nach unserer früheren Beschreibung — den Weg über Dittersbach durch das Vieletal zur Grundmühle nehmen. Oder man kann über Schemmel nach Niederwindischkamnitz zur Kahnfahrt sich begeben und auf einem Kahne durch die „Ferdinandsklamm“ zur Grundmühle schwimmen. Es gibt aber auch noch einen dritten Weg, und diesen wollen wir selbst ein schlagen.

Es war Sonntag. Vormittags lächelte die Sonne und versprach nach der häßlichen Witterung des Vortages ein schönes Wetter, doch der Rosenberg, der gewaltige Wächter unweit der sächsischen Grenze, der Grenzward zwischen den Bezirken Tetschen und B. Kamnitz, trug eine gewaltige Mütze und verhieß schlechtes Wetter.

Sag' an, du lieber Rosenberg,
Wie soll ich das mir deuten?
Es lächelt sonst dein Angesicht
So freundlich allen Leuten.

Und heute? Ach wie grämlich blickst
Du nieder in die Kunde,
Und trüber wird dein Angesicht —
Mir scheint's — von Stund' zu Stunde.

Ach, du, mein lieber Rosenberg,
Wie schlau bist du gewesen!
Sag' an, wer hat es dich gelehrt,
In blauer Luft zu lesen?

Kein einzig Wölkchen trübet noch
Des Himmels heit're Bläue,
Und schon erscheint dein Angesicht,
Als ob ein Unglück dräue.

Dein Mantel, sonst smaragdengrün,
Mit Himmelblau durchzogen —
Er wallt um deine Schultern heut'
Wie graue Nebelwogen.

Sag' an, mein lieber Rosenberg,
Was hat dich so verdrossen?
Sag', wer verdarb die Laune dir
Mit unerlaubten Pöffen?

Da ziehen dunkle Wetter auf —
Schon fängt es an zu grollen —
Es zucken Blitze kreuz und quer,
Und schwere Donner rollen!

Und aus der Wolke finst'rem Schoß,
Von Sturm und Wind entführt,
Reißt rauschend sich ein Regen los,
Wie selten man ihn spüret.

¹⁾ Tour.-Ztg., II, 16.

So sang ahnungsvoll an demselben Tage, von welchem ich spreche (4. Oktober), Emmy Schwieler, obwohl sie zur selben Zeit ungefähr hundert Meilen — über 750 km — vom Rosenberge entfernt war.¹⁾ Die Mütze wurde immer größer und drohender, und zu Mittag, als wir ausfahren wollten, begann es in der Tat zu regnen. Aber der Wagen war einmal bestellt, und überdies war mein Bruder zu Fuß vorausgegangen, um in Schemmel Erkundigungen einzuziehen und einen Führer zu gewinnen. Das war eine schöne Regenfahrt! Aber als wir bei dem Kammzeichen zwischen Schemmel und Dittersbach ausstiegen, war „Bettler Hackel“, der uns führen wollte, mit meinem Bruder bereits zur Stelle. Wir sandten also den Wagen nach Windischkamnitz zurück und versuchten selbst den „Folgenweg oben herum“ oder wie wir einfacher sagen wollen, den Weg „über die Schemmler Folgen“. Wir wandten uns von der Straße nach links — wir kamen ja von Schemmel — so daß wir ein kleines Wäldchen zur Linken besielten. Bei der allerletzten Kiefer ist ein Bild herabgefallen, das dort so lange hing, daß ein Querbrett des Bilderrahmens in den Baum eingewachsen ist und die Gestalt eines Dreieckes sich zeigt, dessen obere Spitze mit einem Henkel versehen zu sein scheint.

Von diesem Gebilde gelangen wir zum „Grieselkreuze“, das im Jahre 1795 errichtet worden ist. Darneben steht ein Lindenbäumchen und eine Gebirgsvereinstafel für den Seitenweg zwischen Schemmel und Dittersbach. Noch weiter haben wir links den Sandberg, rechts aber den „Bielborn“, wo die „kleine Bielle“ entspringt, mit deren Gewässer man durch unterschiedliche Gründe zur „großen Bielle“ und mit dieser zur Grundmühle gelangen kann. Noch weiterhin streifen wir zur Linken die „Folgentapelle“, über deren Türe folgende Zeichen stehen: A. H. 1788. Nun folgen verschiedene Häuser, die nach Schemmel d. h. zu den „Schemmler Folgen“ gehören. Man unterscheidet „Vorderfolgen“ und „Hinterfolgen“. Zu den letzteren gehören sieben zerstreute Häuser. Selbstverständlich fragt ich, wie sich die Leute den Namen „Folgen“ erklären. Bettler Hackel, der selber „auf den Folgen“ wohnt, erklärte die Sache in folgender Weise. Mancher Bauer in Schemmel hatte zwei „Zwalgen“ (Zweige oder Feldstreifen) oder „Folgen“, eine „obere“ und eine „untere“. ²⁾ Eine nun von den beiden „Zwalgen“ oder „Folgen“ gab er dann einem jüngeren Sohne, damit sich dieser ein Haus erbauen und mit Feldbau forthelfen könne. So entstanden die Häuser „auf den Folgen“. Diese Entstehung der Ortschaft mag übrigens ganz richtig erzählt sein, nur der Name „Folge“ ist wohl unrichtig aufgefaßt worden und dürfte mit „Zwalge“ nichts zu tun haben. Wenigstens behauptete seinerzeit Prof. Karl Linke, daß „Folge“ (vollunge) ursprünglich eine Hutweide bedeutete, und es wird auch „follunge“ im Kamnitzer Stadtbuche wiederholt genannt und einmal ausdrücklich als „Hutweide“ bezeichnet. ³⁾ Überdies soll nach Grimm's Untersuchungen der Ausdruck „Folge“ ausschließlich der meißnischen Mundart angehören, woraus zu schließen wäre, daß die Ortschaften, bei denen „Folgen“ vorkommen, zuerst von meißnischen Einwanderern besiedelt wurden. „Folgen“

¹⁾ Vgl. Erl., XXVII, 28. — ²⁾ Die Leute deuten also „Folge“ als „Zwalge“ (Zweig). — ³⁾ Schlesinger's Mitt., XIX, 220.

gibt es bei Schemmel, sowie zwischen Oberkamnitz und Hasel. Ebenso gibt es bei Dobern unweit Benfen eine Flur „auf der Folge“. Auch im Niederlande können „Folgen“ nachgewiesen werden, insbesondere bei Seiffenmersdorf. Ebenso wenn man von Waltersdorf nach Lobedanz und Petersdorf geht.

Es wäre töricht zu verschweigen, daß wir bei der Wanderung „über die Folgen“ einige Kammzeichen vermißt haben, insbesondere bei Hübel's Linde, dann an einer Fahrwegsscheide und ebenso vor den „hinteren Folgen“. Auch verdient es bemerkt zu werden, daß der „Folgenweg“ auf lange Strecken mit Steinen gepflastert ist und den Eindruck eines uralten Verkehrsweges macht, welcher allerdings über die Grundmühle geführt haben mußte. Auch soll der „Folgenweg“ von den Fremden noch jetzt überaus häufig begangen werden. Und er verdient es, denn selbst bei dem trostlosen Nebelwetter erkannten wir, daß dieser „Folgenweg“ herrliche Ausblicke auf die Berge und Felsen der böhmischen Schweiz gewährt.

Inzwischen kommen wir zu Grohmann's Gehöfte, das zu den „hinteren Folgen“ gehört. Vor demselben steht ein im Jahre 1901 erneuertes Kreuz, hinter demselben ein dicker und hoher Lärchenbaum, dessen Gipfel zwieselt und den Fremden als Wahrzeichen dient, nach welchem sie sich zu richten pflegen. Hinter der Lärche führt der Weg in den Wald, der zuerst ziemlich eben und zwischen dem Fichtenhau mit alten Stöcken besetzt ist, die hier ungerodet und ungenützt vermorschen und verfaulen. Nun folgt aber eine Treppe, welche sicherlich aus mehr als zweihundert Holzstufen besteht und in den Bielgrund hinabführt. Der Abstieg, das sei gesagt, erfordert eine gewisse Vorsicht, besonders bei nasser Witterung, deren wir uns zu erfreuen hatten. Endlich gelangten wir zum forellenreichen Bielabache,¹⁾ der von Dittersbach kommt und bei der Grundmühle in den Kamnitzbach fällt. Wir erreichten den erstgenannten Bach in der Nähe eines Steges. Hier wies ein Wegweiser nach Windischkamnitz und zur Kahnfahrt. Aber von einem Kammzeichen war keine Spur zu sehen, weshalb ich der Ansicht bin, daß wir den richtigen Kammweg von der Grieselmühle zur Grundmühle noch immer nicht gefunden haben. Aber wie sollen wir ihn denn finden oder erfragen? Ich habe in Dittersbach gefragt, wo sich Frau Dertel bei den Ortskundigen erkundigte, aber mir doch keine Auskunft geben konnte. Ebenso erging es in der Grieselmühle Herrn Aug. Frind, dann mir selber und zuletzt meinem Bruder. Der Grundmüller wußte uns wohl zu sagen, daß der Kammweg von der Grundmühle auf den Rosenbergr führt, aber wie der Weg vom Liencht zur Grundmühle kommt, das hat er uns nicht gesagt. Auch der Postwirt in Niederwindischkamnitz, der aus besonderer Vorliebe mit touristischen Angelegenheiten sehr vertraut ist, wußte nichts vom Kammwege zwischen Schemmel und Grundmühle. Vetter Hasel ist mit den Wegen jener Gegend sehr gut bekannt, aber er wußte uns ebenso wenig zu beraten wie der Schemmler Tischler, der sich unserer Gesellschaft anschloß und sich als ein der Gegend wohlfundiger Mann erwies. Kurz, wen wir fragten, der

¹⁾ Schaller (V, 209) nennt diesen Bach „Billwässer“; richtiger wäre wohl „Bielwässer“.

ist uns die Antwort schuldig geblieben. Doch versicherten die Vertrauenswürdigsten, es müsse der „Folgenweg“ gemeint sein. Und das ist wohl möglich, aber bezeichnet ist er nicht. Das steht bombenfest. Wird auch durch folgende Zuschrift (10. Novb. 1903) bestätigt: „Bezüglich des Kamnweges von Grieselmühle bis Grundmühle teile ich Ihnen mit, daß die Markierung wohl am Anfange — beim Grieselkreuz¹⁾ — und am Ende bei der Schemmler Straße angebracht ist, sonst jedoch fehlt. Ich veranlasse, daß binnen Kurzem die Mängel ausgebessert werden. B. Wezel.“

Es ist ein gar trautes Bächlein, das unter dem Namen „Bielabach“ von Dittersbach gegen Grundmühle rinnt. Wie singt²⁾ doch Julius Reimwarth?

Ein Bächlein rinnt durch's Wiesengrün,	} Manch Gräslein wuchert ringsumher	
Die Wellen flüstern leise,		} Und lispelt sanft am Grunde,
Und wie sie immer weiter zieh'n,		} Und lausch' ich hin von ungefähr,
Hör' ich die gleiche Weise.		} Wird mir dieselbe Kunde.

Es geht ein Rannen durch den Wald,
Kaum regen sich die Äste,
Ein Lüftchen zittert und verhallt,
Ein Blatt fällt — Gäfte — Gäfte! —

Und wer bei manchem Winterschnee in diesen begnadeten Grund kommt, der findet, wenn die Kälte nicht gar zu groß ist, das Wasser nicht vereist, das Ufer nicht verschneit, sondern lieblichen Grünes überreich mitten in der Schneeeöde. Was soll ich wohl von den vielen, vielen Forellen erzählen, die in dem Bächlein spielen und bald zum Vorschein kommen, bald sich verstecken? Unwillkürlich gemahnt es mich an die „Forellenlieder“³⁾ von Emilie Wimmer:

Was ist das für ein wonniges Behagen,
Am Waldesrand, im bunten Blumenkranze,
In wärz'ger Luft, bei heit'rem Sonnenglanze
Den Fischfang mit geschickter Hand zu wagen!

Wir folgten dem Bielabache und kamen zu der neuen Wölbebrücke, die mit bedeutenden Kosten über den Kamnizbach gebaut wurde und beinahe fertig war. Oberhalb der Brücke befand sich ein Holzsteg, wie mir dächte, eine Art Notsteg für die Zeit des Brückenbaues. Rasch schritt ich hinüber. Doch wie erschraf ich, als die Andern hinter mir laut aufschrien und die Bretter unter meinen Füßen wankten und wichen! Der Steg war am linken Ufer zu wenig gesichert und es lehnten nur einige lose Bretter am stützenlosen Steg-Ende, so daß ich um ein Haar in den Bach gestürzt wäre. Mir selber war übrigens die Sache gar nicht so bedenklich und grauenhaft vorgekommen, als es die Andern immer wieder schilderten. Auch kehrten fast alle sofort an das andere Ufer zurück und kamen hoch und stolz über die neue Brücke herüber. Immerhin bleibt es zu verwundern, daß in unserer Zeit, in welcher bei Bauten und anderen Gelegenheiten so sehr auf die Sicherheit des Menschenlebens gesehen wird, noch so kümmerliche und lebensgefährliche Stege oder Notstege vorkommen können.

¹⁾ Das ist offenbar nicht das oberwähnte Grieselkreuz am „Folgenwege“, sondern ein Kreuz in der Nähe der Grieselmühle. — ²⁾ Exl., XXV, 46. — ³⁾ Exl., XVI, 350.

Die Grundmühle ist für den Freund der Geologie von großer Bedeutung. Hier soll sich nämlich ein „toter Bacharm“ befinden, der an längst vergangene Entwicklungen der Wasserverhältnisse des Böhmerlandes erinnert. Denn nach einer Vermutung Löwls soll der Rammnigbach im Vereine mit einem Tetschner Bache dem Elbestrome die Bahn durch das Sandsteingebirge gebrochen und demnach zur Entstehung des jetzigen Elbetales den Anstoß gegeben haben. Das Quadersandsteingebirge, welches vom Rammnigbach und von der Elbe durchbrochen wird, unterscheidet sich vom Tetschengebirge und vom Lausitzer Hochland durch die Zerrissenheit und Schroffheit seiner Formen, während das Mittelgebirge ein „Hauswerk von hohen und niederen Kuppen und Rücken ist, in deren Anordnung das Auge keine Regel bemerkt.“ Ursprünglich war das Sandsteingebiet ein Tafelland, welches aber durch die Gewalt des Windes und des Wetters, des Wassers und des Frostes vielfach zerklüftet, zerrissen und zerstört wurde. Und nach welchen Gesetzen geschah dies, geschieht dies noch jetzt? Der verwitterte Sand löst sich ab und wird durch das Wasser fortgeführt. Das Gestein wird zersprengt und zerstückt, und an seiner Oberfläche bilden sich Höcker, Risten und Furchen, auch Höhlungen und Löcherungen, deren Ursache vorzugsweise im Schwitzwasser zu suchen ist. Die Höhlungen können sich sogar zu Felsentoren erweitern. So entstanden das Prebischtor, der Kuhstall, das Frauentor bei der Hundskirche, der Rukufsstein bei Niederkreibitz. Bisweilen durch die Kraft der Baumwurzeln, gewöhnlich aber durch die Kraft des Frostes entstehen Sprünge, wodurch sich oft große Felsenblöcke ablösen, deren in allen Sandsteintälern gefunden werden. Sehr lehrreich wäre es auch zu erzählen, wie die zahlreichen Felswände, wie aller Art Felsblöcke und Felskegel von bizarrster Form sich bilden, wie ferner ganze Wände in geeigneten Flächen verschwinden und warum die „Ebenheiten“ oder Scheiben des Sandsteingebirges nicht in gleicher Seehöhe liegen. Bezüglich dieser und ähnlicher Dinge gibt es ein sehr lehrreiches und gemeinverständliches Werk von Dr. Alfred Hettner: „Über den Gebirgsbau und die Oberflächengestaltung der Sächsischen Schweiz“. ¹⁾ Der Rammweg bringt uns in Gegenden, in denen wir über solcherlei Kenntnisse ungemein erfreut sein werden. Wer bei Dittersbach, wer insbesondere bei der Grundmühle die Augen öffnen will, der kann zu einer langen Reihe von Naturgesetzen und den durch dieselben bedingten Naturvorgängen sich Beispiele auslesen, welche dem Auge zur Betrachtung, dem Geiste zur Überlegung die reichste Gelegenheit geben.

An einem Nebengebäude der Grundmühle sehen wir linker Hand vom Wege einen blauen Kamm. Unterhalb der Mühle führt ein hoher Steg über den Rammnigbach. Jenseits desselben sieht man abermals ein Kammzeichen. Einige behaupten, daß hier der Rammweg nach Hohenleipa hinaufführt, und andere versichern, daß sie in Hohenleipa mehrere Kammzeichen gesehen haben. Ich werde diesmal nicht hinaufkommen. Aber als Universitäts Hörer sind wir einmal selbstebent hier hinaufgestiegen, beinahe hätte ich gesagt: hinaufgekrochen. Denn es geht stiegensteil aufwärts. Es war auf einer zweitägigen Ferienwanderung und wir waren

¹⁾ Ergl., XI, 30, 31.

ihrer sieben, weswegen wir scherzhaft von den „sieben Schwaben“ redeten. Einer von den Sieben trug auch ein „Trinkhorn“, wie die „Burschenschafter“ sagten, oder ein „Saufhorn“, wie die uns begegnenden Dorfleute es nannten, welche in diese wichtige Sache eine Einsicht hatten. Oben zogen wir in einer Wirtschaft ein und die meisten ließen sich das Bier wohl schmecken. Einige fielen aber im Garten über die Kettige her und rissen sie heraus, die wir dann zum Trinken aßen. Und es war damals sehr fröhlich und überaus herrlich, denn die Aussicht von Hohenleipa ist sehr schön. Kein Wunder, wenn einst in Dresden ein junger Engländer, der viel gereist und mit seinen Eltern auch in Hohenleipa gewesen war, vor Herrn August Frind die merkwürdige Äußerung tat: „Hohenleipa ist der schönste Ort in der ganzen Welt!“

Wahrhaftig, sie ist wunderschön, die Aussicht von Hohenleipa, besonders auf dem Schloßberge. Denn in Hohenleipa stand einmal ein Schloß, welches auf Erber's Karte von 1760 noch eine große Rolle spielt. Es muß aber wohl — nach Sommer's Topographie — ein Jagdschloß gewesen sein. Auf der Höhe des Schloßberges in Hohenleipa gibt es einen großen Raum. Auch befindet sich hier ein geräumiger Keller. Ein breiter Kamm, worauf ein Kreuzifix steht, führt zu einer noch höheren Kuppe, welche aber nur wenig Spuren von Ebnung und Bearbeitung zeigt, indem bloß ein Teil geebnet ist. Am äußersten Ende ragen zwei schöne Felsen, von denen der eine einem Herrenpilze mit kleinem Haupte und großem Stiele ähnlich ist, also einem Herrenpilze von jener Beschaffenheit, die bei uns dem „Steinpilze“ zukommt. Die Aussicht an dieser Stelle ist gegen Dittersbach und Steinschönau, sowie gegen Markersdorf überaus schön. Der Rosenberg liegt nahe und prachtvoll.¹⁾

Trotz solcher Herrlichkeit, welche auch große Mühen zu lohnen vermag, sagt' ich doch nach meinem ersten Aufstiege von der Grundmühle nach Hohenleipa: „Hier herauf wird mich sobald nicht wieder Jemand bringen.“ Was ich mit zwanzig Jahren sagte, darf ich wohl im sechzigsten Lebensjahre aufrecht erhalten. Ubrigens ist Hohenleipa auch auf bequemeren Wegen zugänglich. Auch wird sich Mancher vielleicht freuen, wenn er recht viel und steil steigen muß. Gefahr ist keine dabei.

Später kam ich abermals nach Hohenleipa, als freiwilliger Begleiter einer bezirksgerichtlichen Kommission, welche einen unter Schwägersleuten entstandenen Grenztritt erledigen sollte. Es handelte sich um eine Grundecke bei einer Hofeinfahrt. Der Streitpunkt betrug nur einen Schubbreite oder höchstens einen halben Meter. Auch wurde der Vergleichsweg eingeschlagen, und der neue Grenzstein kam mitten zwischen die beiden Grenzsteine, um welche gestritten wurde, und er stieß beiderseits an die beiden Grenzsteine, für welche die beiden Schwäger eingetreten waren. So waren alle Beteiligten seelensfroh und bezahlten vergnügt die Rechtskosten, und wir waren auch froh und besuchten das „Hohenleipaer Raubschloß“. Zu dieser Ruine, welche auf einem hohen Felsen liegt, führen hohe und steile Stiegen oder Leitern empor und mir wurde, als ich oben war, sehr ängstlich, wie ich wieder herunterkommen sollte. Das Merkwürdigste unter den

¹⁾ Notizbuch vom 10. August 1882.

Überbleibseln der Burg ist der „Krug“ oder die Zisterne, wofür ich ehemals diese künstliche Felsenvertiefung hielt, wie denn auch Herr Prof. S. Ruge dieser Meinung war. Später habe ich den Krug für einen Krug d. h. für ein wirkliches Burggefängnis oder Burgverließ genommen, und derselben Ansicht bin ich heute noch.

Bemerkt zu werden verdient, was mir am Vorabende des denkwürdigen Hochwassers vom 30. Juli 1897 Herr Rentmeister Hallwich anlässlich meines Besuches im Schlosse zu Binsdorf erzählt hat, daß er nämlich nach dem großen Sturme im Jahre 1868 auf dem Hohenleipaer Raubschlosse die Zisterne oder den Krug entdeckte, da der Sturm eine Kiefer, welche die ausgefüllte Felsgrube bedeckte, niedergerissen und den Rand der Grube entblößt hatte, worauf die Grube entleert wurde¹⁾ und eine Sehenswürdigkeit für die Besucher geblieben ist.²⁾ Übrigens habe ich schon im Jahre 1893 den Beweis geführt, daß das Hohenleipaer Raubschloß mit seinem rechten Namen „Schauenstein“ heißt und um die Mitte des 15. Jahrhunderts den Hauptsitz eines Gutes gebildet hat, welches nebst Hohenleipa die Dörfer Stimmersdorf, Zonsdorf und Neudorf (Dorfteil von Hohenleipa) umfaßte.³⁾

So steil der Aufstieg von der Grundmühle nach Hohenleipa ist, nicht minder steil mag der Abstieg von Hohenleipa zur Kirchgrundbrücke sein, und es ist begreiflich, daß ich in meinem Alter zwei solche Wege knapp hinter einander gern vermeiden mag, besonders wenn man vom Feschen herkäme und die Folgen solcher Wanderung in jeder Zehe spüren sollte. Auch hängt das blaue Kammzeichen jenseits des Grundmühlsteges in einer Weise und Richtung, daß es, wie mir dünkt, eher bachabwärts zur „Hölle“ als bergaufwärts nach Hohenleipa zu deuten scheint.

Wir gingen also bachabwärts, und wo der Weg von Hohenleipa herabkommt, dort hing wieder ein blauer Kamm, und knapp darneben hingen die Trümmer der Kirchgrundbrücke, welche vor einigen Jahren anlässlich eines Hochwassers eingestürzt sein soll.

Unmittelbar unter den Trümmern dieser Brücke befindet sich ein Steg, den wir alsbald überschritten, weil wir jenseits das Kammzeichen erblickten. Sowie die Feschenkoppe die höchste Erhebung des ganzen Kammweges war, so ist dort bei der Kirchgrundbrücke die tiefste Stelle desselben. Wir stiegen also selbender — denn nur der Vetter begleitete mich, während die Andern in der Grundmühle auf uns warteten — den Kirchgrund empor, fanden abermals ein Zeichen, gingen noch weiter und erblickten endlich ein Blauzeichen, von dem wir wußten, daß man es auch zu lesen bekommt, wenn man von der Grundmühle unmittelbar über Kammitzleiten zum Rosenberge emporsteigt.

Wir fanden es für unnötig, noch weiter zu gehen, und stiegen schnell zur Grundmühle hinab, wo wir nach Verlauf von drei Viertelstunden eintrafen und nun selbst, da auch ein sehr ortskundiger Tischler von Schemmel sich anschloß, am linken Bachufer eine Anhöhe erstiegen und

¹⁾ Notizbuch von 1897. — ²⁾ Doch spricht schon Heber (I, 122) von einer „zisternenähnlichen Vertiefung“ auf der oberen Fläche (1844). — ³⁾ *Erz.*, XVI, 138 bis 143, 268—270.

dann über einen Steig mit zahllosen Holzstufen zur Rahnfahrt hinabkletterten, wobei es manchmal einen bedenklichen „Ausrutscher“ oder gar einen halben Purzelbaum gab, aber glücklicher Weise kein ernstere Unfall sich zutrug.

In der „Post“, wo unser Wagen stand, rasteten wir. Sofort nach unserer Ankunft fragte der Wirt nach dem Befinden der Frau Baronin Silencron, welche einmal mit Roß und Wagen in seinem Gasthause übernachtete, was er sich zu großer Ehre schätzt und gern davon erzählt. Ich konnte ihm nichts weiter antworten, als daß es der Freifrau meines Wissens ganz gut gehe. Zum Danke für meine Antwort sollte er mir nun über den Kammweg von der Grieselmühle zur Grundmühle Auskunft geben. Aber er wußte gerade so viel wie wir Andern, genau genommen und ehrlich gesagt: Nichts, gar nichts. —

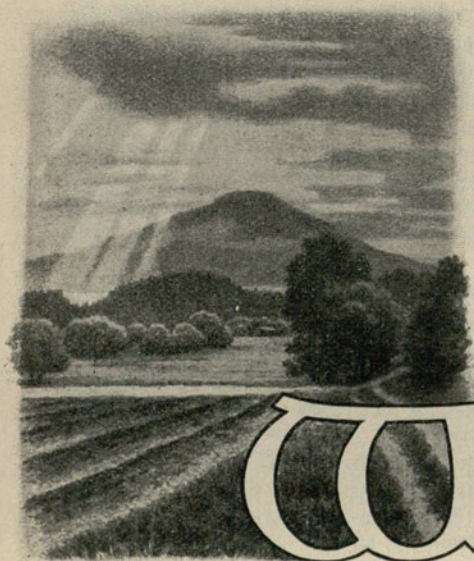
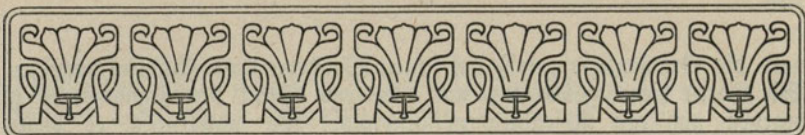
Und nach einer Stunde sind wir mitten im strömenden Regen heimgefahren; nur der Schemmler Better ging zu Fuß, der Tischler hatte sich schon bei der Rahnfahrt verabschiedet.

Wer aber glaubt, daß ich, wenn ich ein Wissen oder sonst einen Zweck erreichen will, leicht hin nachlasse, der wird sich irren. Man zögert wohl und man zaudert manchmal und ruht auch mitunter, aber es folgt dann immer wieder ein neuer Versuch, bis endlich das Ziel erreicht ist, das anfangs unerreichbar zu sein schien. So auch hier. Einer meiner Schulfreunde aus der Knabenzeit, Herr Oberlehrer Franz Kühnel in Rosendorf, schrieb mir am 24. November 1903:

„1. Im Einvernehmen mit Herrn B. Wegel wurde bestimmt, daß die Rahnfahrt durch die Ferdinandsklamm zur Grundmühle in die Kammwanderung einzubeziehen sei. Die Wegrichtung von der Grieselmühle zum Gasthause der Frau Fiedler (Rahnstation) ist dann wohl von selbst gegeben: ich denke, zur Griesel'schen Brettsäge am Mühlbache entlang und zur Rahnstation. 2. Von der Grundmühle sollte der Weg direkt über Kammzleitlen zum Rosenberge führen. Ich schlug vor, die anmutige, nur 10 Minuten währende Partie an der Kammzleitbach entlang zur Kirchgrundbrücke einzubeziehen, was angenommen wurde, da ja der Weg aus dem Kirchgrunde nach Kammzleitlen anmutiger und schattiger ist. Hohenleipa berührt der Weg nicht, da es Sache der Führerbüchlein ist, Abzweigungen einzubeziehen. 3. Soeben kam mir Herr Griesel, der Besitzer der Griesel-Brettmühle in Niederschemmel, ein Abkömmling aus der Grieselmühle, in die Hände. Es ist richtig: Jene Partie des Kammweges ist noch nicht markiert; letzterer führt aber tatsächlich von der Grieselmühle rückwärts von Dittersbach nach Schemmel, dann entlang des Mühlbaches zur Brettmühle und Rahnstation.“

Diese Nachrichten sprechen für sich selbst. Mein alter Freund sei dafür herzlich bedankt.





Der Rosenberg.

Wir kamen selbstviert zur Bahnstation in Nieder = Windischkamnitz und werden von der Wirtin als alte Bekannte bewillkommt. Nach einer Magenstärkung, die uns nach anderthalbständigem Marsche sehr wohl tat, stiegen wir zu Rahne. Der Rahne war aber ziemlich stark beladen, und mir schien die Fahrt nicht ganz geheuer zu sein. Das Wasser hat keine Balken und der Kamnitzbach ist an manchen Stellen der Klamm fast bodenlos und jedesfalls von einer unheimlichen Tiefe. Ich sagte darüber kein Wort, um meine Gesellschaft nicht zu beunruhigen, doch soll es mir nicht wieder vorkommen, daß der Rahne, auf welchem ich fahre, bis zur Sicherheitslinie beladen wird. Ein Stoß an den Felsen, die Strömung ist sehr lebhaft, und mit aller Sicherheit ist es vorbei. Ubrigens sind die Fährleute höchst verlässlich und ihres Geschäftes vollkommen kundig.

Die „Ferdinandsklamm“ ist auf beiden Seiten von hohen Felsen eingefasst, die den Bach wie mächtige Mauern säumen und oft auf lange Strecken jeden Weg versperren, so daß man nur schwimmend oder mit Hilfe eines Rahnes weiter gelangen kann. Wir haben vor Jahren diese Rahnfahrt sehr genau beschrieben ¹⁾ und wollen es diesmal nicht wiederholen. Daher sei hier nur erwähnt, daß die „Dostwand“ und die „schwarze Teufe“ zu den hervorragenden Ortschaften dieser Felsengasse gehören. Jedesfalls ist die Rahnfahrt durch die Ferdinandsklamm zu den hervorragendsten Partien der Kammitzwegwanderung zu rechnen und verdient von Seite der Naturfreunde die größte Beachtung.

In der Grundmühle stiegen wir wieder zu Lande. Idyllisch inmitten hoher Felsen gelegen und vom reichen Wasserschwalle umrauscht,

¹⁾ Ein deutsches Buch a. Böhmen, III, 106—112.

wird die Grundmühle gewiß auf keinen Wanderer ihren Eindruck verfehlen. Wir waren hieher gekommen, um das letzte Stück des Kammweges zu begehen und den Rosenberge zu besteigen. Wir unterließen es daher, bachab bis zur Hölle zu wandern, wollen auch nicht nach Hohenleipa emporklettern, noch durch das liebliche Bielabachtal, wo die Forellen im durchsichtig klaren Wasserlein spielen, nach Dittersbach wandern, wie wir es so oft getan haben. Es genügt uns, daß wir an einem Nebengebäude der Grundmühle den blauen Kamm gesehen haben. Auch weist hier eine Holzhand zum Rosenberge. Wir wandern also weiter, von der Grundmühle nach Kamnitzleiten. Hier führte früher nur ein Fußweg. Diesen ließ die Herrschaft im Jahre 1834 in eine Fahrstraße verwandeln. Ihre Herstellung übernahm der Grundmüller mit einem von Güntersdorf. Doch sind durch Wasser und Wagen sehr bald tiefe Löcher entstanden, wie der Chronist berichtet.¹⁾ Im November 1838 wurde die Straße von Heidenstein über Binsdorf nach Rosendorf und Grundmühle aufgenommen, wie sie laufen sollte. Diese Aufnahme geschah durch den Waldbereiterssohn Franz Hantschel, der dem Töpflizer Ingenieur zugeteilt war.²⁾ Im Walde begegnen wir einem Baume mit blauem Anstrich und begrüßen das Zeichen, welches uns verrät, daß hier der Kammweg aus dem Kirchgunde heraufkommt. Bei Kamnitzleiten teilt sich der Weg. Wir wählten den Wegast, der zum Rosenberge führt.

Kamnitzleiten war ehemals ein ziemlich abgelegenes Dorf und besah zur Zeit meiner Hochschulstudien eine Schulexpositur, welche von einem meiner Bekannten versehen wurde. Ehemals wurde hierorts die Schule in einem Bauernhause gehalten, ein Jahr in diesem, ein anderes Jahr in einem anderen. Der Unterricht war somit sehr gestört. Der Schulgehilfe bekam von den Leuten abwechselnd die Kost, so daß er von Tag zu Tag in ein anderes Haus zum Essen wandern mußte. In den Jahren 1829 und 1830 wurde ein eigenes Schulhaus erbaut. Auch wurde bestimmt, daß ganzer Schulunterricht gehalten werden sollte. Der Rosendorfer Lehrer verpflichtete sich, stets einen Gehilfen dahin abzuschicken. Auch überließ er ihm das Schulgeld von Kamnitzleiten, wofür er sich selbst versorgen sollte. An einem Sonntagsnachmittage hat der Rosendorfer Kooperator mit dem Oberichter, dem Lehrer und einigen Ministranten die Schule eröffnet und eingeweiht. Eine Gasterei fand nicht statt, doch bekamen die Ministrantenbuben vom Guttbauer einige Buttersehnitten. Auch ist einmal eine Schulprüfung in Kamnitzleiten abgehalten worden, indem der Bezirksvikar Philipp Dögel von Hohenleipa nach Rosendorf reiste und auf dem Durchwege die Prüfung in Kamnitzleiten abhielt. Sonst wurden die Kamnitzleitner Kinder in die Rosendorfer Schule zur Prüfung geführt.³⁾

Für das Allgemeine wichtiger zu hören mag es wohl sein, daß Thekla Kefler in Kamnitzleiten gewohnt und ihre Zukunftspläne gemacht hat.⁴⁾ Die Witwe Thekla Kefler betrieb in Kamnitzleiten einen Bier-
schank, aber auch eine Kaufbrotbäckerei. Ganze Fuhrten brachten ihr Brot

¹⁾ Heller's Chronik, p. 70. — ²⁾ Heller's Chronik, p. 166. — ³⁾ Heller's Chronik, p. 63, 64. — ⁴⁾ Ert., XXV, 285.

nach Tetschen, wo es reizend abging.¹⁾ Sie wird aber als ein äußerst verschmitztes und pfißiges Weibsbild geschildert, und gar vielerlei wird ihr vom Chronisten nachgesagt. Fremde Gäste und Handwerksburschen sollen bei ihr zum Spiele verleitet und um ihr Geld gebracht worden sein. Sogar der Räuberhauptmann Babinski soll sich einige Tage bei ihr aufgehalten haben. Es läßt sich gar nicht alles wiedererzählen, was ihr vorgeworfen wird. Endlich wurde ihr im April 1839 der Bierschank abgenommen und dem Ortsrichter F. S. Kefler übertragen. Ich gestehe aber, daß ich von den bösen Nachreden Manches nicht glauben möchte. Als der Grenzwachposten in Kamnizleiten errichtet wurde, nahm Thekla ihn sofort in's Haus auf und baute in aller Geschwindigkeit an ihre Wohnstube eine Baracke an. Dieser Wachposten wurde allerdings schon 1837 wieder aufgehoben und nach Rosendorf zugeteilt, aber es muß auch festgestellt werden, daß Thekla noch im Jahre 1839 den Bierschank, der ihr entzogen worden war, wieder zurückerhielt. Auch hatte sie schon 1838 eine Baustelle gekauft und darauf ein Haus mit einem Obergeschoß erbaut, worin die Finanzwache untergebracht werden sollte. Jedesfalls war Thekla eine sehr kluge Frau, die nicht nur, was Betriebsamkeit und Erfassung neuer Ideen betrifft, ihre Nachbarn wohl alle in den Sack gesteckt hätte, sondern auch ihren Zeitgenossen an Verständnis für die Bedeutung der Touristik weit voraus war. Zugegeben daß Thekla's Leumund durch allerlei Gerüchte beeinträchtigt wurde, welche aber sicherlich sehr übertrieben und wohl auch durch Verleumdung aufgeblasen worden waren, weil sie sonst weder die Finanzwache in ihr Haus aufgenommen noch den verlorenen Schank zurückerhalten haben würde, so hat doch Thekla Kefler einen Gedanken gehabt, der als höchst bemerkenswert gelten muß. Sie wollte nämlich, daß der Rosenberg mit dem Winterberge und Prebischto in Verbindung gesetzt werde, und richtete deshalb an den Fürsten Edmund Clary ein vom Tetschner Buchbinder Preiß verfaßtes Bittgesuch, daß sie ein Haus auf die Spitze des Rosenberges setzen dürfe; die Obrigkeit aber sollte alles ebnen und um den Rosenberg Wege bahnen und durch die Schluchten bis zum Prebischto. In der Bittschrift stand, daß der Rosenberg schon im Altertum durch vielerlei berühmt gewesen sei; auch war angegeben, wie alles für die Lustreisenden annehmbar gemacht werden könne. Der Fürst aber „schickte den ganzen Plunder zurück, daß aus diesem Vorschlage nichts werden kann“. So erzählt der Chronist und fährt dann fort: „Ich Schreiber Dieses konnte diesen Aufsatz durchaus nicht zu lesen bekommen, so sehr ich mich bemühte. Es waren lauter Lügen.“ Auf dem heutigen Standpunkte werden wir den Ausdruck „Lügen“ nicht unterschreiben. Auch sagt selbst der Chronist, der sonst an Thekla kein gutes Haar läßt: „Sollte in Zukunft gleichwohl eine Änderung vorgenommen werden, so wisse man, daß eine Frau von Kamnizleiten einen ähnlichen Gedanken schon im Jahre 1837 gehegt hat, aber damit nicht durchgedrungen ist.“²⁾ Jedesfalls ist Thekla's Idee durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte

¹⁾ G. T. Bienert, der ein Jahrzehnt später den Brothandel nach Dresden begann, ist dadurch zum Millionär geworden. *Erz.*, XX, 408, 409. — ²⁾ Heller's Chronik, p. 178, 179.

glänzend gerechtfertigt worden. Und die touristische Bedeutung Nordböhmens würde sich um ein halbes Jahrhundert früher entwickelt haben, wenn der Töpfler Fürst mit seinen Ratgebern das Schreiben einer Frau aus dem weltvergeffenen Dorfe Kamnitzleiten weniger mißachtet hätte.

In der Gegend von Kamnitzleiten ist einmal eine böse That geschehen, die der Rosendorfer Chronist ausführlich erzählt. Eine aus Nixdorf gebürtige Frauensperson Namens Veronika Bergert handelte mit Halsbinden, Kravatten, Westen und ähnlichem Kram. In Töplitz hatte eine andere Person, welche gleichfalls aus Nixdorf war, sich ihr angeschlossen und diente ihr als Trägerin, hatte aber insgeheim den Gedanken, bei schicklicher Gelegenheit die Krämerin zu ermorden und ihren Handel selber fortzusetzen. Am 5. September 1836 zogen sie von Rosendorf, wo sie übernachtet hatten, mit einander gegen Kamnitzleiten. Auf Guthbauers Gute am Eingange des Waldes fiel der Krämerin, weil es sehr warm war und sie obendrein die ganze Nacht mit den Grenzzägern sich vergnügt hatte, das Gehen besonders schwer, und sie setzte sich am Rande des Fuhrweges in den Schatten junger Fichten. Jetzt war ihre Zeit gekommen. Es war in der fünften Nachmittagsstunde. Die Trägerin wollte zunächst ihr Vorhaben mittels eines Steines ausführen, besann sich aber, nahm von einer benachbarten Viertelklaste Wurzelholz eine starke Wurzel, schlug damit die Ruhende kräftig vor den Kopf und versetzte ihr obendrein mit ihrem Messer einige Stiche hinter die Ohren. Auch blieb sie noch eine Weile neben der Toten sitzen, wobei sie sogar mit einigen Weibern redete, die an ihr vorüber in die Streu gingen. Auch waren gar nicht weit davon die Leute des Seidelbauers auf dem Felde beschäftigt. Schließlich nahm die Mörderin den Korb mit der Ware und begab sich über Kamnitzleiten und Grundmühle nach Dittersbach, wo sie mit ihrem Kram von Haus zu Haus ging, aber schon bald von der Grenzwache wegen Ausweislosigkeit angehalten wurde. Unterdessen hatte man die Tote aufgefunden, die Weiber schlugen Lärm, es kamen auch die Grenzwächter von Kamnitzleiten, und als sie von der Untat hörten, eilten sie nach Dittersbach, wo sie die Mörderin bereits in sicheren Händen fanden. Die Leiche der Ermordeten wurde im Rosendorfer Weinhaufe vom herrschaftlichen Arzte Flor. Hauptmann geöffnet, wobei auch ein Leitmeritzer Kriminalrat samt dem Kreischirurgus Lauda¹⁾ zugegen war, und am 11. September begraben. Die Uebeltäterin aber wurde nach Leitmeritz in das Kriminal abgeführt und dort im Sommer 1837 hingerichtet. Ubrigens war die ermordete Krämerin eine Freundin lockeren Lebenswandels gewesen. Allein als ihr Liebhaber von Turnau nach Rosendorf kam, fiel er auf dem Platze, wo sie ermordet worden war, zur Erde nieder, küßte den Boden und wollte sich gar nicht trennen. Dann kam er auf den Kirchhof, warf sich auf das Grab und ließ mehrere Seelenmessen lesen, gab auch einen Taler in den Klingbeutel und geberdete sich überhaupt recht närrisch, bis er sich endlich an eine andere Person hängte und mit derselben lebte.²⁾

¹⁾ Ausführlich über Thomas Lauda berichtet Joh. Haudek: *Erz.*, XXV, 227 bis 231. — ²⁾ Heller's Chronik, p. 77, 78. Vgl. *Erz.*, XVI, 289, 290. Die Wortstelle heißt noch jetzt: „bei der Veroun“.

Hinter Kaminröhren grüßt uns ein großer und schöner Blaufamm. Darüber steht auf einer anderen Tafel: „Zum Rosenberge“. Von hier an bis auf den Berg gibt es eine Zahl großer und weithin sichtbarer Blaufämme. Daher darf man wohl freudig ausrufen: „Ende gut, alles gut!“

In der Beschreibung des Weges folge ich den Worten meines Freundes Oberlehrer Kühnel: „Der Kaminweg führt durch Kaminröhren auf der Fahrstraße zum Walde, zu den Eislöchern und dem Rosendorfer Rosenberge, genannt „der neue Aufstieg“, welcher bei den Eislöchern beginnt. Vor den Eislöchern überschreiten wir ein freies Plätzchen, ein Wieslein, welches von uns zu Ehren unseres Obmannes „Manzer-Platz“ genannt wird, von wo der „Manzer-Weg“ zur „Kahnfahrt“ abzweigt. Für beide Benennungen fehlt uns noch die Bewilligung der Binsdorfer Herrschaft. Der Weg vom Manzerplatz zur Kahnfahrt ist ein angenehmer und schattiger Weg.“¹⁾

Ich berichte wieder nach unseren selbsteigenen Beobachtungen. Der Kaminweg führt in Serpentina den Rosenberg empor, ist ziemlich breit, sehr schattig und angenehm. Teilweise geht es durch schönen Buchenbestand, auch der Boden ist meistens reich bekräutert. Man kann sich unterwegs allerlei erzählen, was zur Sache gehört. Kräuter, Sagen und Aussicht geben hiezu reichen Stoff. Der Waldmeister wächst hier in solchen Mengen, daß er Kleeefeldern gleicht. Zum seltenen Gekräuter, das hier vorkommt, gehört die „Windwurzel“. Der „weiße Ingwer“ wird, wie die Sage behauptet, beim ersten Schnee gefunden. Auch wächst am Rosenberge das „Kraut des Lebens“, das aber noch Niemand gesehen hat. Nur die Ratter und der Hirsch finden es, wie man in der „Kittel-Sage“ lesen kann. Durch das Lebenskraut wird der Hirsch alt, und die Ratter ergänzt durch seinen Gebrauch die fehlenden Körperteile.²⁾

Um der Kräuter willen pflegen die Menschen namentlich zur Pflingstzeit scharenweise den Rosenberg zu besuchen, von welchem sie das Gekräuter hockenweise forttragen. Am „Mittelwege“, welcher um den Berg sich windet, befinden sich die „Eislöcher“. Der Tag ist warm und schön, auch scheint die helle Sonne frei und ungestört auf das Gestein. Doch wenn man einen Stein aufhebt, so liegt Eis darunter. Zu erwähnen sind ferner der „gute Born“, der „Vogelborn“, der wasserreiche „Eisborn“ am Grenzsteige und das „steinerne Börnle“, von welchem vielerlei Sagen erzählt werden. Insbesondere kam einmal — es sind seither wohl mehr wie achtzig Jahre vergangen — der Richterriedel aus Rosendorf zum Steinbörnle und sah dort eine Pfanne, worauf sehr viel Geld lag. Auf dem Gelde lag ein Hahn. Diesen erfaßte Richterriedel und sah sich um, ob etwa Jemand käme. Es kam Niemand, doch in demselben Augenblicke war die Pfanne weg. Den Hahn — er war von Kupfer — brachte Richterriedel nach Hause, und dort haben sie ihn heute noch.³⁾

Zwischen dem „Taubenstein“ und dem Steingerölle auf der Südseite des Rosenberges befindet sich das „Altargründel“, wo die Christen zur

¹⁾ Schreiben v. 24. Nov. 1903. — ²⁾ Fr. Maschek: *Erl.*, V, 1—28: „Doktor Kittel“. — ³⁾ *Erl.*, I, 129.

Zeit einer Verfolgung ihren Gottesdienst unter einer Buche abhielten. Hieher gingen eines Tages zwei Weiber in die Beeren, setzten sich um Mittag bei der Buche nieder und verzehrten ihr Brot. Als nun aus dem nächsten Kirchdorfe die Mittagsglocke erscholl, entstand im unteren Teile des Gründels ein Geräusch, und es erschien ein uralter Mann mit einem langen, schneeweißen Barte, einem dreieckigen Hute und einem grauen Anzuge. An der Hand führte er ein altes Mütterchen. Beide trugen einen Rosenkranz und kamen langsamen Schrittes zur Buche. Dort knieten sie nieder und beteten, wurden aber während des Betens immer kleiner und kleiner, bis sie endlich ganz verschwanden. Voller Furcht ergriffen die beiden Weiber die Flucht und sind später nie wieder in das „Altargründel“ gekommen.¹⁾

Auch vom „guten Borne“, dessen wir oben gedachten, werden mehrere Sagen erzählt, welche mit der Kapelle, die hier gestanden sein soll, und von welcher man noch jetzt die Stufen sieht, in Verbindung gebracht wird. So war einst Franz Winter von Rosendorf am Charfreitage während der Passion in die Kapelle neben dem „guten Borne“ gegangen und hatte dort 82 Jahre lang geschlafen. Als er daher vom Berge wieder nach Rosendorf kam, waren seine Zeitgenossen schon längst gestorben, und sein Besitz war in andere Hände übergegangen. Das Beil, das er auf den Rosenberg mitgenommen hatte, war in der langen Zeit ganz verrostet und das „Beilhelmel“ war abgefault.

Glücklicher war ein Mann, der auf dem Berge Kräuter suchte und in die Kapelle beten ging. Zu seinem Staunen sah er nämlich bei dem Altare einen Haufen Gold liegen, ging vor die Kapelle und zog sich einen Stiefel aus. Nach einer Behauptung soll er hohe „Kaufziehstiefel“ getragen haben. Ging also barfuß wieder in die Kapelle zurück und füllte den Stiefel mit dem Golde, bis er randvoll war. Dann ging er abermals hinaus, um den zweiten Stiefel auszuziehen. Als er aber mit demselben in die Kapelle zurückkam, war das Gold neben dem Altare verschwunden. Doch er war schon durch den ersten Stiefel überreich geworden und baute für das Geld, welches er so unerwartet erworben hatte, in Kamnitz das Wirtshaus zum „Stiefel“, welches jetzt noch besteht. Es sei hiezu nur noch bemerkt, daß nach anderer Überlieferung der glückliche Kräutermann das Wirtshaus zum „Stiefel“ in Windischkamnitz erbaut hat.²⁾

Nach einer anderen Sage, welche in Rosendorf vielfach erzählt wurde, war einmal ein Weib auf den Rosenberg um Holz gegangen und ließ ihr Mädchen, das sie mitgenommen hatte, in der Kapelle, woselbst sie ein kurzes Gebet verrichtete. Als aber das Weib in die Kapelle zurückkam, da war das Kind weg. Jedoch als das Weib nach einem Jahre an demselben Tage abermals in die Kapelle kam, da fand sie ihr Kind an derselben Stelle, wo sie es verlassen hatte, und dem Kinde kam es vor, als ob die Mutter gar nicht lange weggeblieben wäre. Hier haben wir es offenbar mit einer verstimmelten Sage zu tun, welche von vielen Bergen Nordböhmens erzählt wird. Gewöhnlich hat das Kind, wenn es gefunden wird, einen Apfel in der Hand und erzählt, daß eine schöne Frau mit ihm gespielt habe. Auch große Schätze pflegen bei dieser Sage

¹⁾ Erz., II, 135. — ²⁾ Ein Stück unter der Kirche, sagen Etliche. Erz., VII, 95.

eine große Rolle zu spielen. Aber in unserem Falle ist nicht Habsucht schuld, daß die Mutter ihr Kind einbüßt.

Es sei nur noch bemerkt, daß von dieser sagenhaften Rosenberg-Kapelle auch eine wunderliche Rittergeschichte erzählt wird. Der Ritter haust auf dem Schlosse in Hohenleipa und ist so bössartig und unmenschlich verwildert, daß er mit seinen Hunden aus „einer“ Schüssel ißt.¹⁾ Aber diese ganze Rittergeschichte ist wohl eine gehaltlose Fabel aus der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts.

Endlich sind wir oben, auf dem Rosenberge oben! Hier grüßt uns das letzte Kammzeichen. Wir sind auf der letzten Station des Kammweges vom Feschen zum Rosenberge.

Wir betrachten die Stätte, wo der Rosenberg-Turm stand, der am 4. Mai 1903 vom Sturme umgeworfen wurde. Wir betrachten auch die zahlreichen Steinblöcke, welche auf dieser Höhe überall herumliegen. Und wir betreten die Bergwirtschaft. Das Gemach, in dem wir uns niederlassen, bietet zwar nur einen beschränkten Ausblick, läßt uns auch weder die Elbe sehen, noch die großen Verkehrsstätten an der Elbe, aber die Richtung mögen wir wohl erkennen. Nordwestlich liegt Herrnskreitschen, wo die Elbe das Böhmerland verläßt und jährlich ein mächtiger Touristenstrom in's Land eindringt, südwestlich die Schwesterstädte Tetschen-Bodenbach mit Laube, welche alle drei während des letzten Halbjahrhunderts einen wunderbaren Aufschwung genommen haben. Wohl war Tetschen schon früher ein nicht unansehnlicher Ort, aber Bodenbach besaß nach der Aussage der Gedenkmänner vor dem Baue der Staatsbahn nur wenige Häuser, und Laube dürfte zu jener Zeit nicht weit über die Nachbarschaft hinaus bekannt gewesen sein. Und jetzt ist es ein Umschlagsplatz hohen Ranges, der in der Geschichte der Verkehrs-Entwicklung eine bedeutungsreiche Rolle spielt.

Unser Gemach gibt uns aber Aussicht, wirkliche Aussicht über Arnsdorf, Binsdorf und Heidenstein. Wie reich sind die Erinnerungen aus jüngeren und älteren Jahren, die mir bei diesem Anblicke zu Sinne kommen! Ich wandere an der Hand meines Großvaters von Heidenstein über Binsdorf nach Arnsdorf; ich sehe mich am Arme einer gleichalterigen Base in der raucherfüllten Kirrnesschenke in Heidenstein; wir tollten als „sieben Schwaben“ in Rosendorf; ich besaßte mich mit der uralten Kirchenmatrit in Arnsdorf und gedachte des wunderlichen Momentes, in welchem die Hochzeitsgäste zweier Brautpaare einander die Bräute stehlen und sie dann kluger Weise ohne Lösegeld einander wieder tauschweise herausgeben. Und wieder sitze ich im Schlosse zu Binsdorf, während draußen der Regen unaufhörlich in Strömen sich ergießt, in jenen wassernassen Stunden, denen

¹⁾ Hiemit sind Sagen aus andern Ländern zu vergleichen. In Stralsund war einmal eine sehr reiche, aber auch sehr hochmütige Frau, welche ihren Hund aus einer silbernen Schüssel essen ließ. „Hier kannst Du mit dem Hunde tafeln, der seine Knochen auf Silber verpeißt!“ So rief sie einst einem Bettler zu, aber der Bettler verwünschte sie. Wirklich ist sie später mit derselben silbernen Hundeschüssel von Haus zu Haus, von Tür zu Tür betteln gegangen. Auch in Schwaben hat die Frau eines eiferfüchtigen Grafen mit den Hunden, zu denen sie gesperrt war, essen müssen (Gräfe's Pr. Sagensch., II, 443; Virlinger, I, 295).

vor sechs Jahren die große Überschwemmung folgte, die den Zeitgenossen unvergesslich sein wird. — — — — —

Doch aus den Erinnerungen zur Gegenwart zurück! Auch das Jetzt hat sein Recht. Das Essen war für einen Berg recht gut, sehr gut. Auch der Gumpoldskirchner war nicht zu verachten. Klein Erika begnügte sich mit einem Kakao, da sie die Schokolade nicht bekommen konnte, der sie sonst überall ihren Sinn zugewendet hatte. Die Kellnerin erzählte uns vom Turmeinsturz und seinen Folgen, und Emmy Schwieder schrieb einen Kartengruß.

Wer einmal hier geruht auf Deinem Gipfel,
Geträumt in Deiner Buchen schatt'gem Grün,
Das stolze Rauschen hörte Deiner Wipfel
Und sah im Tal der Sonne goldig Glüh'n,
Wer einmal seine Blicke in die Ferne
Ließ schweifen hier, in's weite Land hinein,
Der wird auf Deiner Höh' gewißlich gerne
Als froher Wand'rer oftmals kehren ein.¹⁾

Ich kann mir nicht helfen. Wer das Alte, das Vergangene weiß, kommt immer wieder darauf zurück. Das sind Geister, welche, für Viele unsichtbar, für Andere ganz deutlich, auf allen Seiten uns umschweben. Rosendorf, dessen Pfarrkirche im Jahre 1712 ganz neu wieder hergestellt wurde, liegt „am Fuße des überaus hohen Rosenberges“. So schrieb Schaller vor mehr als hundert Jahren. Und bald darauf haben sie hier oben eine „Larumstange“ errichtet, mit einer Wächterhütte, die auf den Wipfeln hoher Bäume ruhte. Der Rosendorfer Chronist Heller, ein gebürtiger Alt-Deipaer, der für die Zustände seiner Zeit ein scharfes Auge und für deren Schilderung eine scharfe Zunge mit einer spitzen Feder besaß, hat darüber ausführlich berichtet. Es gibt übrigens auch eine Schilderung über die Errichtung der „Larumstange“ auf dem Wolfsberge bei Sonnenberg. Zum Baue wurde ein Platz gesucht, wo zwei große Tannen oder Fichten standen. Außerdem wurden noch zwei gleich große Stämme aufgestellt, so daß sie ein Viereck bildeten. In diese Bäume wurden sogenannte „Steigebäume“ gehauen. Oben wurde aus Brettern eine Wachhütte oder ein Häuschen zusammengebaut, welches an der Außenseite mit Kalk bestrichen war. Aus diesem Wachstübchen lugte man dann nach allen Seiten in die Ferne. Wurde etwas besonderes wahrgenommen, so mußte sofort ein Eilbote an's nächste Oberamt abgesandt werden. Des Nachts unterhielt die Nachtwache unweit der Larumstange ein Wachfeuer.²⁾ In dieser Weise mögen wohl alle „Larumstangen“ an den Grenzen Böhmens eingerichtet gewesen sein.

Im Jahre 1824 hat der Tetschner Graf Thun mit seinen Söhnen und noch zwei Herren den Rosenbergs bestiegen. Beim Rosendorfer Richter hielten sie Mittag, indem sie Erdäpfel aßen und Wasser tranken. Die jungen Herren mußten ihr Reisebündel selbst tragen.³⁾

Das Gebirge, dort jenseits der Elbe, gehört seit Jahrhunderten den Grafen von Thun-Hohenstein. Es bildete in uralter Zeit einen wichtigen Teil

¹⁾ Grf., XXVI, 319. — ²⁾ Grf., XXIII, 75, 76. — ³⁾ Heller's Chronik, p. 60.

des Markwaldes und ist noch immer reich an Wild. Im Schlosse Tetschen gibt es zahllose Geweihe von Hirschen, die in jenen Forsten geschossen wurden. In der Nähe des Schneeberges sind am 24. November 1713 und noch am 4. Hornung 1785 Luchse erlegt worden.¹⁾ Auch hat der Waldbereiter Jakob Hübner am 23. Dezember 1723 einen Wolf geschossen.²⁾ Wunderlicher ist es allerdings, daß man nach Blätternachrichten in den Forsten von Hoyerwerda bei Görlitz erst diesen gegenwärtigen Winter einen Wolf geschossen hat, der die dortige Gegend schon seit einigen Jahren unsicher machen soll.³⁾

Noch muß ich einer Sage gedenken, die mit dem Rosenberge in Verbindung steht. In der Nähe des Rosenberges wohnte ein Mann, der sich unsichtbar machen konnte und oft mitten unter den Jägern stand und ein Stück Wild erlegte. Eines Sonntags wollte sein Sohn ausgehen, aber der Vater riet ihm ab, weil er an diesem Tage nicht glücklich sein werde. Doch der Sohn folgte ihm nicht, sondern ging aus. Er traf einen Hasen und schoß, aber er hatte ihn nicht getroffen. Denn der Hase näherte sich ihm noch immer und machte Männchen, sogar knapp vor ihm. Da eilte der junge Bursche heimwärts und fand vor der Haustüre denselben Hasen, wie er noch immer Männchen machte. Angstvoll ging der Jüngling durch eine andere Thür in das Haus. Da sagte der Vater: „Hab' ich Dir's nicht gesagt, daß Du heute nicht glücklich bist!“⁴⁾

Ich war manchmal auf dem Rosenberge. Schon als Knabe trug ich, ehe ich noch in die Schule ging, darnach großes Verlangen, weil ich gehört hatte, daß dort eine Fülle von Bucheckern zu finden sei. Später erfüllte sich meine Sehnsucht, aber jeder Aufstieg hatte sein Besonderes, sein Merkwürdiges. Der bedeutendste Besuch war dennoch der allerletzt versuchte, den ich beschrieben habe. Er vollendete die Begehung des Kammweges und ermöglichte die Vollendung meines Buches.

Der Mittag ist längst vorüber, die Sonne sinkt langsam gegen Westen. Ehe sie zur Küste geht, wollen wir daheim sein. Wir müssen aufbrechen. Doch ehe wir vom Rosenberge scheiden, wollen wir noch dem Dichter das Wort erteilen. Direktor Joh. Nep. Willomizer war der Ansicht, daß der „Rosenberg“ früher „Asenberg“ geheißt habe und von den deutschen Völkern weithin verehrt worden sei, weswegen man sich nicht wundern darf, wenn Vater Teut den Rosenberge bestieg, als er seinen jüngsten Sohn mit dem herrlichen Deutschböhmerland belehnen wollte. Das ist nun allerdings bloß eine dichterische Erfindung, welche einen anderen Zweck verfolgt als er in den echteren Volksagen vorkommt. Gleichwohl wäre es an und für sich nicht unmöglich, daß „Rosenberg“ aus „Asenberg“ wurde, da ja auch „Kesse“ (Feuereisse) aus „Esse“, „Roße“ — das Gestänge oberhalb des Stubenofens — aus *ose* geworden ist, auch „Nekel“ aus „Eckel“, „Natterstein“ aus „Otterstein“, vielleicht auch „Nuttenberg“ aus „Ottenberg“. Dennoch ist diese Verwandlung bei „Rosenberg“ nicht gerade wahrscheinlich. Das lehrt uns schon der Name

¹⁾ Wildkagen wurden in den Forsten des Stiftes Djeßg noch in den Jahren 1874 und 1895 erlegt. *Grf.*, XVIII, 111, 391. — ²⁾ Schaller, V, 203. — ³⁾ Boh. v. 2. März 1904. — ⁴⁾ *Grf.*, XI, 190.

der unmittelbar benachbarten Gemeinde „Rosendorf“. Doch hören wir lieber den Dichter. ¹⁾

Auf Rosenschwingen schwebt die Morgenröte
 Von Ostens Bergen bis zu Westens Bergen
 Und überstimmert grauen Morgenebel,
 Der rings des hohen Asenbergs die Täler
 Und ebenen Gefilde so duftig ausfüllt.
 Doch auf des Berges Gipfel, da versammelt
 Ein Greis im Silberhaar, von hohem Wuchs
 Und von urwüchsig'ger Kraft, die Reckenglieder
 In Urochsfell gehüllt — der Recke sammelt
 Die Söhn' und Enkel um sich her. Zur Rechten
 Stellt sich ein Jungmann, braun von Haar und Bart,
 Gebräunt im Angesicht; ein graues Wollwams
 Hüllt seine Blößen; neben ihm steht schüchtern
 Erwartungsvoll ein Jungweib, blond des Haares
 Geschlecht und zart das Antlitz; züchtig schüßet
 Den Leib vor Wettergraus und frechen Blicken
 Ein Linnengewand von eigenem Gespinnst.
 Der Enkel vier, so recht wie Orgelpfeifen,
 Zwei Buben und zwei herzig zarte Mägdelein —
 Dort braun gekraust der Kopf, hier blond Geschlechte —
 Sie hängen teils an Vaters Arm und teils
 An ihrer Mutter Rock. Der Greis inzwischen
 Hat Holz gehäuft auf den Altar, die Flamme
 Führt prasselnd auf, und lust'ger Opferrauch
 Steigt auf zum Himmel, wächst zu einem Baume,
 O riesengroß! Bald wird des Rauchgezweiges
 Noch mehr, senkt das Gebälk zu den Nebeln,
 Die Nebel steigen, gern gefellt dem Rauche.
 Und alle schauen stumm erwartungsvoll
 Das felt'ne Schauspiel, wie dort Rauch und Nebel
 Sich mischen, ballen, trennen und sich gatten.
 Von Zeit zu Zeit zerreißt das Dunstgebilde
 Und in der Ferne sieht man Niegeseh'nes.
 Im Tal dort liegt die Kreuzstadt, ober ihr
 Ein Schloß am Berg, und weithin blinkt die Wolde.
 Gebäu bekrönt den Kleis, ein Turm den Spitzberg,
 Zwei Burgen trocken auf dem Koll und Bösig.
 Dort wo die Felsen hinterm Berg sich schlängelt,
 Er scheint der Scharfenstein und an der Elbe
 Das Sommerichloß, und manches And're sah man,
 Was Dichtermund verschweigen muß. Es starren
 Die Augen Aller nach den Wunderdingen.
 Und wieder mischten sich die dust'gen Lüfte.

¹⁾ N. Baudler: Sagen u. Märchen, I, 1—5.

Gar kraus Gebilde formt sich aus dem Wirral.
 Den Kleinen schien es frohes Spiel, die Größern
 Vermochten keine Deutung, nur den Greis
 Ergriß Weisjagegeist: „Biel Glanz und Flimmer
 Wird Feuers Blut aus Sand und Kiesel braten.
 Mit Mund und Hand sollt Ihr der Welt der Töne
 Gemeng geordnet schaffen zu Lust und Freude.
 Der Flachs wird zum Gespinnst, Gespinnst zur Webe;
 Die wirren Fäden schlingt zu zarten Schleiern.
 Das Holz mögt Ihr wie Fäden flechten, Blumen,
 Die sonst der Boden schuf, mit Eueren Händen
 Erschaffen! Vierterlei, wovon der Name
 Mir unbekannt, seh' ich als Bild am Himmel. —
 Du bist mein Jüngster,“ sprach der Greis zum Braunen,
 „Jedoch Du wirst niemals der Letzte sein!
 Ein Bruder, frohgemut und lebenslustig,
 Bohnt dort am Donauström; am Rhein, am Nordmeer
 Der zweit' und dritte; hier dem Kottkopf weiß' ich
 Am Elbestrom die Aussicht großer Zukunft;
 Auch das Gebirg am Rheinquell, meinen Söhnen
 Gehört es ewiglich; doch Dir, dem Jüngsten,
 Verbleibt der Bergesjaum der Bojerheimat.
 Hier auf dem uralteit'gen Menberge
 Beleh'n ich Dich mit diesem Land' und Rechte.“
 So sprach der Greis, dem Sohne zugewandt,
 Mit Seherblick im Ton der sichern Wahrheit.
 Doch was geschieht! Die Opfernebel ballen
 Sich in zwei Wundertiere, daß die Kinder
 Gar jubelnd in die kleinen Hände klatschen.
 „Großvater!“ schreit ein Bube, „sieh den Vogel,
 Den Vogel mit zwei Köpfen!“ Rasch die Mutter
 Den Mund ihm schließt, doch nicht dem ältern Mädchen:
 „Die große Kaze — sieh doch! — hat zwei Schwänze!“
 Nicht achtete der Greis der kind'schen Störung,
 Denn unverwandte beäugte er das Schauspiel.
 Doch endlich sprach er: „Kinder, dieses merkt Euch!
 Der Doppelaar, der erste, den ich seh',
 Hob hoch und stolz sich über die gewalt'ge,
 Die Niesenkaze! Drum der Doppelaar
 Soll Euer Zeichen sein. Wohl manch Jahrhundert
 Ist Euch ein ruhig, friedlich Los beschieden
 In diesen Bergen: nützt es weiß' und klug!
 Doch wenn der Doppelaar einst auf den Höhen
 Die Herrschaft ausübt, dann kommt Eu're Zeit!
 In Friedenskünsten siehet Euern Brüdern
 Ihr nicht zurück; fürwahr, der Fleiß des Nordens,
 Genügsamkeit, Betriebsamkeit, des Südens

Hochsinn für Kunst und Tiefe des Gemüthes
 Ist Euer Eigen, Eu're Doppelmitgift!
 Und die Natur gab Euch der schönsten Lande
 Eines in meinem Erbtum. D'ran haltet fest,
 Fest an den Bergen! Hütet, hütet euch
 Vor jenem ebenen Binnenland! Dort herrschet —
 Dort wohnt — — Halt ein! — Ich darf, ich darf die Zukunft
 Euch jetzt nicht ganz enthüllen. Nur eines darf ich
 Den Enkeln künden: Haltet felsenfest
 An Berg und Bergesfels! Hier wohnt die Freiheit
 Für alle Zeit bis an der Zeiten Ende!"

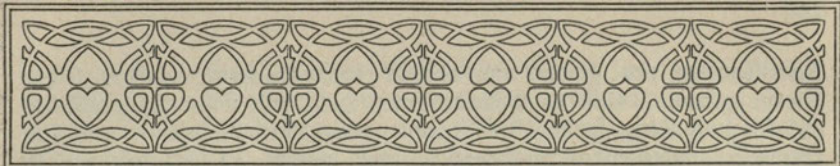
Das Feuer war verglommen, der Rauch, der war verzogen, der
 Nebel war von dannen!

Hell und klar lag das Nordböhmertland vor aller Augen auf dem
 Asenberge. Sie drückten sich die Hand, sie küßten sich zum Abschied.
 Teut — so hieß der Greis — Teut zog nach Norden. Sein Sohn mit
 Weib und Kind, sie zogen niederwärts mit Sack und Pack, mit Korn
 und Hafer, mit Erb' und Linse, mit Kohlsamen und Leinsamen. Ihnen
 folgten Kinder und Schafe und ein gewaltiger, zottiger Hund. — —


Leer war der Berg, der uralte heilige Asenberg! Doch um die Wieße
 zwischen den Buchen grünt die Dörnerhecken und es erblühte Dorn-
 rößlein an Dornrößlein, und als man der Asen vergaß, da liebten die
 Heckenrößlein dem Berge das Ehrenwort und nannten ihn: Rosenbergl
 So heißt er noch heute!

So sei denn gegrüßt, Sohn des Teut, du Deutscher Böhmens, auf
 allen deinen Wegen jetzt und immerdar!





Nachwort.

s war ursprünglich meine Absicht, in die Einleitung die Geschichte jener vier Touristenvereinigungen einzuflechten, welche mit vereiner Kraft den neuen Kammweg vom Tetschen zum Rosenberge geschaffen haben. Diese Absicht mußte ich aber aufgeben, weil der Druck des Buches schon begonnen hatte, als die letzten der für meinen Zweck erforderlichen Nachrichten einliefen. Ich ordne die Geschichte der vier Vereinigungen nach der Zeit ihrer Entstehung.

Der „Gebirgsverein für die böhmische Schweiz“ (Obmann: Bürger-schul-Direktor Rob. Manzer) hat seinen Sitz in Tetschen und ist meines Wissens und Grümers der älteste Gebirgsverein¹⁾ in Deutschböhmen, sicherlich in Nordböhmen. Am 25. März 1878 fand die erste Versammlung zur Gründung eines Gebirgsvereines statt. Am 14. April wurden der Entwurf der Satzungen beraten. Am 29. Juni wurden die Satzungen genehmigt, und am 15. Juli 1878 erfolgte die erste Hauptversammlung, von welcher bereits Direktor Rob. Manzer zum Obmann gewählt wurde. Nach und nach entstanden folgende Abteilungen oder Sektionen: Arnsdorf, Benfen, Viela, Dittersbach, Graber, Hasel, Herrnskretschin, Hohenleipa, Hopfengarten, Ramniz, Windischkamniz, Königswald, Kolmen, Neu-Ohlisch, Parchen-Schelten, Rosendorf, Steinschnau, Stimmersdorf, Tetschen-Bodenbach und Ullrichstal. Die Zahl der Mitglieder stieg von 111 (1878) auf 690 (1902). Im Jahre 1902 wurden 19 Sektionen mit 730 Mitgliedern gezählt.²⁾ Unter den Spenden für Vereinszwecke befanden sich sehr ansehnliche Beträge, sie ergaben insgesamt 11.189 K 46 h. Außerdem gab es in fünf Jahren (1886—1890) 3884 K 92 h für den Kaltenberg-Turm. Für die erspriessliche Tätigkeit dieses Gebirgsvereines sprechen folgende Zahlen. Es wurden während eines Vierteljahrhunderts 87.078 km

¹⁾ Der Nordböhmisches Exkursions-Klub kann vermöge seiner Satzungen keinesfalls unter die „Gebirgsvereine“ gerechnet werden. Die Beratung der Satzungen erfolgte am 20. Dezember 1877, die erste Vollversammlung am 10. April 1878. Die Idee zur Gründung dieses Vereines war bereits am 24. Juli 1877 anlässlich eines Ausfluges auf den Scharfenstein bei Benfen erörtert worden. — ²⁾ Beide Zahlen sind der „Festschrift“ (27. Septb. 1903) entnommen. Der Widerspruch zwischen 690 und 730 erklärt sich vielleicht aus den Abweichungen zwischen Anmeldungen und Zahlungen der Jahresbeiträge.

Touristenwege neu gebaut und 88922 erneuert; ferner wurden 5 km Straße gebaut, 1498 m Geländer aus Holz und Eisen hergestellt, 60 Brücken und Stege sowie 18 Stiegen angelegt, 313 Ruhebänke und 785 Wegweiser aufgestellt. Insbesondere aber wurden 11 Schutzhütten, 10 Gallerien, 4 Pavillons, 7 Aussichtstürme (6 hölzerne und 1 eisener) erbaut, dazu kommen 4 Restaurationen, 1 Veranda, 1 Regelpbahn und eine Gondel. Auch wurden 174 Bäume angepflanzt. Weiter sind zu erwähnen 12 Studentenherbergen mit mehr als 60 Betten. Das Touristenbuch bezw. Wegweiserbüchel erlebte 24, die Spezialkarte der böhmischen Schweiz 3 Auflagen. Auch wurde ein Lichtdruckplakat mit 17 Ansichten unentgeltlich versandt. Besondere Erwähnung verdienen die Höhen- und Talbeleuchtungen bei der kaiserlichen Silberhochzeit (23. April 1879) und bei der Anwesenheit des Kronprinzenpaares (1882), die feierliche Eröffnung der Schutzhütten auf der Kolmer Scheibe (29. April 1879), auf dem Wertendorfer Hutberge (1889), auf dem Bildstein (2. Aug. 1891), auf der Hundorfer Beule (28. Septb. 1891), auf der Rabensteiner Höhe (1892), auf dem Ottenberge (25. Mai 1892), auf der Schäferwand (6. Juni 1892), auf dem Habendorfer Hutberge (17. Juli 1892), auf der Kolmer Bergkuppe (20. Aug. 1893), bei dem Kriegerhäuschen in Windischkamnitz (1896) und auf dem Heidelberge (1902), ferner die Eröffnung der Rosenbergtürme (29. Mai 1881 und 4. Juli 1893), des Eisenturmes auf dem Kaltenberge (1888), der Aussichtstürme auf dem Hopfenberge (Pfingstsonntag 1895) und auf dem Hainhübel (1901), sowie der Polzenwarte bei Benjen (8. Juni 1902). Denkwürdig ist die Erschließung der Edmundsflamm (Oktober 1889 und 4. Mai 1890). Vom Mai bis Oktober 1890 hat man gegen 70.000 Besucher der Edmundsflamm gezählt und im nächsten Jahre eine noch größere Anzahl. Zur Vierteljahrhundertfeier erschien eine Festschrift, und es wurde zur bleibenden Erinnerung in Tetschen ein Obelisk errichtet, welcher am 27. September 1903 festlich enthüllt wurde. Dieser Obelisk trägt außer anderer Inschrift die Namen des Obmannes Robert Manzer und des Wegmeisters Viktor Wegel.¹⁾

Der Verband „Lusatia“ ist im Februar²⁾ 1880 gegründet worden. Er besteht zur Zeit aus 25 Vereinen der südlichen Oberlausitz, die teils Gebirgs-, teils Humboldts- und Fortbildungsvereine sind: Bernstadt, Geb.=B. 100; Cunewalde, Geb.=B. 40; Dürchenersdorf, Fortb.=B. 57; Ebersbach, Humboldt v. 74; Gibau, Humboldt v. 80; Großschönau, Wiss. Ver. Saxonica 55; Hainewalde, Geb.=B. 20; Herwigsdorf b. Zittau, Humboldt v. 65; Hirschfelde, Geb.=B. 104; Hörnitz, Ver. f. wiss. Untech. 100; Jonsdorf, Geb.=B. 70; Kottmarsdorf, Fortb.=B. 40; Löbau, Humboldt v. 220; Neugersdorf, Naturw. B. 150; Obercunnersdorf, Gewerbe- und Humboldt v. 70; Oberoderwitz, Humboldt v. 50; Oberoderwitz, Geb.=B. 100; Ostritz, Verschönerungsv. 92; Oybin, Geb.=B. 100; Reichenau, Geb.=B. 323; Seiffhennersdorf, Humboldt v. 360; Spitzkunnersdorf, Fortb.=

¹⁾ Sämtliche Einzelheiten sind der Festschrift von Max Gehjler entnommen. —

²⁾ Am 22. Feber (1880) hielt der Gebirgsverein der Lausitz (Lusatia) seine gründende Versammlung und wählte für das Jahr 1880 Zittau zum Vororte. Erl., III, 132.

B. 62; Walddorf, Humboldt v. 25; Waltersdorf, Geb.-B. 123; Zittau, Globus 205 Mitglieder. Der Zweck des Verbandes ist gegenseitige Förderung sowohl in der wissenschaftlich-belehrenden, wie in der gebirgsvereiniglich-schaffenden Tätigkeit der Vereine. Diesem Zwecke dienen Vertreteritzungen im Frühjahr und Herbst, die alljährlich stattfindende Wanderverammlung, gelegentliche Vereinigungen in Gelände, das im Verlag von Oliva's Buchhandlung (A. Graun) in Zittau erscheinende, von Herrn Oberlehrer Kramer daselbst geleitete Verbandsorgan „Gebirgsfreund“, Schriftentausch u. dgl. 1884—89 gab der Verband ein Organ „Lusatia“ unter eigener Verwaltung heraus. Unter Mitwirkung des Verbandes wurde durch einen besonderen Ausschuß der Aussichtsturm auf dem Rottmar 1882 errichtet, der Ende 1902 bestimmungsgemäß in den Besitz der Stadt Löbau übergegangen ist. Bei weiteren Schöpfungen, insbesondere bei der Errichtung des steinernen Aussichtsturms auf dem Hochwalde durch den Verein „Globus-Zittau“ (1891) leisteten Vereine des Verbandes Beihilfe. Die vom Verbandsvereine begründete Schüler- und Studentenherberge zu Dybin erfreut sich eines sehr guten Besuches und dankbarer Anerkennung seitens ihrer wanderfrohen Gäste; zu den Kosten tragen außer dem Verbandsvereine der Verein Globus-Zittau, der Gebirgsverein Dybin und Privatpersonen bei. — Der älteste Verein des Verbandes ist der „Wissenschaftliche Verein Sazonia“ in Großschönau, gegründet 1849. — Die Vorortschaft hat seit der Gründung des Verbandes dem Naturwissenschaftlichen und Gebirgsverein Globus-Zittau obgelegen; den Vorsitz hat bis 1891 Herr Konrektor Prof. Dr. Friedrich, seitdem Prof. Dr. Lamprecht-Zittau geführt. Die Rammwegmarkierung hat für die Strecke von der Tobiaskiefer bis zur Einmündung in den Nonnenklunjen-Lausche-Weg der Verein Globus, von da bis auf die Lausche der Gebirgsverein Waltersdorf übernommen. Der erstere ist 1865 gegründet und zählt gegenwärtig über 200 Mitglieder; der letztere ist gegründet 1880, hat 123 Mitglieder und wird zur Zeit vom Herrn Zwirnereibesitzer Gustav Schneider geleitet.¹⁾

Der „Deutsche Gebirgsverein für das Jeschken- und Isergebirge“ (Obmann: Josef Beuer) hat seinen Sitz in Reichenberg.* Im Sommer 1884 beschloß in Reichenberg eine kleine Schar begeisterter Freunde der heimischen Gebirgswelt die Gründung eines Vereines, der die eigenartigen Schönheiten des Jeschken- und Isergebirges dem großen Touristenverkehr erschließen und zu diesem Zwecke Wege, Wegeweiser, Wegzeichen herstellen, Türme erbauen, gemeinsame Ausflüge vornehmen und eine Vereinszeitschrift herausgeben sollte, um die Kenntnis der eigenen Heimat zu verbreiten und Fremde herbeizuziehen. Dieser Verein sollte auf breiter Grundlage aufgebaut werden, damit auch Gleichgesinnte aus allen Nachbarorten teilnehmen könnten. Die erste Vorbesprechung geschah am 29. Juni 1884. Am 13. Juli wurden in einer Versammlung die Satzungen festgestellt. Am 21. August wurden letztere bestätigt und am 13. Oktober 1884 erfolgte die gründende Versammlung des Gebirgsvereines. Erster Obmann war F. W. Zarisch, erster Schriftführer Prof. Fr. Maschek. Im selben Monate zählte der Verein 154 Mitglieder, jedoch Ende des Jahres 1885 bereits

¹⁾ Über unsere Bitte eingekandt und unverändert abgedruckt.

1500 Mitglieder. Am 17. Mai 1885 wurde die Glasveranda auf der Feschkentoppe unter außerordentlichem Andrang der Bevölkerung feierlich eröffnet. Es folgte das Schaugerüst auf der Schwarzbrunnkoppe (14. Juni 1885), der Reize-Steg bei der Ruine Hammerstein (1885), der Aussichtsturm auf der Humboldts Höhe (18. Juli 1887), der eiserne Aussichtsturm auf dem Seibthübel (14. Aug. 1887), der Aussichtsturm auf der Königshöhe (8. Sept. 1888), der Aussichtsturm auf dem Bramberge (4. Aug. 1889), der Stephansturm auf dem Pochenstein (14. Aug. 1892), der Holzturm auf der Tafelfichte (21. Aug. 1892) und der Holzturm auf dem Projchwitzer Kamme (25. Sept. 1892). Auch wurde der „frische Born“ im Feschkengebirge gefaßt (1900) und „Marienquelle“ benannt. Im Jahre 1898 wurde der Reize-Steg bei Machendorf erneuert und bei dem Reichenberger Rathaus ein Wetterhäuschen aufgestellt. Ebenso wurde der Isersteg bei Karlstal hergestellt (8. Aug. 1901.) Im selben Jahre wurde die vom Baron Heinrich v. Liebieg erbaute Hohenhabsburg am 1. September eröffnet und die Verwaltung dem Gebirgsvereine übergeben. Am 19. Aug. 1902 wurde die Insekkoppe eröffnet. Sehr viel Tätigkeit erforderte die Herstellung von Wegen, Stegen und Schutzgeländern sowie der zahlreichen Wegzeichen, überdies die Ausbesserung der durch Wasser und Wetter angerichteten Schäden. Die Erbauung eines Koppenhäuses auf dem Feschken bildet eine große und wichtige Aufgabe für die nächste Zukunft. Die Herstellung einer einheitlichen Bezeichnung (blauer, vierzackiger Kamm) für einen ununterbrochenen Kammweg vom Rosenberge über den Feschken zur Schneefoppe dürfte touristisch vielleicht noch bedeutamer sein. Seit 1885 entstanden Ortsgruppen, zunächst in Haindorf, Wildenfachen, Wurzelzdorf, Gablonz, Tiefenbach, Oberes Rannitztal, Christophsgrund, Liebenau, Tannwald, Johannesberg, Wiesental, Morchenstern, Weißbach (1896). Der Jahresbericht für 1902 nennt folgende Ortsgruppen: Christophsgrund (114), Gablonz (260), Johannesberg (100), Liebenau (38), Morchenstern (91), Ober-Rannitztal (157), Ober-Wittigtal (122), Tiefenbach (22), Wiesental (50), Wurzelzdorf (109) und Tannwald (49 Mitglieder). Für den Hauptverein Reichenberg habe ich aus dem Namensverzeichnis etwa 1235 Mitglieder berechnet. Nach einer gütigen Mitteilung vom 22. Oktober 1903 ist der Mitgliederstand nach dem im vorigen Jahre erfolgten Austritte der Ortsgruppe Gablonz folgender. a) Stammverein Reichenberg mit den in Neustadt a./T., Tannwald und anderen Orten ohne Ortsgruppen lebenden Mitgliedern 1546 Mitglieder, b) Albrechtzdorf 95, c) Christophsgrund 120, d) Engelsberg 35, e) Johannesberg 106, f) Liebenau 40, g) Morchenstern 110, h) Oberes Rannitztal (Josefs-tal) 157, i) Oberes Wittigtal (Raspenau) 117, k) Ober-Mazdorf 50, l) Tiefenbach 23, m) Wiesental 56 und n) Wurzelzdorf 110, insgesamt 2565 Mitglieder. Die erste Nummer der vom Gebirgsverein herausgegebenen „Mitteilungen“ (Schriftleiter Prof. Fr. Maschek) erschien am 21. Mai 1885. Seit 1891 erscheint statt der „Mitteilungen“ ein „Zahrbuch“, dessen Schriftleitung im folgenden Jahre Prof. F. Hübler übernommen und bis jetzt sehr verdienstlich fortgeführt hat. Von den übrigen Druckschriften, welche vom Gebirgsvereine ausgingen oder mit demselben

in Verbindung standen, nennen wir namentlich die Gebirgskarte des Jeschken- und Sjergebirges (1900) sowie Hübler's Führer durch Reichenberg und Umgebung (1883) und desselben Führer durch das Jeschken- und Sjergebirge (1902), unter den kleineren Schriften Hübler's Monographie über die Opfersteine (1882). Leop. Ullrich aus Reichenberg¹⁾ hat für den Jeschkenturm ein Panorama (1886), welches in Stahl gestochen wurde, und überdies eine Rundschau vom Seibthübel hergestellt. Der Gebirgsverein veranstaltet Sommer- und Winterausflüge und hat sich auch um die Studentenerbergen sowie durch Ferienkolonien sehr verdient gemacht.²⁾

Der „Gebirgsverein für das nördlichste Böhmen“ (Obmann: M. U. Dr. Johann Hille) hat seinen Sitz in Schönlinde, wo er am 13. Septb. 1885 aus dem sogenannten „Touristenklub“ hervorgegangen ist. Am Schlusse des Jahres 1902 war der Mitgliederstand 1642. Die Zahl der Abteilungen beträgt 18. Es sind folgende: Althehrenberg, Blottendorf, Daubitz, St. Georgental, Hainspach, Khaa, Kreibitz, Niedergrund, Oberpreischkau, Rumburg, Schluckenau, Schönau, Schönbüchel, Schönlinde, Warnsdorf, Wolfsberg, Zeidler, Zwickau. Der Gebirgsverein für das nördlichste Böhmen erbaute die Aussichtstürme auf dem Wolfsberge (1888) und Tannenberge (1891), die Schutzhütte auf dem Wolfsberge, welche im Jahre 1901 durch einen Zubau bedeutend erweitert wurde, auch die Touristenbrücke im Khaatal. Ferner hat er durch die Abteilungen eine einheitliche Wegmarkierung durchgeführt, wozu die Wegweiser von der Zentrale beige gestellt wurden; er förderte die Einrichtung von Sommerfrischen und Studentenerbergen, machte die Sommwendfeiern in unserer Gegend wieder heimisch und förderte überhaupt alte Bräuche und Feste (Maiefest in Daubitz). Auch hat der Gebirgsverein mehrere Karten (Wegweiser) des Vereinsgebietes, Rundsichten für den Wolfsberg und den Tannenberg, auch ein Jahrzehntbuch und „Höhenfeuer“ (Dichtergrüße zur Sommwend-Feier) herausgegeben. In letzter Zeit förderte er den Straßenbau Khaa-Hinter-Daubitz, wozu er auch die Anregung gab. Auch wurde durch den Gebirgsverein für das nördlichste Böhmen bzw. durch den Reifewart Herrn J. Mohr der „Kammweg Jeschken-Rosenberg“ angeregt. Aus diesem Anlasse ergaben sich Zusammenkünfte der Nachbarvereine, welche durch den Obmann Dr. Joh. Hille einberufen und geleitet wurden. Groß ist auch die von den einzelnen Abteilungen geleistete Arbeit. Außer der Wegbezeichnung, welche im ganzen Gebiete gewissenhaft durchgeführt ist, haben folgende Abteilungen noch besondere Arbeiten geleistet. Daubitz: Schutzhütte auf dem Trichtberge und Badeanstalt; Khaa: Anlagen im Khaatal und Badeanstalt; Schönlinde: Kirnsichtbrücke bei der oberen Schleufe; Schönbüchel: Badeanstalt; Schluckenau: Turm auf dem Züttelsberge;³⁾ Hainspach: Versteinberganlagen; Schönau: Badeanstalt; Rumburg, die größte Abteilung mit über 400 Mitgliedern, besitzt ein eigenes Heim auf dem Rauchberge mit einem von Herrn Wenschuh erbauten und der Abteilung geschenkten Aussichtsturm; Zwickau: Schutz-

¹⁾ Über den „Jeschken und seine Rundschau von L. Ullrich“ ist die Besprechung von Dr. F. Hantschel (Erk., IV, 255, 256) zu vergleichen. — ²⁾ Auszug aus dem mir in zuvorkommenster Weise geliehenen Jahrbüchern. — ³⁾ Dieser Holzturm ist durch den Sturm vom 21./22. November 1903 zerstört worden.

Hütte im Luzengrunde, Anlagen beim Eisloch und Köhlerstein; Blottendorf: Schankwirtschaft auf der Hahne. Die Abteilung Warnsdorf krönt ihre Tätigkeit durch die Erbauung einer großartigen Aussichtswarte samt Restauration auf dem Burgsberge. Noch zu erwähnen sind auch die Wanderungen der Zentrale im Vereinsgebiete und weit darüber hinaus.¹⁾

*

Ehe der geneigte Leser dieses Buch aus der Hand legt, wird er sich und uns fragen, wie die Irrtümer entstehen konnten, in welche wir bei unserer Wanderung verfielen. Unser selbst habe ich in meiner Erzählung nirgends geschont; auch hier werde ich der Wahrheit die Ehre geben.

Eine Hauptursache unserer Unsicherheit war es, daß wir auf den Wortlaut des Kammweg-Programmes schwuren, obwohl den einzelnen Gebirgsvereinen es freistand, nach Bedarf an dem allgemeinen Plane Abänderungen vorzunehmen. Nachträglich haben wir recht wohl erkannt, daß diese Abänderungen so ziemlich alle durchaus gerechtfertigt waren. Daß der Große Kalkberg umgangen wurde, war wegen seiner Beschwerlichkeit geschehen, ist uns rechtzeitig durch die Zeitungen bekannt geworden, hat uns auch in keiner Weise beirrt, wohl aber durch den herrlichen Buchenwald bei der Eduardsbuche ungemein erfreut. Die „Mordliefen“ suchten wir allerdings vergebens, aber die Abänderung, die den Kammweg über den Schwarzenberg führte, muß beifälligst begrüßt werden. Daß der Kammweg nicht auf den Johannisstein führt, erscheint mir als ein kleiner Fehler, vielleicht aber nur deshalb, weil wir die Gründe nicht wissen, allein diesem Fehler ist, wie mir dünkt, sehr leicht abzuhelfen. Eine Abänderung, welche uns anfänglich gar so stutzig machte — von Oberhasel über Limpach und die Grieselmühle nach Schemmel — muß gleichwohl als eine ganz treffliche und berechnete bezeichnet werden, weil sie nicht nur einen kurzen und sehr angenehmen Weg bietet, sondern auch auf eine weite Strecke so ziemlich die Wasserscheide zwischen dem Kammzibache und dem Kreibitzbache benützt, wodurch sie dem Begriffe eines Kammweges in vorzüglicher Weise gerecht wird. Die kurze Bachtafstrecke zwischen der Grundmühle und der Kirchgrundbrücke kann als eine höchst dankenswerte Vervollkommnung des Kammweges bezeichnet werden, da sie reich an Schönheit ist, die durch den unmittelbaren Aufstieg von der Grundmühle nach Kammzibeleiten verloren gehen würde.

Das allzu starre Festhalten am Kammweg-Programm war also „unser“ Vorurteil, unser Fehler, unsere Veranlassung zu Irrtümern. Aber auch der Kammweg selbst trug, wie die meisten Unternehmungen von großer Bedeutung, hie und da noch die Eierchalen der ersten Jugend an sich. Er war an zwei Stellen — Oberhasel und Schemmel — noch nicht ganz vollendet und überdies in seinen westlicheren Teilen der Bevölkerung noch zu wenig bekannt, so daß selbst die Gastwirte, welche doch mit dem Fremdenverkehr zu rechnen haben, noch eine ganz unzulängliche Kenntnis des neuen Verkehrsweges besaßen. Nun, der Weg von Oberhasel bis Limpach ist bereits in ganz vorzüglicher Weise hergestellt, und

¹⁾ Der ganze Bericht nach freundlicher Mitteilung des Herrn Oberlehrers A. Richter in Rhau.

die Herstellung des Kammweges von der Grieselmühle bis zur Bahnfahrt steht nach verlässlichen Nachrichten in sicherer Aussicht. Den Kammweg unter der Bevölkerung bekannter zu machen, dazu scheinen mir Vereinsausflüge, wie sie der Reichenberger Gebirgsverein veranstaltet hat, besonders geeignet zu sein. Wie die Reichenberger sollten auch die übrigen Gebirgsvereine öfters Kammweg-Ausflüge unternehmen, wodurch der Kammweg bei der Bevölkerung bekannt und beliebt werden wird, selbst wenn man jedesmal nur eine ganz kurze Strecke begeht. Im Nordböhmischen Exkursions-Klub besteht bereits die Absicht, im nächsten Sommer einige Kammweg-Ausflüge zu unternehmen. Auch für Schülerausflüge besitzt der Kammweg — Strecke für Strecke — eine ganz vorzügliche Eignung. Die Jugend wird es gewiß freudig begrüßen, wenn der Lehrer unterwegs zu erklären unternimmt, daß man, wenn man den blauen Kämme nachgeht, ohne Gefährde bis zur Schneekoppe gelangen kann. Vielleicht sehr bald auch auf den Keilberg, den Bergkönig des Erzgebirges. Ich will es nur erzählen. Wenn man vom Rosenberge gegen Rosendorf geht, dort hat Herr A. Frind einige Blaukämme gefunden, mit denen wir anfangs nichts anzufangen wußten. Hierüber schrieb mir Herr Oberlehrer F. Kühnel aus Rosendorf (24. November 1903): „Mit dem Rosenberge sollte die Kammwanderung ihren Abschluß finden. Da aber der Tourist dort nicht bleiben kann, so hatte ich mit Herrn Wegmeister Wezel (Tetschen) vereinbart, von den Eislöchern, am Ausgange des Waldes von der Fahrstraße abweichend, den alten „Malzweg“ entlang, die nach Windischkaminz führende Straße fünf Minuten vor dem Walde überquerend, bis zur „neuen Welt“ mit Kammzeichen zu markieren. Das sind jedenfalls die Zeichen, welche Herr Frind gesehen hat. Von „Neuwelt“ über Binsdorf und den Rosenkamm nach Tetschen wollte Herr Wezel die Wegmarkierung in andere Hände legen. Das ist nun wohl noch nicht geschehen, und ich werde nächstens mit Herrn Wezel darüber reden.“ Noch am 5. Jänner 1904 schrieb mir derselbe Freund, daß der Kammweg vom Rosenberge über die neue Welt und den Rosenkamm nach Tetschen sicher durchgeführt werden wird. Demnach haben wir gegründete Hoffnung, daß der Kammweg auch nach Westen erweitert werden wird, umso gewisser, da ein Anfang hiezu bereits gemacht ist.¹⁾

Wenn der Kammweg einmal bis Tetschen geführt ist, dann ist es ein Leichtes, ihn zunächst auf den Schneeberg und hernach in's Erzgebirge weiterzuführen, wo er eine so herrliche Gelegenheit zum Genusse der Höhenwelt verspricht. So muß es endlich dahinkommen, daß man mit Hilfe desselben blauen Zeichens von der Schneekoppe bis zum Keilberge gelangen kann. Dieses Ziel sollten unsere Gebirgsvereine im Auge behalten. Gleichwohl wird selbst bei einer so bedeutenden Verlängerung

¹⁾ Während des Druckes schrieb mir Herr Oberlehrer Kühnel (11. Feb. 1904), daß es von der Wegbezeichnung bis Tetschen sein Abkommen gefunden hat. Die Touristen mögen sich vom Rosenberge aus nach Belieben zerstreuen: durch die Edmundsklamm oder unmittelbar nach Herrnskretschin oder durch das Dürtkaminztal zur Elbe oder gerad aus nach Tetschen oder über Jonsbach zur Bahnstation Rabstein. Die Fortsetzung bleibt also einer späteren Zeit vorbehalten. Ganz vergessen wird sie wohl nicht werden.

des Kammweges nach Osten und Westen die Strecke vom Jeschken zum Rosenberge immer als eine ungewöhnlich schöne und abwechslungsreiche gerühmt werden. Das steht in sicherer Aussicht, weil es der Wahrheit und Wirklichkeit entspricht.

In der Nordböhmischen Touristen-Zeitung sind seinerzeit ¹⁾ „zehn Gebote des Wegmeisters“ veröffentlicht worden, welche viel Gutes enthalten. Gleichwohl sei noch auf den Unterschied einer Kammwegbezeichnung von gewöhnlichen Wegbezeichnungen aufmerksam gemacht. Bei einer gewöhnlichen Bergbesteigung oder einer ähnlichen Wanderung, die innerhalb eines Tages vollendet werden kann, ist das Ungemach nicht gar so groß, wenn dem Wanderer ein Irrtum widerfährt, wenn er erst nach einem Umwege oder auch gar nicht an das Ziel kommt. Ganz anders stellt sich die Sache, wenn ein Wanderer auf einer mehrtägigen Wanderung plötzlich vom Ziele abkommt und in die Irre oder doch in große Unsicherheit gerät. Da schmerzt jeder Schritt, welcher zu viel gemacht werden muß, und es ist dem ermüdeten und in seinen Hoffnungen getäuschten Wandersmann nicht zu verdenken, wenn er unwillig zu schelten beginnt, weil ihm ein X für ein V vorgekommen ist. Darum sollte jeder Kammweg mit ganz besonderer Sorgfalt hergestellt werden. Es sollen nicht zu wenig Zeichen sein. Besonders nach jeder Wegtrennung ist es sehr löblich, wenn der Tourist durch ein neues Zeichen vergewissert wird, daß er sich noch auf dem rechten Wege befindet. Ich unterscheide daher „Sicherungen“ und „Wendezeichen“. Erstere sind so wichtig wie die letzteren. Bekommt der Wanderer die Gewißheit, daß er recht geht, erst nach einer Viertelstunde, so gerät er unterdessen leicht in Ratlosigkeit und kehrt wohl auch wieder um, besonders wenn das „Wendezeichen“ nicht ganz deutlich war, was um so leichter vorkommen kann, weil die Zeichen bisweilen von Unberufenen ein wenig aus ihrer Lage gedreht werden. Man kann aber billiger Weise vom Wanderer nicht verlangen, daß er fast wie ein Hund, der eine verlorene Spur sucht, alle Wege, die vom Wendezeichen weiter führen, viertelstundenweit ablaufen soll. Daher bedarf es der „Sicherungen“, welche für den Wanderer jederzeit eine Beruhigung sind.

Die geschilderte Unsicherheit entsteht besonders dann, wenn unterwegs das System wechselt. Es sollte daher ein und dasselbe System, wenn es einmal bewährt ist, durch den ganzen Kammweg gehen. Denn wenn plötzlich ein neues System auftritt, so muß es, mag es noch so bewährt sein, den Wanderer verblüffen.

Die „Wendezeichen“ sollen, besonders wenn ein schmaler und wenig begangener Weg von einem breiten und viel betretenen abzweigt, leicht zu sehen und zu erkennen sein. Überhaupt sollte man den Unterschied zwischen „Wendezeichen“ und „Sicherungen“ nie aus dem Auge lassen. Ein Wendezeichen, das uns auf einen neuen Weg führt, soll besonders lebhaft vor das Auge treten, es darf sogar ein wenig vordringlich sein; denn wenn es übersehen wird, so kommt man in die Irre. Dagegen die Sicherung soll uns nur sagen, daß wir noch auf dem rechten Wege sind. Es hat

¹⁾ III, 10—12 (1888).

also wenig zu bedeuten, wenn sie übersehen wird. Daraus geht hervor, daß Wegzeichen auf Steinblöcken, die kaum über den Boden herausragen, wohl zu Sicherungen, aber kaum jemals zu Wendezzeichen sich eignen. Man vergesse nie, daß der Wanderer die Gegend sehen und kennen lernen will. Das ist sein Zweck. Dieses Zweckes wegen reißt er. Die Wegzeichen können bloß Mittel sein, jenen Zweck leichter zu erreichen. Daher darf man das Mittel nicht zum Zwecke machen. Man sollte also den Wanderer nicht zwingen, beständig auf alle Steine, die am Wege liegen, sein Augenmerk zu richten, dadurch würde der Zweck der Wanderung sehr verfehlt werden.

Für einen Kammweg ist es aus obenwähnten Gründen kaum ratsam, sich bei der Wegzeichnung auf Wendezzeichen zu beschränken und von den Sicherungen ganz abzusehen. Immerhin empfiehlt es sich, auch die Stimmen jener Naturfreunde zu beachten, welche den Wunsch hegen, daß die Einwirkung der Menschenhand so selten und gering als möglich wahrnehmbar sein möge. Die Wendezzeichen werden zwar immer größer, deutlicher, aufdringlicher sein müssen, als einem solchen Naturfreunde lieb sein kann, aber die Sicherungen könnten seinen Wünschen entsprechen und dürften ganz bescheiden sein, damit sie Niemanden stören können.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die Wahl eines blauen Zeichens für den Kammweg ein sehr glücklicher Griff war, weil gerade die blaue Farbe selbst für ein schwaches Auge sehr weit leuchtet, ein Unterschied, den ich bei österreichischen und reichsdeutschen Postkästen oft beobachtet habe. Daher sind unsere Gebirgsvereine zur Wahl des blauen Kammes in der Tat zu beglückwünschen.

Ein Kammweg muß nicht bloß sorgfältig hergestellt, sondern auch sorgsam im Stande gehalten werden. Daher sollte man die blauen Wegzeichen jeden Sommer einer wiederholten Prüfung unterwerfen, ob sie noch vollständig bestehen und gut im Stande sind. Wo die Vereinsabteilungen die Sache in der Hand haben, dort sollte eine solche Aufmerksamkeit weder mühsam noch kostspielig sein. Freilich ist es sicher, daß die erste Bezeichnung des Kammweges ein ebenso mühsames wie kostspieliges Unternehmen war. Zeit, Geld und Mühe mußten aufgewendet werden. So läßt es sich leicht denken, daß die zahlreichen Wegzeichen auf der Reichenberger Strecke Jeschen-Tobiaskiefer ein namhaftes Geld gekostet haben mögen. Da gibt es mehrere Kammzeichen, kleine Täfelchen als Sicherungen und größere als Wendezzeichen. Und letztere sind wohl noch überdies mit Inschriften versehen, welche auf den Rosenberg als Endziel verweisen. Freilich dürfen wir wohl auch hinzufügen, daß auf dieser von den Reichenbergern durchgeführten Strecke unseres Erachtens für einen acht samen Wanderer die Gefahr einer Verirrung kaum besteht und wahrscheinlich ganz ausgeschlossen ist. Man geht so sicher wie im eigenen Garten.

Weniger kostspielig mag die Ausführung des Unternehmens dort gewesen sein, wo man das Kammzeichen mittels einer Schablone auf Holz hergestellt hat. Zwölf oder fünfzehn Täfelchen, einige Pfähle, einige Nägel — sie waren für eine ziemliche Strecke ausreichend. Solche Kamm-

zeichen können denn doch wohl nicht zu hoch kommen, sie leisten auch sehr gute Dienste, aber sie erfordern große und stete Aufmerksamkeit, weil das Holz leicht zerspringt und die Farbe bald verbleicht. Unter solchen Umständen wird eine unablässige Fürsorge kaum zu umgehen sein. Aber Fürsorge und Auslage werden sich trefflich lohnen, wenn einmal der Kammweg unter den Touristen bekannt und berufen sein wird. Es wird und muß zu einer Auszeichnung werden, den Kammweg besucht zu haben. Oder sollte doch Jemand an einer solchen Möglichkeit zweifeln? Da bin ich vertrauensreicher.

Man verzeihe mir, wenn ich noch auf einige Umstände aufmerksam mache und mir sogar Vorschläge erlaube. Der Kammweg führt quer über den Hochwald, da bedarf es keiner Bemerkung. Dagegen auf der Lausche, auf dem Tannenberge dient der obere Teil des Aufstieges auch als Abstieg. In solchen Fällen würde es mir ratsam erscheinen, den Besucher durch ein besonderes Zeichen auf diese Tatsache aufmerksam zu machen. Beispielsweise könnten zwei Kämme über einander den Wanderer aufmerksam machen, daß er den Weg zweimal zu gehen habe, bergauf und bergab. Auf diese Weise ließe sich auch der Johannisstein noch nachträglich sehr leicht in den Kammweg einbeziehen. Will man aber vom Johannissteine in dieser Beziehung absehen, so könnte man für ihn doch ein drittes Zeichen wählen, wie überhaupt für alle Örtlichkeiten, deren Besuch für den Kammwegwanderer zwar nicht als eine Art Verpflichtung erscheinen, aber doch angeraten sein möchte, etwa ein oben geschlossener Kamm, der somit einer vierprossigen Blauleiter gleichen und ebenfalls andeuten würde, daß man den Weg hin und zurück gehen müsse, aber auch ganz unterlassen könne. Durch ein solches Zeichen könnte auch Dittersbach an den Kammweg angeschlossen werden und wohl auch noch manch eine andere Örtlichkeit von touristischer Bedeutung.

Das sind bescheidene Vorschläge, welche ich auf Grund meiner Wanderungen bekannt zu machen mir erlaube und die wohl in den Rahmen des Unternehmens recht leicht einzufügen sein möchten. Ob sie in der Tat zweckentsprechend sind und zur Ergänzung des vortrefflichen Kammwegwerkes benützt werden können, das zu beurteilen, muß den verdienstvollen Gebirgsvereinen, welche die Herstellung des Kammweges zu ihrer Aufgabe gemacht haben, ausschließlich überlassen bleiben.

Ehe ich von den lieben Bergen der Waldmark scheidet, gedenke ich noch einiger Verse:

Wir lieben, was die Väter liebten,
Die deutsche Ehr', die deutsche Treu',
Wir üben, was die Väter übten,
In Tat und Worten groß und frei.

für alles Edle, Gute, Schöne
Sind uns're Herzen heiß entflammt,
Wir fühlen, daß wir deutsche Söhne,
Daß deutschem Blute wir entstammt.

In dieser Weise schildert Theodor Hutter¹⁾ das „deutsche Volksgefühl“. Dagegen wendet sich der westböhmisches Dichter unmittelbar an die Berge:

Trauer Heimat ält'ste Wächter,
Trotzig schaut auf die Verächter
Unfres Volkstums hehre Pracht,
Haltet Wacht!

Wilde Kämpfe saht ihr toben,
Saht der Heimat Bild durchwoben
Von der blut'gen Hüssenschlacht,
Haltet Wacht!

Haltet Wacht in alter Treue,
Daß die Heimat stets auf's Neue
Spieg'le sich in deutscher Tracht . . .
Haltet Wacht!

So sang M. Urban²⁾ in Plan. Ich aber grüße mit den Worten, welche ich einst dem Leipziger Spitzbergturm gewidmet habe, jeden Steinturm, den wir auf der Kammwegwanderung angetroffen haben:

Hoch auf dem Berge ragt der Turm
Als deutsches Mal und Zeichen,
Hoch reckt er sich und keinem Sturm
Wird seine Quader weichen!

O sei begrüßt, du starker Turm,
Auf deines Berges Spitze,
Der Deutsche auch trotz jedem Sturm
Im angeflammten Sitze.

Hoch auf dem Berge blinkt er weit
In lauter deutsche Auen,
Als wollt' er weit, als wollt' er breit
Die deutschen Werke schauen.

Er wanket nicht, er weicht nicht,
Gehorsam deinem Zeichen,
Und Windsbraut-Kraft und Brausen bricht
Am Markstamm deutscher Eichen.

Drum sei begrüßt, du stolzer Turm,
Du deutsches Mal und Zeichen,
Wie du, so wird vor keinem Sturm
Die deutsche Mauer weichen!

Dieses Lied ist von Oberlehrer Joh. Haudeck in Leitmeritz vertont³⁾ und mancher Orten, besonders zu Nieder-Eisenberg in Mähren, unter großem Beifall gesungen worden. Möge deutsches Wort und deutsches Lied in unsern Bergen durch alle Zeit erklingen!



¹⁾ Deutsche Heimatsklänge, p. 21. — ²⁾ Auf deutscher Wacht, p. 172. — ³⁾ Unser Buch, p. 55; J. Haudeck: Drei Lieder (1888).

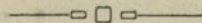
Initialen-Verzeichnis.

Seite:

Titelbild: Grundmühle.	
Einleitung: Teichken und Rosenberg	1
1. Reichenberger Rathaus und Stadtwappen	13
2. Aus dem Markwalde	21
3. Teichkenwirtschaft; Aussichtsturm	29
4. Buschweibchen-Fest	39
5. Grünkäppel	45
6. Neuländer Biadukt; Baumstumpf beim Ausgepann	51
7. Rabenstein bei Freudenhöhe; weiße Steine	59
8. Kirche in Grottau; Grafenstein	64
9. Trägelsberg; Blick nach dem Hochwald	70
10. Ortschaft Paß	74
11. Die beiden Böfge; Maria und der Teufel	82
12. Tobiasstiefer	90
13. Die Sicheljungfrauen	96
14. Alkränchen	103
15. Der Müllerburjche (Pumphut) mit dem Mülhstein	111
16. Lückendorfer Kurhaus; Blick nach dem Hochwald	116
17. Turm und Wirtschaft auf dem Hochwald; Blick nach der Laujsche	123
18. Blick auf den Rabenstein und die Laujsche; Rabenstein samt Bergwirtschaft	128
19. Die Laujsche	142
20. Ruine Tollenstein; Bergwirt Müinzberg	148
21. Tannenberg; Turm mit Wirtschaft	156
22. Alte Schmiede; Wasserfall; Kreuzbuchen-Wirtschaft	163
23. Kaltenberg-Ansicht; Turm und Schutzhütte; Berggränlein	172
24. Die Kolbe mit der Marienkapelle in Kamnitz; Kolbenzwerge	179
25. Wegkapelle bei Kunnersdorf	186
26. Dorfglockenhauß; Haferfaat	192
27. Die Grieselmühle mit dem Paulinen=See; Kinder in den Preiselbeeren	200
28. Kreuz vor Schemmel; Blick auf den Rosenber; Blick auf die Dittersbacher Felsen	207
29. Grundmühle; Blick von den Folgen nach dem Kaltenberge	216
30. Rosenber-Ansicht von Schemmel	227
Schlußvignette: Teut's Abschied	238

Inhalt.

	Seite:
Einleitung	1
1. Reichenberg	13
2. Zum Ausgespann	21
3. Auf der Zeichentoppe	29
4. Am Zeichfenbach	39
5. Um den Haunerteich	45
6. Neuland	51
7. Freudenhöhe	59
8. Grafenstein und Grottau	64
9. Paj	70
10. Eine uralte Straße	74
11. Durch den Johnswald	82
12. Zur Tobiasstiefe	90
13. Ringelsheim	96
14. Der Falkenberg	103
15. Das böhmische Thor	111
16. Lückendorf	116
17. Auf dem Hochwald	123
18. In der Eishöhle	128
19. Auf der Lausche	142
20. Burg Tollenstein	148
21. Auf dem Tannenberge	156
22. Bei der Kreuzbuche	163
23. Auf dem Kaltenberge	172
24. Über die Molde	179
25. Über die Dörfer	186
26. Ein Sagenabend	192
27. In der Grieselmühle	200
28. Schemmel	207
29. Über die Folgen	216
30. Der Rosenbergs	227
Nachwort	239



Druckfehler.

Seite 109	3. 3 v. u.	lies:	„de agno“.
„ 150	3. 13 v. o.	„	„Münzberg“.
„ 156	3. 10 v. o.	„	„Sylsemilch“.
„ 164	3. 11 v. u.	„	„Reffelberg“.
„ 206	3. 20 v. o.	„	„Paulinen-See“.





Zeichen-Erklärung.

- | | | | | | |
|--|---------------|--|----------------------|--|----------------|
| | Landesgrenze | | Städte | | Fluß, Bach, |
| | Bezirksgrenze | | Orte mit Kirche | | Teich |
| | Bahnhof | | Orte ohne Kirche | | Fussichtsturm |
| | Haltestelle | | Schloß, Ruine | | M. Mühle |
| | Straße | | Berg | | Gastwirtschaft |
| | Fahrtweg | | K. B. Kalksteinbruch | | |

Kammweg
 Maßstab: 9 mm = 1 km.

Der Kammweg
 vom Jeschken bis zum Rosenberge.

Gezeichnet von
Hugo Schwarz, Lehrer in B. Leipa.

2445



Eur